

13.

Jul Libloffsk
Dusherow.

Calwer Familienbibliothek.
27. Band.

Aus dem
Urgroßvaters Hausbuch.

Historische Erzählung

v

Helene Berthold.



Calw & Stuttgart.

Verlag der Vereinsbuchhandlung.

1892.

Druck der Stuttgarter Vereins-Buchdruckerei.

Motto: „Wir haben allenthalben Trübsal, aber wir ängsten uns nicht. Uns ist bange, aber wir verzagen nicht. Wir leiden Verfolgung, aber wir werden nicht verlassen. Wir werden unterdrückt, aber wir kommen nicht um.“ 2 Kor. 4, 8—9.

„Was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er zu Schanden mache, was stark ist.“ 1 Kor. 1, 27.

„Er giebt den Müden Kraft und Stärke genug den Unvermögenden.“ Jes. 40, 29.

Schwiebus, den 8. Juli 1830.

„Heut, als am Geburtstage meiner liebsten Tochter Gottliebe, die seit kurzem an den hochwürdigen Superintendenten und Pfarrer, Herrn Eduard S . . . zu Samter, im Posen'schen, verheiratet ist, habe ich mir, nach alter Gewohnheit, einen Feiertag gemacht und bin hinauf gestiegen in die Bodenkammer, allwo der Väter Hausrat steht, um dort nach Herzenslust in den alten Geschriften und Sachen zu kramen.

Das ist von jeher meine Freude gewesen, und gar manchmal schon fand ich ein merkwürdig Blättlein aus der Voreltern Lebensgeschichte, das ich mit sonderlicher Nüchternung studierte und nachher den Meinen zu Nutz und Frommen vorlas.

Auch heut durchstöberte ich mit Lust und Eifer die morschen Truhen und Schränke, so daß ich schier Zeit und Stunde vergaß, und meine Hausfrau des öfteren rief: „Benjamin Gottlieb, willst Du heut nimmer zu Mittag essen?“

Aber ich achtete nicht weiter darauf, weil ich gerade über einer geschnörkelten Schrift buchstabierte, bis endlich das gute

Weib selber in der Kammer erschien und ängstlich sagte: „Ich meinte schon, es sei dir ein Unfall zugestoßen, Gotthilf. So lange, wie heut, hast du es ja noch nie getrieben.“

„Deswegen ist auch unserer Gottliebe Geburtstag,“ lachte ich. „Da kann ich mir solch Vergnügen wohl gönnen. Hab' auch schon viel Glück gehabt. Sieh' nur, Mutter, was ich fand: Meines Vaters selig Taufmütze, wie das vergilbte Zettelchen, das darangeheftet ist, deutlich beweist.“

Mit Neugier und Nührung betrachtete meine Frau das zierlich genähte und wattierte Mützchen aus grünseidenem Taft, während ich selber wieder in einer Truhe zu framen begann.

Dabei bemerkte ich mit Staunen, daß der alte Kasten einen unverhältnismäßig hohen Boden hatte, und fast unwillkürlich kam mir der Gedanke, ob sich nicht darunter vielleicht gar ein geheimes Versteck befinden sollte. Doch vergeblich war all mein Mühen, das Verborgene zu entdecken, und enttäuscht wandte ich mich ab.

Da sagte meine Frau tröstend: „Laß gut sein, Alter. Es ist jetzt keine Zeit dazu, und es wird dir auch nicht gelingen, weil du eben mit mir zum Mittagbrot kommen sollst. Wenn du dich nachher gehörig gestärkt hast, mag dir die Sache besser geraten, denn jed' Ding will Weile haben, und ein hungriger Magen ist ein schlechter Arbeiter.“

Ich sah ein, daß die Gute recht hatte, und folgte ihr ins Eßzimmer hinab, wo ich dem bereits aufgetragenen Mahle alle Ehre anthat und auch ein Glas selbstgezogenen Weines auf das Wohl meines fernen Kindes trank.

Nachher, als meine Alte den gewohnten Mittagsschlaf hielt, nahm ich leise Meißel, Bohrer und Beil und stieg damit wieder in die Kumpelkammer, willens der alten Truhe den Boden aufzubrechen, wenn sie ihr Geheimnis nicht gutwillig hergeben sollte. Aber meine Ungeduld war diesmal sonderbarerweise so groß, daß ich das Suchen nicht allzu lange aushielt,

sondern das Stemmeisen in eine Fuge des morschen Holzes
setzte, und mit raschem Druck die Hinterwand des Kastens
sprengte.

Und siehe da! Meine Ahnung hatte mich nicht betrogen!
Die Truhe besaß wirklich ein geheimes Versteck, und als die
Hinterwand zu Boden fiel, kam ein dickes, in Pergament ge-
bundenes Buch zum Vorschein, welches alsbald meine ganze
Aufmerksamkeit erregte. Nicht mit Unrecht glaubte ich annehmen
zu dürfen, daß es mit diesem Buche eine eigne Bewandnis
haben müsse, da man es gar so sorgfältig versteckt hatte.

Ich zog es also mit größter Vorsicht aus dem engen Be-
hälter hervor, denn ich hatte schon mehrfach die Erfahrung
gemacht, daß derartige alte Papiere bei allzu derber Verührung,
wie Zunder, auseinander gefahren waren, und trat dann mit
meinem gefundenen Schätze ans Fenster.

Erwartungsvoll löste ich die messingnen Krampen, schlug
den Deckel zurück und las nun auf dem Titelblatt, mit höchstem
Erstaunen, folgendes:

„Im Namen Jesu!“

Schwebussen, anno domini 1522.

H a u s b u c h

des

Michael Sckerle,

Bürgers und Tuchmachermeisters zu Schwebussen
im Herzogtum Schlesien.

angefangen

am:

2. Februaris 1522,

unter der Regierung unseres allergnädigsten Herren

Ludovicus,

König in Ungarn und Böhmen

und

Herzog in Schlesien.

Diesen und den angehängten Titel hatte ich gelesen und erkannte nun mit Freude und Mühsung, daß ich das lange vermißte Hausbuch unserer Familie wiedergefunden hatte. Wahrscheinlich war es in den schweren und betrübten Kriegszeitern von irgend einem besorgten Familiengliede, welches später, ehe es sein Geheimniß offenbaren konnte, sterben mußte, in dem doppelten Boden der Truhe verborgen worden.

Mein seliger Vater, der uns oftmals von und aus diesem Buche erzählte, bedauerte stets den Verlust dieser reichhaltigen Haus- und Stadtchronik, und ich selber entsann mich deutlich, mit welchem Vergnügen ich dereinst als Knabe diesen Geschichten gelauscht hatte.

Nun lag der so lange entbehrte Schatz wieder vor mir, und mit Erwartung und Eifer machte ich mich alsbald darüber her.

Die Schrift war zum größten Theil noch gut erhalten, und die Entzifferung der vielfach geschnörkelten und altmodischen Buchstaben verursachte mir nicht allzu viel Schwierigkeiten, da ich ähnliche Sachen schon des öfteren gelesen hatte.

Um vor allen Dingen eine oberflächliche Kenntniß des Gehaltinhaltes zu gewinnen, blätterte ich zuerst hie und da, und sah dabei mit großer Freude, daß ich nicht nur die ausführlichen Erlebnisse meines Geschlechts, sondern auch eine vollständige Stadt- und Reformationsgeschichte meiner Vaterstadt Schwiebus vor mir hatte.

Mit sonderlicher Mühsung und Andacht begab ich mich nun an das genaue Studium des werthen Buches, und als die Sommeronne ihre letzten Strahlen zum Dachfenster herein sandte, saß ich noch immer und las.

Acht volle Stunden hatte ich mit meinem wiedergefundenen Schatze zugebracht und dabei vollständig überhört, daß mich meine liebe Alte verschiedenemal zum Vesper gerufen hatte. Jetzt aber ertönte ihre Stimme fast ärgerlich vom Flur herauf: „Benjamin Gotthilf, du bist unverbesserlich! Hast du denn über

den alten Tröstern die Deinen ganz und gar vergessen? So komm doch endlich zum Abendessen. Das Brod vertrocknet sonst ganz und gar, und das Bier ist längst abgestanden und schal."

Ich mußte heimlich lachen über den Eifer der guten Frau. Dann nahm ich meinen Hund, welcher in Wahrheit ein „Tröster“ genannt werden konnte, unter den Arm und stieg eilends die Treppe hinab. Meine Johanna war nicht wenig erstaunt, als ich ihr die Ursache meines langen Verbleibens in der Bodenkammer erzählte. Mit Neugier und Bewunderung betrachtete sie das altehrwürdige Buch, und versthohlene Thränen der Rührung liefen ihr über das Antlitz, als ich ihr nach dem Nachessen einige Stücke daraus vorlas.

„Ach Gott, Alter, wie schön das ist! Nun verstehe ich gerne, daß du dich nimmer hinab finden konntest, ehe denn du mit diesen erbaulichen Geschichten zu Ende warest! Ach, was sind doch unsere Vorvorderen für fromme, gottesfürchtige Leute gewesen! Was haben sie getragen und gelitten um des Evangeliums willen, und sind dennoch niemalsen müde geworden, dem Herrn im wahren Glauben nachzufolgen! Ob es heutzutage wohl auch noch so wäre? Was für ein still und geruhig Leben dürfen wir dagegen führen, und wissen dem Allmächtigen kaum Dank dafür! Frei und ungehindert können wir allezeit Gottes Wort und Luthers Lehre bekennen, ohne daß uns dabei einfällt, daß wir solche große Gnade nun auch durch einen wahrhaft gottseligen Wandel anerkennen und bethätigen sollten. Unsere Voretern waren gewiß zehnmal besser und frömmere als wir, und doch mußten sie um ihres evangelischen Glaubens willen Gut und Blut, ja selbst das Leben lassen, während wir heutzutage gar laß und lau sind und kaum einige Pfennige zum besten der Kirche übrig haben. Wenn ich mir das alles so recht überlege und bedenke, schäme ich mich von Herzensgrund."

Ich nickte zustimmend: „Du hast recht, Johanna. Unsere Vorvorderen sind uns ein gar herrlich Beispiel, wie wir unseres

Glaubens richtig leben sollen. Ich meine, manch einer der lauen Tageschriften müßte erschüttert werden und ernster denken lernen, wenn er die Märtyrergeschichte seiner Väter lesen würde. Aber leider sind die alten Aufzeichnungen und Geschriften über jene großen Zeiten vielfach verloren gegangen, weil man das damalige Deutsch nicht mehr verstand oder sich nicht die Mühe nahm, es in die heutige Schreibweise zu übertragen. Ach, wieviel wichtige und interessante Dokumente mögen auf diese Weise der Nachwelt entzogen worden sein!

Ich freue mich darum von ganzem Herzen, daß ich das Hausbuch des Urahnens wieder gefunden habe, und ich gelobe hiermit feierlich, daß ich den werten Schatz nicht ungenutzt im Kasten liegen lassen, sondern Kindern und Kindeskindern zugänglich machen will. Ich werde die ganze Geschichte noch einmal sorgfältig durchstudieren, dann in unser jetziges Deutsch übersetzen und aufs neue zu Papier bringen. Sollte mir hie und da etwas unverständlich sein, so hilft mir wohl unser gelehrter Freund, der Oberpfarrer Dr. B. Der hat Verständnis für dergleichen Sachen und wird sich mit mir freuen, wenn er von dem Funde hört. Gleich morgen will ich zu ihm gehen und die Arbeit in Angriff nehmen."

Meine gute Alte nickte mir gerührt und einverstanden zu. „Thue das, Gotthilf. Die schönen Geschichten sind es wohl wert, daß sie des mehreren gelesen werden. Ich glaube, nicht bloß die Unrigen, sondern auch manch Fremder würde sich an diesen wahren Begebenheiten unterhalten und erbauen. Aber meinst du nicht, daß es jetzt Zeit sei, zur Ruhe zu gehen? Soeben pffiff der Wächter 11 Uhr, und für alte Leute ist das eine späte Stunde."

Ich erhob mich zustimmend und holte das Starkebuch zur Abendandacht herbei. Zuletzt konnte ich nicht umhin, dem Herrn auch für den heutigen Fund zu danken, und meine Johanna nickte dazu bekräftigend mit dem Kopfe.

Am andern Morgen zur schicklichen Zeit wickelte ich das Hausbuch fein säuberlich ein, und ging damit zu Herrn Primarius B. Der geriet schier in Feuer und Flamme, als er den Folianten erblickte, und rief einmal übers andere: „Alter Freund, was für einen köstlichen Fund habt Ihr da gethan! Mit tausend Freuden will ich Euch helfen, wo Ihr nicht weiter wißt. Fangt nur bald mit der Ab- und Umschrift an. Je eher das Werk vorgenommen wird, desto besser.“

Das war mir aus der Seele gesprochen! Ich dankte dem freundlichen Herrn geziemender Weise für seinen Beistand und machte mich alsbald an die Arbeit. Die war freilich größer, als ich anfangs dachte, und manchen lieben, langen Tag habe ich gegessen, sinniert und geschrieben.

Dr. B. hat treulich Wort gehalten, und seiner Hilfe allein verdanke ich es, daß ich auch die mir unverständlichen Stellen in gutem, heutigem Deutsch niederschreiben konnte. Auf seinen Rat habe ich auch viele weniger wichtige Begebenheiten ausgelassen, damit das Buch, durch dergleichen nebensächliche und meistens langatmige Auseinandersetzungen, nicht uninteressant und langweilig wird.

Nun ist das große Werk gethan! Ich freue mich seiner von Herzen und danke dem Herrn, daß er es mich zu Ende bringen ließ! Möge er nun auch in Gnaden geben, daß es nicht umsonst geschrieben ist, sondern von Kind und Kindeskindern mit Segen gelesen, und vor allen Dingen das evangelische Bewußtsein und Gewissen in ihnen dadurch erweckt, gestärkt und erhalten werde!

Ja, Herr, erhalte uns, die Nachkommen jener alten Glaubenshelden, bis ans Ende unserer Tage in dem evangelischen Bekenntnis unserer Väter! Laß uns nie vergessen, was sie um desselben willen Jahrhunderte lang erduldet haben! Laß uns unsern theuren Glauben fest- und hochhalten, auf daß wir stets daran gedenken mögen, daß es heilige Pflicht und Schuldig-

keit ist, der lutherischen Konfession nicht nur treu zu bleiben, sondern dieselbe auch aus allen Kräften unterstützen, ausbreiten und fördern zu helfen! Segne und beschütze, o Herr! immerdar die teuren Preußenkönige, die gottgesegneten Hohenzollern, unter deren ruhmreicher Regierung wir zur Glaubensfreiheit gelangten und nun schon fast hundert Jahr ungestört unserem Bekenntniß leben durften! Laß diese frommen Fürsten, wie von alters her, so auch in Zukunft, treue Anhänger und Schirmherren unserer evangelischen Kirche sein, auf daß auch fernerhin Gottes Wort und Luthers Lehre rein und lauter in meiner lieben Vaterstadt verkündet werden darf! Amen!"

Schwiebus im Oktober 1830.

Benjamin Gotthilf Sderl,
wie alle seine Väter: Bürger und Tuchkaufmann
zu Schwiebus.

• — — •
„Im Namen Jesu!"

Schwebussen, anno domini 1522.

H a u s b u c h
des

Michael Sderle,
Bürgers und Tuchmachermeisters zu Schwebussen
im Herzogtum Schlesien,
angefangen
am:

2. Februaris 1522,
unter der Regierung unseres allergnädigsten Herren
Ludovicus,
König in Ungarn und Böhmen und
Herzog in Schlesien.

Beendet
1750
von
des Vorbenannten Nachkommen:
Michael Sderl,
Bürger und Tuchkaufmann
zu
Schwiebus
im
Königreich Preußen.

Mehrfach ergänzt
und
mit einer Schlußnotiz
versehen
von
dessen Sohne
Benjamin Sderl,
gleichfalls Bürger und Tuchkaufmann.
Schwiebus, anno domini 1779.

Gloria in excelsis Deo!
Wiederaufgefunden
ergänzt, verbessert und in heut verständliches Deutsch
umgeschrieben
von
des Letztgenannten
Sohne
Benjamin Gotthilf Sderl
Bürger und Tuchkaufmann
zu
Schwiebus
anno domini:
1830.

Schwebussen, am 2. Februaris 1522.

Heut, als am Tage Mariä Lichtmeß, habe ich, Michael Sckerle, Bürger und Tuchmachermeister der Kaiserl. Königl. Stadt Schwebussen, mit der ehr- und tugendsamen Jungfrau Maria Drabsch, Tochter des Bäckermeisters und Gewerksältesten Bartholomäus Drabsch, in der Kirche zu St. Petri und Paul meinen Ehebund geschlossen.

Hätte solches vor einem Jahre nimmer für möglich gehalten, da ich seit langem fest entschlossen war, geistlich zu werden, weil ich schon von Jugend auf eine absonderliche Freude an alten Büchern und Schriften hatte. Dachte darum in das Cisterzienserkloster zu Paradise in Polen, welches nur eine Stunde von hier gelegen ist, einzutreten, und in der dortigen, großen Bücherei nach Herzenslust zu studieren. Lesen, Schreiben und ein wenig Latein konnte ich allbereits, da unser Pfarrer Johann Haugwitz, genannt Luchner, über meine Lernbegier erfreut, mich fleißig darin unterwiesen hatte.

Doch mein lieber Vater, als ich ihm nun meinen Wunsch offenbarte, war darüber wenig erbaut und sagte kurz: „Das schlag dir aus dem Sinne, Michael, ausgenommen du müßtest gegen meinen Willen geistlich werden. Aber ich denke, dahin wird es nicht kommen, denn du warest mir bisher stets ein guter Sohn, und wirst auch jetzt nicht gegen Gottes Gebot: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren,“ handeln wollen. Außerdem weißt du, daß ich von dem mönchischen Wesen nicht viel halte. Ich meine, ein Mensch kann eher selig werden bei redlicher Arbeit und Pflichterfüllung, als bei Fasten, Kasteien und Heiligenanrufung. Es kommt ja doch alles schließlich auf Gnade an.“

Ich schüttelte betrübt den Kopf.

„Ihr seid in Glaubenssachen von jeher anderer Ansicht gewesen, als ich, liebster Vater. Ich habe schon manchmal gedacht, ob nicht die Sage am Ende recht hat, wenn sie erzählt, daß

die Sckerle aus Ungarland stammen und, als Anhänger des Kegers Huß, vor hundert Jahren nach Schlessien geflohen seien. Jedenfalls denkt und spricht Ihr oft wie jener Abtrünnige."

"Der in vielen Stücken die Wahrheit sprach," entgegnete mein Vater ernst. „Aber es kann schon sein, daß jene Mär auf Wahrheit beruht und ein Stücklein des alten Glaubens in mir sitzen geblieben ist. Deswegen kommt mir auch die Lehre, die aus Wittenberg herüber schallt, gar traut und bekannt vor, und ich möchte wohl mehr und ausführlicher davon wissen."

"Um Gotteswillen, Vater, hört auf!" rief ich entsetzt. „Bedenkt doch, daß der abtrünnige Mönch, Martinus Luther, von Kaiser und Papst in Bann und Acht gethan ist. Was kann da Gutes von ihm kommen! Die lieben Heiligen alle und die gebenedeite Gottesmutter hat er vom Thron gestoßen, und was er uns dafür bietet, wissen wir nicht. Seine Lehre ist ganz gewiß vom Teufel! Nein, nein, laß uns gute katholische Christen bleiben! Ich meinstetils könnte ohne die lieben Heiligen und Nothelfer überhaupt nicht leben. Was sollte ich anfangen, wenn sie nicht alle Tage für mich bitten und die Mittler zwischen Gott und mir sein sollten? Die Last meiner Sünden würde mich ja zu Boden drücken!"

"Einer nur ist unser rechter Mittler! Jesus Christus, für uns gestorben am Stamme des Kreuzes, vertritt uns allezeit beim Vater! Was brauchen wir mehr!" sagte mein Vater leise, fast mehr zu sich selbst, und seine alten Augen leuchteten dabei wie verklärt.

Ich erschrak aufs neue: „Vater, liebster Vater, was ist mit Euch vorgegangen? Ihr wollt doch kein Abtrünniger werden! Nein, nein, das dürft Ihr mir nicht anthun! Ich will ja auch von Herzen gern all Eure Wünsche erfüllen, die Möncherei aufgeben und die Jungfer Drabschin heiraten. Aber thut mir nur die Liebe, und werdet kein Lutheraner!"

Der Greis lächelte milde über meinen Eifer und sagte sanft: „Gottes Werk läßt sich nicht aufhalten, mein Sohn. Auch du wirst auf die Dauer nicht wider den Stachel lösen können. Glaube mir, die Lehre des wittenbergischen Mönches wird binnen kurzem einen Siegeslauf durch ganz Deutschland unternehmen. Ich spreche nicht gern über mein Innenleben, aber ich habe tief im Herzen die feste Überzeugung, daß der Luther das Rechte gefunden hat, wenn er sagt, ‚daß wir nur aus Gnaden, ohne eignes Verdienst, selig werden können‘. Ich habe in meinem langen Leben aus allen Kräften danach gestrebt, so viel als möglich, gute Werke zu thun, aber ruhig und meiner Seligkeit gewiß bin ich dadurch nie geworden. Da half mir ganz allein das Wort:

„So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde, ohne des Gesetzes Werk, allein durch den Glauben.““
Oder getrautest du dich vielleicht vor den Allmächtigen hinzutreten und, im Vollgefühl deiner guten Werke, zuversichtlich zu sprechen: „Hier bin ich, Herr, Du mußt mich annehmen. Ich habe mir das Himmelreich durch mein frommes Leben verdient!?“
Nein, nein, mein Sohn, es wird auch bei dir auf das Wort heraus kommen: „Aus Gnaden, Herr, aus Gnaden laß mich selig werden.“

Ich wandte mich bestürzt ab. Die Worte des ehrwürdigen Greises, der mir von Jugend auf ein Vorbild der Gottesfurcht und Rechtschaffenheit gewesen war, waren mir, wider Willen, zu Herzen gegangen. Doch ich verstockte meine Seele gegen die bessere Einsicht, weil ich solche noch für Sünde hielt, und sagte bittend:

„Höret auf, Herr Vater. Der hochwürdige Propst würde mir schwere Pönn auflegen, wenn er wüßte, daß ich so lange den verbotenen Worten lauschte. Ich werde mir nachher einen Ablasszettel lösen, daß ich bei Zeiten der Strafe entgehe.“

Der Greis sah mich traurig an.

„Wozu dieser Götzendienst? Meinst du wirklich, du könntest dir um einen Thaler die Seligkeit kaufen? Ach, in welchen schrecklichen Irrthümern ist doch unsere liebe Kirche gefangen! Und Herr Haugwitz ist leider auch solch neumodischer Eiferer für den verderblichen Ablasshandel, der den Leuten das Geld aus der Tasche lockt und die Köpfe verdummt. Da war der alte Pfarrer, Gott hab ihn selig! ein anderer Mann! Der dachte gerade so, wie ich. Manch liebe Nacht habe ich mit ihm zusammen gegessen. Er hat mir die lateinische Bibel verdeutschte, und darüber ist uns beiden ein großes Licht aufgegangen, in dessen Glanze mein alter Freund sanft und selig von hinnen geschieden ist. „Aus Gnaden“, war sein letztes Wort, und aus Gnaden allein will auch ich dereinst selig werden.“

Der alte Mann schwieg und faltete betend die Hände. Ich aber, der ich doch den Frieden fest gegründeter Überzeugung auf seinem Antlitz sah, wandte mich hastig ab und rief mit erstickter Stimme:

„Genug, genug! Ich darf deine Worte nicht länger hören! Ich will all deine Wünsche erfüllen, aber versprich mir, nie wieder von dergleichen Dingen mit mir zu reden.“

Fast mitleidig sah mich mein Vater an.

„Es ist gut, Michael. Dir geschehe, wie du gesagt hast. Gehe du mich nicht selber darum bittest, soll dir fürder kein Stücklein meines Schatzes mitgeteilt werden.“

Zufrieden und doch beschämt küßte ich die Hand des lieben Greises und ging dann mit einem Herzen voll wunderlicher und sich widersprechender Gedanken an mein Tagewerk. Daß mir mein jahrelanger Lieblingswunsch, das Geistlichwerden, fehl geschlagen war, bekümmerte mich im Augenblick fast weniger, als der Zwiespalt in meiner Seele, denn wider Willen hafteten des Vaters Worte fest in mir und stritten sich ununterbrochen mit meinem ganzen bisherigen Fühlen und Denken.

Zuletzt wußte ich nicht mehr aus noch ein, hielt meine große

Angst darüber für eine Aufsechtung des Bösen und lief schleunigst zum Herrn Pfarrer, daß er mir einen Ablass wider unnütze Gedanken gäbe. Leider jedoch hat mir der teuer bezahlte Zettel nicht viel genützt, vielleicht weil mein Glaube an denselben, ohne daß ich's wußte, bereits erschüttert war. —

Es traf sich gut, daß mein Vater, weil er sich in letzter Zeit schwach und unpaß fühlte, auf Beschleunigung meiner Hochzeit mit der Jungfer Drabschin drang, da er selber doch noch gerne daran teilnehmen wollte. Gehorsam kam ich seinem Wunsche nach, und die nun durch die notwendigen Vorbereitungen entstehende Arbeit und Aufregung war ein prächtiger Ableiter für alle quälenden Gedanken.

Als die Trauung vorüber war und die Gäste, wie ortsüblich, dem jungen Ehepaare ihre Gaben darbrachten, kam auch mein lieber Vater und hielt in seinen Händen ein großes, in Pergament gebundenes Buch. Ich meinte nicht anders, als es sei eine seltene Mönchsschrift und griff hastig danach. Doch als ich erwartungsvoll die messingnen Krampen öffnete und den Deckel zurückschlug, fand ich's, daß der Foliant nur leere, weiße Blätter enthielt.

Erstaunt fragend sah ich den Vater an. Der lächelte leise und sagte dann freundlich: „Das soll dein Hausbuch werden, Michael. Darein sollst du niederschreiben, was sich in deiner Familie und Vaterstadt Wichtiges ereignet. Auch deine Gedanken über manches, was dich quält und beunruhigt, magst du hier und da zu Papier bringen. Für alle Menschen ist dergleichen Selbstbespiegelung nicht. Aber dir wird es gut thun, wenn du hin und wieder liesest, wie du früher gedacht hast; wird dir auch eine segensreiche Entschädigung werden für dein, mir zu Liebe aufgegebenes Studium.“

Hocherfreut küßte ich des lieben Greises Hand. „Habt tausend Dank, Herr Vater. Etwas Besseres konntet Ihr mir nicht schenken! Seid versichert, ich werde das Buch in Ehren

halten, und es wird mir eine sonderliche Lust sein, darinnen des Hauses und der Stadt Erlebnisse niederzulegen."

Im Wonnemond 1522.

So hab' ich denn meinen Chestand, wie oben bemeldet, im Namen Gottes und unter des Vaters Segen begonnen, und muß aufrichtig sagen: „So leid mir's im Anfang war, daß ich meinen Lieblingswunsch aufgeben mußte, so lieb ist es mir jetzt, daß ich der Stimme des vierten Gebotes gehorcht habe.

Meine Maria ist ein gar holdseliges Weib, das mit mir, der ich oftmals zu schweren Gedanken neige, vortrefflich und klug umzugehen weiß. Auch nimmt sie des Haushaltes in allen Stücken treulich wahr, versteht mit Nello und Spindel umzugehen, und weiset Knecht und Magd mit sanftem, aber festem Wort an ihren Platz. Mein guter Vater lebt schier wieder auf bei ihrem kindlich-fröhlichen Dienen, und ich glaube es jetzt nimmer, daß sein Ende so nahe sei, wie er meint. Ich könnte es ja auch kaum ertragen, wenn er mir jetzt schon genommen würde, denn sein Rat und Zuspruch ist mir unentbehrlich. Zwar über des wittenbergischen Mönches Lehre haben wir nicht mehr mit einander gesprochen, aber ich fühle es deutlich, daß der Greis fester denn je von der Wahrheit derselben überzeugt ist. Neulich hatte er ein gedruckt Blättlein, worin er eifrig studierte, und als ich fragte:

„Was leset Ihr da, liebster Vater?“ antwortete er mit leuchtenden Augen:

„Das sind die 95 Thesen, die Dr. Martinus Luther an die Wittenberger Schloßkirche geheftet hat. Gevatter Wandrey, der gestern von der Leipziger Messe zurückgekommen ist, hat sie mir mitgebracht. O, Michael, was sind das für köstliche Borte! Wahrlich, die müssen den Stuhl des Papstes bis in die Grundfesten erschüttern!“

Ich erschrak heftig; aber trotzdem hätte ich ums Leben Urgroßvaters Haushuch. (Familienbibl. 27. Bd.)

gerne gesagt: „Weiset mir das Blatt. Ich will es selber lesen.“ Doch da fiel mir plötzlich ein, daß unser Herr Pfarrer erst gestern vor den verführerischen keckerischen Lehren und Reden gewarnt hatte. So drehte ich mich denn kurz um und ging hinaus. Hinterher hat mir's bitter Leid gethan, denn ich kann mir nicht helfen, in meinem Herzen spricht eine laute Stimme für des Vaters Ansicht. Und ob ich gleich kräftig dawider kämpfe und der Kirche ein Opfer um das andere bringe, komme ich doch nicht zu Ruhe und Frieden. Ach, was gäbe ich darum, wenn ich wüßte, auf wessen Seite die Wahrheit ist!

Julius 1522.

Mein lieber Vater hat mit seinen Sterbensgedanken doch recht behalten. Gestern haben wir ihn zur Ruhe getragen. Ganz still und sanft, mit einem seligen Lächeln auf dem Antlitz ist er eingeschlafen, und sein letztes Wort war: „Gnade“.

Pfarrer Haugwitz schalt zwar heftig, daß ich ihn nicht an das Krankenbett gerufen habe. Aber ich mache mir nicht viel daraus. Ich bin gewiß, daß der fromme Greis auch ohne die äußerlichen Ceremonien der Kirche zu seines Herrn Freude eingegangen ist. Zwar um der Ordnung und des guten Beispiels willen will ich gerne jedes Opfer bringen und soviel Seelenmessen lesen lassen, als Herr Haugwitz für gut befindet. Doch zweifle ich fast, ob solches Thun einem Toten wirklich Dienste leisten könne, besonders da ich weiß, daß mein Vater von dergleichen niemals etwas hielt. Aber ich meinesteils möchte trotzdem nicht mit der hergebrachten Sitte brechen und mich nimmermehr dadurch von meiner lieben Kirche trennen.

Freilich kann ich mir dabei nicht mehr verhehlen, daß manches, was ich früher hoch und heilig hielt, mir jetzt nichtig, ja verkehrt vorkommt. Ich wünschte wohl, ich könnte nur noch ein einzigmal diese Sachen mit meinem Vater besprechen. Ich

fühl's, dann würden meine Kämpfe und Zweifel zur Ruhe kommen. Aber dazu ist es jetzt zu spät, zu spät! Ach, was für ein verkehrt und merkwürdig Ding ist doch das menschliche Herz! So lange der fromme Greis an meiner Seite lebte, floh ich ängstlich jedes Gespräch über Glaubenssachen, und jetzt, wo er auf immer von mir gegangen ist, gäbe ich wer weiß was darum, könnte ich seine Ansicht hören! O, mein Vater, mein Vater, wie sehr vermissе ich dich!

August 1522.

Wie gut es ist und welchen Segen es bringt, wenn Kinder ihren Eltern zuliebe jeweilen die liebsten Wünsche opfern, habe ich jetzt hundertfach an mir erfahren dürfen. Als ich so bitter Leid trug um meinen Vater, denn ich hatte ihn fast zu sehr geliebt, da ist mir mein herzens Weib wie ein Engel des Trostes zur Seite gestanden, so daß ich Gott vielmal für ihren Besitz gedankt habe und nur noch mit Schauern daran denken mochte, wie ich die Trauer wohl allein hinter den finstern Klostermauern ertragen hätte.

Mir ist manchmal gerade, als ob des Vaters Denken und Fühlen auf meine Maria übergegangen sei. Schon zu seinen Lebzeiten neigte sie zu denselben Ansichten, und jetzt höre ich sie oft in diesem Sinne reden. Aber das freut mich fast und ich meine, der liebe Greis habe es sich also vom Herrn erbeten, damit ich nach seinem Hingange nicht des gewohnten Trostes entbehre.

Februariß 1523.

Ich bin lange nicht mehr zum Schreiben gekommen, denn mancherlei Widerwärtigkeiten und Unglück haben die liebe Vaterstadt betroffen. Das schlimmste darunter war das erschreckliche Feuer, welches am Tage Katharinä, am 25. Nov. vorigen Jahres, abends 10 Uhr in der Kreuzgasse im Brauhofe entstand. Wahrscheinlich hat ein Brauknecht beim Malzbörren das Unheil versehen, aber auch nachher schwere Strafe

dafür erlitten, denn man fand seine verkohlten Gebeine beim Aufräumen unter der Asche. Nun liegt der größte Theil der Stadt in Trümmern, und das Elend ist namenlos groß. Wenn man es genau nehmen will, sind außer Schloß, Rathhaus, Kirche, Schule und den Vorstädten nur noch fünf Häuser unversehrte geblieben.

Ich weiß nicht, womit ich es verdient habe, aber Gott sei Dank dafür: Mein väterliches Gehöft ist von dem verheerenden Element gänzlich verschont geblieben. Aus Erkenntlichkeit dafür haben denn meine Maria und ich uns so viel als möglich der Obdachlosen angenommen. Schier jedes Plätzlein in Haus und Ställen ist von Abgebrannten besetzt, ja selbst der Schweinekoben ist zur Schlafstätte eingerichtet worden. Da giebt es wohl viel Unruhe und Arbeit, und es läßt sich leicht denken, daß es keine Kleinigkeit ist, die fünfzig Quartiergäste in Ordnung zu halten und zu bewirten.

Und wiederum habe ich gesehen, welch Kleinod mir der Herr in meinem herzlichsten Weibe beschert hat. Unermüdlich von früh bis abends schafft meine Maria in Haus und Hof, tröstet die Alten, schweiget die Kinder, kocht für die ganze Gesellschaft und opfert dazu ohne Murren und Klagen ihre gesammelten Vorräte. Manch Dank- und Segenswort schallt hinter ihr her, und ich mußte mich gestern gerührt und erfreut abwenden, als ein altes Mütterchen der jungen Hausfrau durchaus die Hand küssen wollte.

Das große Unglück unserer Stadt ist auch unserm jungen Könige Ludovikus zu Ohren gekommen. Das hat den leutseligen Herrn dermaßen erbarmt, daß er sub Dato Prag, Mittwoch nach heil. drei Königen= Tage 1523, einen Königl. Begnadigungsbrief erließ, vermöge dessen die Stadt wegen des erlittenen Brandschadens auf zehn Jahre von allen Beschwerden und Abgaben befreit wurde. Wolle Gott dem fürstlichen Herrn solche Gutthat reichlich vergelten!

April 1523.

Reges Leben und Treiben herrscht überall in der Stadt. Es wird wacker gebaut und der milde Lenz begünstigt jede Arbeit. Es ist eine wahre Freude, zu sehen, wie unter den Händen der Fleißigen die liebe Vaterstadt schier neu erstehet.

Möge sie Gott fernerhin vor solch großem Unglück, wie das letzte, in Gnaden bewahren!

Juli 1523.

Heut ist es ein Jahr, daß mein lieber Vater von hinnen schied, und noch immer vertrauere ich ihn tief und schwer. Trotzdem wünsche ich ihn nicht mehr auf die Erde zurück, sondern gönne ihm seine Ruhe von ganzem Herzen; schläft er doch in Gottes Hut und Frieden, während wir Tag aus, Tag ein mit Welt, Sünde und unserem eigenen Fleisch kämpfen müssen. Dazu habe ich besonders noch von dem beständigen Zwiespalt in meiner Seele zu leiden. Wohl fühle ich immer mehr und mehr, daß das Recht wohl doch auf meines Vaters Seite war, aber noch bin ich nicht zur vollständigen Erkenntnis gelangt. Ich glaube übrigens, ich stehe mit meinen Kämpfen und Zweifeln nicht allein da. Gar manchmal kommt es mir vor, als ob etliche Freunde und Nachbarn genau ebenso beunruhigt würden, als ich. (Nicht zu reden von meinem Weibe, von dem ich jetzt genau weiß, daß es eine geheime Anhängerin des Wittenberger Mönchs ist.) Aber keiner getraut sich mit der Sprache heraus. Alle fürchten mehr oder weniger den Zorn des Pfarrers Haugwitz zu erregen. Hat doch der eifrige Herr neulich eine alte Frau zu strenger Kirchenbuße verurtheilt, weil er sie beim Lesen einer lutherischen Schrift ertappte.

Nun, ich muß sagen, wenn ich die feste Überzeugung hätte, daß der Wittenberger im Recht wäre, dann würde ich mich nimmer vor des Propstes Zorn fürchten, sondern meine Meinung frei und öffentlich bekennen, möchte mir daraus gleich Strafe

und Unheil erwachsen. Aber so, wie es jetzt mit mir steht, fühle ich mich noch im Gewissen gebunden und vermag keinen entscheidenden Schritt zu thun. Möchte sich Gott endlich meiner erbarmen und mir volle Klarheit geben!

September 1523.

Gestern ist meinem Hause große Freude widerfahren. Meine Maria hat mir das erste Kind, ein Söhnlein, geschenkt, und meine Seele preiset nun dafür den Allmächtigen, denn Mutter und Kind sind wohl und munter.

Heute haben wir das Knäblein zur heiligen Taufe getragen. Großvater Drabsch und Gebatter Wandren waren die Paten. Seinen Namen haben wir Michael genannt, wie alle meine Väter hießen, und ich finde auch, es giebt nicht leicht einen schöneren. „Michael“ (das ist verdeutschet: „Wer ist wie Gott?“) ist ein Name von gar hoher Bedeutung, und ich will allezeit bitten und flehen, daß mein Söhnlein desselben würdig und seinem himmlischen Namensvetter, dem starken Erzengel Michael, ähnlich werde. Der war groß in der Demut gegen seinen Gott und Herrn, und groß im Kampfe gegen den Fürsten der Finsternis. Sein Name: „Wer ist wie Gott“? zeigt die tiefe, ehrfurchtsvolle Unterthänigkeit, mit der sich der hehre Engelfürst dem Allschöpfer nahte. Die Frage: „Wer ist wie Gott“? schließt die Antwort in sich: „Niemand ist wie Gott!“ Wir alle, Engel oder Menschen, sind nur Geschöpfe seiner Hand. Michael, der Erzengel Gottes, war sich dessen wohl bewußt, und ob er gleich einer der vornehmsten Geister war, begehrte er nichts weiter, als seinem Herrn in tiefster Demut zu dienen. Möge darum mein Kindlein seinem himmlischen Namensbruder in allen Stücken ähnlich werden!

Möge es stark werden in der rechten Demut gegen Gott, und stark im Kampfe gegen Welt, Sünde, Tod und Teufel!

August 1526.

Unser Michael hat ein Schwesterlein bekommen, und ich freue mich dessen von Herzen. Ist auch für den Knaben sonderlich gut, daß er unsere Liebe nicht mehr allein genießet, wurde schier verwöhnt von meiner Maria und mir. Nun will die kleine Magdalena ihren Anteil an Vater und Mutter haben, und das trogige Bürschlein tritt etwas in den Hintergrund. Im Anfang war ihm das gar nicht recht und mehr als einmal sagte er stürmisch bittend: „Mutter, schick Lenchen wieder fort. Michael braucht kein Schwesterchen. Michael will Vater und Mutter für sich allein haben.“ Da hat ihm Maria seine Unart sanft verwiesen, und jetzt liebt er die Kleine zärtlich und weicht kaum von ihrem Bettlein.

Neulich aber war er sehr betrübt. Meine Frau scherzte und spielte mit dem Töchterlein, und der Junge stand unbeachtet daneben. Da sagte er plötzlich traurig: „Michael ist auch noch da.“ Maria schrak ordentlich zusammen über den vorwurfsvollen Ton in des Kindes Stimme; dann zog sie den Vernachlässigten an sich und sagte zärtlich: „Mein guter, kleiner Junge, Mutter hat dich nicht vergessen. Mutter hat dich gerade so lieb wie Lenchen; aber das Schwesterchen ist noch solch kleines dummes Ding, mit dem man doppelt schön thun muß.“

Da war der Knabe zufriedengestellt und schlang seine runden Arme lachend um der Mutter Hals. Inst in diesem Augenblick trat ich ins Zimmer, und als mir meine Maria den Grund zu so viel Zärtlichkeit erzählt hatte, konnte ich nicht anders, als auch meinerseits Weib und Kinder in die Arme zu schließen, bittend, Gott wolle mir mein Glück in Gnaden erhalten.

September 1526.

Eine Trauerkunde durchläuft das Land. Unser jugendlicher König Ludovikus ist in der unglücklichen Schlacht bei Mohatsch, so er gegen die Türken führte, die unter ihrem Sultan Sulei-

man II. in Ungarn eingefallen waren, am Tage Johannis Enthauptung, am 29. August d. J., jämmerlich ums Leben gekommen. Er geriet auf der Flucht mit seinem Pferde in einen Sumpf und mußte elendiglich ertrinken. Gott sei seiner Seele gnädig! Wir aber wollen nie vergessen, was er unserer Vaterstadt Gutes gethan hat.

Weihnachten 1526.

Es ist nicht des Herrn Wille gewesen, mir mein volles Glück zu erhalten. Er hat unser Magdalenchcn wieder zu sich gerufen. Wir aber haben das liebe Kind mit viel tausend Thränen und Schmerzen ziehen lassen. Maria insonderheit kann sich immer noch nicht trösten und auch Michael vermißt das Schwesterlein allenthalben.

So haben wir denn ein gar trauriges und stilles Weihnachtsfest gefeiert. Am Christabend wurde die Kleine zu Grabe getragen. Sie sah so lieblich aus, als sie so im letzten Bettlein, unter Christrosen und Tannengrün, lag. Ernsthaft betrachtete Michael das tote Schwesterchen und sagte dann: „Herzvater, geht Magdalenchcn nun zu den Engelein schlafen?“

Ich nickte stumm, und Maria schloß den Knaben weinend in ihre Arme.

„Nun haben wir nur noch dich, Michael. Du mußt nun doppelt fromm und artig sein. Du bist jetzt unser einziges Kind!“

Ostern 1532.

Zum Glück ist Michael nicht unser einziges Kind geblieben. Noch zwei Schwestern und ein Zwillingssbrüderpaar sind seine Spielgenossen geworden.

Ich freue mich mit meinem Weibe alle Tage aufs neue über die blühende Kinderschar, und bitte Gott, daß er sie alle fünf zu seiner Ehre und unserem Glück heranwachsen lasse.

Ostern 1533.

Ein böser Gast ist in der Stadt eingezogen. Die unheimliche Pest wüthet seit drei Wochen unter uns, und schon an hundert Menschen sind ihr zum Opfer gefallen. Viele Häuser stehen verödet und herrenlos da, denn Hausherr und Hausfrau samt den Kindern liegen auf dem Kirchhofe. Auch meines Weibes Vater und ihre beiden Brüder hat die Seuche dahingerafft. Von Tag zu Tag mehren sich die Opfer der Krankheit, und es ist nicht abzusehen, wenn das große Sterben aufhören wird. Umsonst sind alle angewandten Mittel und Vorsichtsmaßregeln. Die Ärzte stehen ratlos und wissen nicht mehr aus noch ein.

Ach, was sind wir Menschen doch für ohnmächtige Geschöpfe! Können uns nicht eines Fingers breit selber helfen! Wahrlich, wenn nicht Gottes Güte über uns waltete, würden wir bald gar aus sein! O, Herr, erbarme Dich auch jetzt in unserer großen Not über uns! Zeige uns wieder Dein freundlich Vaterantlitz, und laß den Bürgengel von uns weichen!

Noch bin ich mit den meinen von der Seuche gnädig verschont geblieben. Aber wer weiß, wie lange diese Gnadenfrist noch dauern mag! Vielleicht gar bald schon muß ich Weib und Kinder der Pest zum Opfer fallen sehen, oder selber den Todesweg wandeln. Nun, Herr, dein Wille geschehe! aber wenn Du uns von hinnen nehmen willst, so schenke uns allen eine selige Sterbestunde und eine fröhliche Auferstehung!

In dieser leibbetrübtten Zeit ist mir doch etwas sehr Erfreuliches widerfahren. Wo Tod und Todesnot tagtäglich vor meiner Thüre stand, bin ich zur Erkenntnis gelangt, daß mein seliger Vater im rechten, einzig wahren Glauben gestorben ist. Mir wurde plötzlich himmelangst, als ich daran dachte, daß ich nun vielleicht bald vor Gottes Thron treten sollte. Was hatte ich elender, sündiger Mensch dem Allheiligen zu bringen? Etwa meine guten Werke? Beileibe nicht! Wenn wir alles gethan

haben, so sind wir doch nur unnütze Knechte! Das fühlte ich deutlich. Nein, nein, es mußte etwas besseres sein!

Und da wurde mir mit einemmal klar, daß einzig und allein die durch den Kreuzestod erworbene Gerechtigkeit des göttlichen Sohnes den Vater befriedigen kann. Demütig faltete ich meine Hände und bat:

„Herr, nicht um meiner Werke, sondern um der Gerechtigkeit Deines lieben Sohnes willen, nimm mich an, und laß mich aus Gnaden selig werden!“

Da wurde es ganz still, ruhig und feierlich in meinem Herzen, und ich wußte gewiß, daß ich nun das Rechte gefunden hatte. Meine Maria, die schon längst zu diesem Frieden gekommen ist, freute sich innig über die nun auch mir zu teil gewordene Gnade, und mitten in Angst und Todesnot haben wir ein selig Dankesfest gefeiert.

31. August 1583.

Noch immer wüthet die Seuche in unserer armen Stadt und ist keine Abnahme zu sehen. Tausend Menschen bereits sind ihr zum Opfer gefallen. Es ist, als ob der Herr unser ganz und gar vergessen hätte! Aber nein, er vergißt uns nicht! Er verziehet nur mit seiner Hilfe, um unsern Glauben zu prüfen!

Vorgestern, am Bartholomäustage, meinten wir schier, es sei gar aus mit uns, und das Ende aller Dinge wäre gekommen. Schon am frühen Morgen zog, durch die außerordentliche Hitze, ein fürchterliches Donnerwetter herauf. Der Himmel war wie feurig, und die ununterbrochenen, starken Donnerschläge ängstigten jedermann. Zitternd und bebend lagen die Kranken in ihren Betten, und die Angst wuchs von Stunde zu Stunde.

Betend und flehend um Gottes Schutz lag ich mit Weib und Kindern auf den Knien, und glaubte schließlich, als das

Wetter gar kein Ende nehmen wollte, der Untergang der Welt sei nahe.

Aber das Schlimmste war noch nicht gekommen. Gegen Abend erhob sich plötzlich ein erschrecklicher Sturm und Wirbelwind, die Erde begann zu wanken, und Möbel und Hausgerät stürzten mit großem Getöse zu Boden. Maria und die Kinder schrieken laut auf. „Herr Jesu, erbarme Dich unser, und nimm uns in Dein Reich,“ betete ich inbrünstig, denn ich meinte allen Ernstes, unsere letzte Stunde sei da.

Doch dem war nicht also. Nach und nach legte sich das Ungewitter, die Erde wankte nicht mehr, und wir beruhigten uns allgemach.

Doch konnten wir den großen Schrecken lange Zeit nicht überwinden und saßen die ganze Nacht wachend und betend beieinander. Als ich am andern Morgen einen Gang durch die Stadt that und hie und da bei den Nachbarn hörte, fand sich's, daß das Unwetter überall großen Schaden gethan hatte. Die Gärten waren verwüstet, die Dächer vieler Häuser abgedeckt, und selbst innerhalb der Gebäude manches eingestürzt. Doch hat dieses neue Unglück das Gute gehabt, daß die Einwohner für einige Zeit der fast lähmenden Pestfurcht vergaßen und sich eifrig an die Beseitigung des Wetterschadens machten.

Zuerst hatten wir gehofft, das Gewitter würde vielleicht, in Bezug auf die Seuche, einen günstigen Umschlag herbeiführen, aber dem scheint leider nicht also zu sein. Es sind im Gegentheil viel neue Erkrankungs- und Todesfälle gemeldet worden, und die Angst mehret sich insofgedessen wieder!

„Herr, hilf! wir verderben!“

Weihnachten 1533.

Die böse Seuche ist von dannen gezogen, aber sie hat noch ganz zuletzt mein jüngstes Söhnlein Gotthilf mitgenommen. Mein Herz trauert bitter um den freundlichen Kleinen,

aber trotzdem kann ich nicht anders, als den Herrn aufrichtig zu preisen, daß er mir mein Weib und die anderen Kindlein gelassen hat. Lag doch auch meine Maria zum Tode krank darnieder, und ich hangte tagelang um meines besten Schatzes Leben. Aber die Kräuter des Pestthees, Enzian, Pimpinell u. s. w., die wir bei dem Knaben vergeblich anwandten, retteten die liebe Kranke, so daß sie in einen gehörigen Schweiß fiel und am andern Morgen zur Genesung erwachte.

In der Stadt herrscht allenthalben große Trauer, hat doch die unheimliche Seuche an neunzehnhundert Menschen hinweggerafft. Keine Familie ist ganz und gar verschont geblieben; ja etliche sind vollständig ausgestorben, und die am gnädigsten verschonten haben wenigstens Ein liebes Glied opfern müssen.

Es ist mir leid um dich, mein Söhnlein Gotthilf, aber ich weiß dich in des guten Hirten Armen wohlgeborgen und danke darum Gott von ganzem Herzen, daß er mir deine Mutter und Geschwister erhalten hat!

Neujahr 1537.

Ich habe lange nicht mehr in dieses Buch geschrieben, denn warum? Der Herr hat mich und all die Meinen in den letzten Jahren gnädig vor allem Unfall bewahret, und auch in der Stadt ist nichts von Bedeutung vorgefallen, öffentlich wenigstens nicht. Dagegegen gärt es in gar vielen Herzen, und die Lehre des Doktor Lutherus gewinnt im geheimen immer mehr Anhänger, Männer wie Weiber.

Mein seliger Vater hat recht gehabt, als er dazumal sagte, des Wittenberger Mönches Worte würden einen Siegeslauf über Deutschland, ja über die ganze Christenheit halten, und auch ich würde ihrer Wahrheit auf die Dauer nicht widerstehen können! Es ist alles geschehen, wie der fromme Alte prophezeit hat! Ich wünschte wohl, er könnte auf einen Tag aufstehen und sich daran freuen, wie in der Gemeinde der tote

Formenglauben zu weichen beginnt und dafür unzählige, hungrige Seelen fragen: „Was muß ich thun, daß ich selig werde?“

Luthers Schriften, die die Mehreisenden von jeder Fahrt aus Leipzig und Frankfurt mitbringen, haben Wunder gewirkt, und wo vertraute Freunde zusammen kommen, sprechen sie am liebsten darüber. Ich bin überzeugt, wenn wir einen anderen Pfarrer und Bürgermeister hätten, wäre die ganze Gemeinde schon längst lutherisch geworden. Aber so fürchtet sich jeder vor den beiden Eiferern, Herrn Haugwitz und Herrn Sauer. Auch fehlt es zur Zeit noch an dem geeigneten Mann, der die ganze Bewegung richtig und erfolgreich zu leiten weiß. Am besten wäre es, wenn dies ein lutherisch studierter Theologus sein könnte, denn wir Bürger, insonderheit ich, sind dazu nicht geschickt genug.

Zwar hab' ich mich nicht gescheuet, Herrn Haugwitz meine Ansicht bei Gelegenheit aufrichtig zu bekennen (worüber ich mit ihm hart aneinander geriet und schwere Strafe leiden mußte); aber des einzelnen Mannes Mut zur Wahrheit kann hier nicht allein helfen. Es muß ein Prediger des Evangeliums kommen, der mit warmen Worten die noch Zweifelnden und Zagenden überzeugt und ermutigt und die geheimen Anhänger Luthers zu einer öffentlichen Gemeinde sammelt.

Oktober 1538.

Wider Erwarten schnell ist mein letztgedachter Wunsch erfüllt worden. Meines Nachbarn und Freundes, Hans Fehners (auch „Bachner“) ältester Sohn, Martin, ist hent ganz unerwartet als wohlbestallter lutherischer Prediger und Magister, versehen mit den notwendigen Zeugnissen und Schriften, aus Wittenberg zurückgekommen.

Die allgemeine Freude über sein Erscheinen ist groß, besonders da sein Vater ihn schon zu den Toten rechnete, weil

er lange nichts mehr von sich hatte hören lassen. Auch war es keineswegs des Jünglings Absicht gewesen, Theologie zu studieren, da er schon von klein auf große Lust zu den Rechtswissenschaften hatte. Als er nun aber in Wittenberg den gottbegnadeten Doktor Luther predigen hörte, wurde in ihm der Wunsch laut, statt der Jura die Gottesgelahrtheit zu üben, damit er dereinst, als verordneter Diener am Wort, in seinem Vaterlande das reine Evangelium verkünden dürfe. Mit Ernst und Eifer widmete er sich also der heiligen Sache, saß freudigen, begeisterten Herzens zu des frommen Luthers Füßen, bis er endlich würdig und gelehrt war, als ein rechter Prediger heimzukehren. Vor einer Stunde habe ich ihn selber gesprochen, und ich muß aufrichtig sagen, er hat mir über die Maßen gut gefallen. Das ist nicht mehr der wilde, unreife Knabe von einst, sondern ein kluger, überzeugungstreuer Mann, von frischem, fröhlichem Wesen und guter Rednergabe.

Ich bin gewiß, Martin Fehner ist der rechte Mann für uns, und Gott selber hat ihn uns gesendet! Morgen abend wird er uns in seines Vaters Hause die erste Predigt halten, und bereits sind vertraute Boten unterwegs, welche alle Gesinnungsgenossen und Freunde dazu einladen. Vorerhand haben wir beschlossen, die ganze Sache heimlich zu treiben, damit uns nicht etwa Pfarrer Haugwik und Bürgermeister Sauer einen Strich durch die Rechnung machen. Sowie wir aber erst über die zu ergreifenden Schritte einig sind, wollen wir öffentlich vorgehen.

Am andern Mittag.

Als ich heute früh in Geschäften ausging, herrschte in der Stadt eine ziemliche Aufregung. Hier und da sah man die Bürger zusammenstehen und eifrig flüsternd miteinander reden. Es ist kein Zweifel, daß Martin Fehners Heimkunft als lutherischer Magister schon überall bekannt ist und große Freude hervorgerufen hat.

Ich traf unterwegs den Ratmann, Herrn Bonaventura Schidfuß, und meinen Gevatter Bartel Kaiser, die mich beide gleich auf Fehner ansprachen und unverholene Genugthuung über sein Kommen verrieten. Schidfuß sagte ganz offen:

„Ich danke Gott, daß es uns nun endlich vergönnt ist, von einem, der zu des vielbesprochenen Dr. Luthers Füßen gesessen hat, zu hören, welche Bewandtnis es mit dieser neuen Lehre hat, und ob in ihr wirklich das wahre Heil zu finden ist. Ich muß offen bekennen, mein Gewissen läßt mir schon lange keine Ruhe mehr, nachdem ich einige Flugschriften des Wittenbergers gelesen habe. Es will mich längst bedünken, als ob in unserer Kirche eitel Mißbräuche und Irrlehren die armen Seelen von Gott fern hielten. Hoffen wir, daß Fehner uns ein rechter Wegweiser zur Seligkeit werden möge, auf daß die Gemeinde, die gleich uns, durch heimlich gelesene Schriften, aus dem Schlafe gerüttelt ist und an die Kraft der Ablasszettel nicht mehr glaubt, bald zur Erkenntnis des wahren Heils gelange.“

„Ja, das gebe Gott!“ stimmte Bartel Kaiser freudig erregt bei. „Auch mir läßt es keine Ruhe mehr, seitdem ich das Büchlein, welches Ihr mir neulich liehet, gelesen habe. Mein Herz sehnt sich, loszukommen von mancher Sündenschuld, denn ob ich mir gleich für teures Geld einen Ablassbrief auf zehn Jahre löste, fühle ich jetzt deutlich, daß alles eitel ist und der Mensch seine Seligkeit nimmer für Gold erkaufen kann. Darum kann ich den heutigen Abend kaum erwarten, denn ich habe die frohe Ahnung, daß uns in Fehners Hause ein Gut zu teil werden wird, nach dem wir uns alle schon seit Jahren unbewußt sehnen. Also, so Gott will, auf Wiedersehen zur ersten lutherischen Predigt, Herr Schidfuß und Gevatter Sckerle.“

Als ich die beiden Männer so meine eigene, innerste Überzeugung aussprechen hörte, konnte ich vor freudiger Nührung nichts weiter sagen als: „Der Herr gebe zu all unserem Thun und Lassen seinen Segen!“

Dann schüttelten wir uns herzlich die Hände und gingen ein jeder seines Weges. —

Soeben bin ich mit meiner Frau und unserem ältesten Sohn Michael, der nun schon ein kluger Knabe von vierzehn Jahren ist, aus der oben angekündigten Versammlung zurückgekommen. Schon gehet es stark auf Mitternacht, aber ich kann nicht umhin, auch noch die letzten Stunden dieses Freudentages zu beschreiben.

Als es nach sehnüchtigem Harren endlich dunkel geworden war, gingen wir drei nach Hans Fehners Hause, wo wir in der geräumigen Wohnstube schon eine große Anzahl von Gesinnungsgenossen aller Stände versammelt fanden. Da saßen sie: Herr Schickfuß, Bartel Kaiser, Hans Sussgott, Balthasar Hartmann, Gregor Merten, Hans Fütter, Andreas Zeidler, Achatius Scherer, Balten George und andere mehr mit ihren Frauen und erwachsenen Kindern. Arme und Reiche, Vornehme und Geringe waren einträchtig, wie selten, beieinander und hörten alle mit der gleichen, andächtigen Aufmerksamkeit zu, als nun Martin Fehner, getragen von flammender Begeisterung, überzeugend zu reden begann über die Worte:

„So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde, ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben,“ und:

„Nun wir denn sind gerecht geworden durch den Glauben, so haben wir Frieden mit Gott, durch unsern Herrn Jesum Christ!“

Man merkte so recht, wie diese frohe Botschaft den Versammelten allen zu Herzen ging. Selbst in vieler Männer Augen blickten verstoßene Thränen, und Bartel Kaiser sagte leise zu Schickfuß: „Das ist es, das ist es! was uns fehlte! — Mein Gott, ich danke Dir!“ Dann nickte er mir freudig zu: „Bettler Sckerle, ich weiß, du hast schon seit Jahren im geheimen die Seligkeit dieses Glaubens genossen, da kannst

du leicht ermessen, wie froh und frei uns zu muth ist! — Nun mag kommen, was da will: auf dies Bekenntnis wollen wir hinfort leben und sterben!“

Ich drückte herzlich die Hand des glücklichen Mannes. Auch in meiner Seele sang und klang es wie himmlische Musik. Wohl war ich längst des reinen Evangeliums froh gewesen, aber es freute mich nun, mehr als wie ich sagen konnte, daß das Evangelium jetzt auch den Freunden und Nachbarn gepredigt wurde, und bei ihnen begeisterte Annahme fand!

Noch niemals hatte ich solch herrliches, einmütiges Beisammensein im Geiste erlebt, und konnte Gott darüber nicht genugsam loben und preisen. O, hätte doch mein teurer Vater diesen Tag noch sehen dürfen!

Auch Maria und Michael waren über die Maßen freudig bewegt; und als wir nachher ein Verhältniß machten und einander mit Handschlag gelobten, auf Gottes Wort und Luthers Lehre zu leben und zu sterben, da schüttelte mir Michael mit seiner berben Knabenfaust dermaßen kräftig die Hand, und sah mich dabei mit so leuchtenden Augen an, daß es mir einen schier freudigen Ruck im Herzen that, über solch kindlichfromme Begeisterung und Entschlossenheit.

Zulezt verteilte der junge Magister Fehner bedruckte Zettel, die hatte er aus Wittenberg mitgebracht. Darauf stand das gar herrliche Lied von Dr. Martinus Luther: „Ein feste Burg ist unser Gott“ u. s. w.

Als die Versammlung dann nach Gebet und Segen auseinander ging, herrschte unter allen Teilnehmern eine feierliche, fast heilige Stimmung und mehrmals hörte ich Bekannte sagen: „Solche Stunden haben wir noch nie erlebt! Gott sei Dank, daß er heut unsrer Seel Heil widerfahren ließ!“

Ja, Gott sei ewig Lob und Dank, daß er uns das Heil aus lauter Gnad und Güte kommen ließ!

Eine Woche später.

Die Versammlungen in Hans Fehners Hause nehmen, unter sichtbarem Segen, ihren regelmäßigen Fortgang. Allabendlich spricht Magister Martin vor einer immer größer werdenden Menge, so daß schon alle Nebenkammern für die Heilsbegierigen ausgeräumt werden mußten. Alt und Jung, Männer und Weiber, Bornehme und Geringe, laufen haufenweise herzu, um die hungernden Seelen an dem wahren Brote des Lebens zu sättigen.

So erfreulich das ist, so können doch die Zusammenkünfte auf die Dauer nicht so weiter bestehen, denn durch die übergroße Menschenmenge wird die Luft dermaßen dick, daß gestern schon mehrere Weiber ohnmächtig wurden. Wir haben darum einmütig beschlossen, beim Bürgermeister, Herrn Martin Sauer, vorstellig zu werden, daß Pastor Fehner öffentlich in der Pfarrkirche predigen dürfe, da dieselbe jetzt ja so wie so Sonntags fast leer sei. Ich meinestheils, muß sagen, daß ich wenig Hoffnung auf Gewährung unserer Bitte habe, aber trotzdem wollen wir alles thun, was in unseren Kräften steht, um der lieben Vaterstadt die Predigt des lautern Evangeliums zu sichern.

November 1537.

Meine Befürchtung ist leider nur zu wahr gewesen. Herr Sauer hat nicht allein die Erfüllung unsres Wunsches verweigert, sondern auch noch außerdem jedwede Zusammenkunft in den Häusern bei harter Strafe verboten. Herr Haugwitz frohlocket darob, wir aber sind gar sehr betrübet, denn die ganze Gemeinde, ohne Ausnahme, ist evangelisch gesinnt. Was fangen wir nun an? Die uns allen unentbehrlich gewordenen Zusammenkünfte können wir nicht missen, und doch ist jede, auch die kleinste Versammlung bei strenger Geld- und Gefängnisstrafe verboten!

Um was sich manchmal die Alten die Köpfe zerbrechen,

daß findet ein Kind ohne Suchen! Soeben kam mein Michael zu mir und sagte: „Liebster Vater, warum kummert Ihr Euch also? Haben wir nicht draußen in unserem Obstgarten die große Scheuer? Da können die Freunde wohl leicht zusammenkommen, ohne daß Herr Sauer etwas merkt.“

Ich sprang erfreut auf:

„Junge, du hast recht! Das wird prächtig gehen! Gleich morgen will ich die andern benachrichtigen. Freilich darf sich dann, um Aufsehen zu verhindern, immer nur eine kleine Anzahl da draußen versammeln und wir müssen natürlich abwechseln. Aber das ist immer noch besser, als gar keine Predigt mehr, und einmal in der Woche wird schon jeder an die Reihe kommen. Es ist nur gut, daß der Thorwart einer der unsern ist, da haben wir wenigstens von dieser Seite keinen Verrat zu fürchten. Ich werde mich jetzt nach einem zuverlässigen Boten umthun, damit ich die gute Sache gleich morgen, in aller Frühe, ins Werk setzen kann.“

„Ach, liebster Vater, laßt mich doch Botenläufer sein,“ bat da Michael mit leuchtenden Augen! „Seid versichert, Ihr sollt keinen treueren Vermittler finden. Ich kenne alle Nebenwege und Hintergassen und werde so verschwiegen und vorsichtig sein, daß weder Herr Sauer noch Herr Haugwitz etwas davon merken sollen.“

Gerührt und erfreut von des Knaben Glaubenseifer gab ich meine Zustimmung, und hatte es nicht zu bereuen. Umsichtsvoller denn mancher große vollführte Michael seinen Auftrag; und so ist denn das gute Vorhaben bis jetzt trefflich geglückt. Schon seit vierzehn Tagen kommen wir vor der Stadt in meiner Scheuer zusammen, ohne daß uns jemand gestört oder gehindert hätte. Zwar ist es in der dünnen, ungeheizten Scheuer manchmal recht empfindlich kalt, aber dergleichen Kleinigkeiten werden bei dem aufrichtigen Glaubensfeuer, welches die Gemeinde beseelt, kaum beachtet.

Weihnachten 1537.

Herr Haugwitz hat, trotz unsrer großen Vorsicht, Wind von der Sache bekommen. Als wir am letzten November andächtig in der Scheuer versammelt waren, wurde zu unserem großen Schrecken plötzlich heftig an die verschlossene Thür geschlagen und im Namen des Gesetzes Einlaß begehrt. Weigern durften wir uns natürlich nicht, hätte auch nichts genützt; so erhob ich mich denn und öffnete den Kiegel.

Hastig wurde nun das Thor von außen aufgerissen und der Pfarrer mit dem Bürgermeister und den Stadtsoldaten drang herein. Die Kinder und Frauen schrien laut auf, wir Männer hätten uns am liebsten gewehrt, aber zur rechten Zeit fiel uns das Wort ein: „Seid unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat.“ Still und gefaßt kamen wir der Aufforderung des Bürgermeisters, ihm zur Stadt zu folgen, nach und machten uns betäubten Gemüthes auf den Heimweg. Daß uns harte Strafe bevorstand, das wußten wir alle, aber dies bekümmerte uns nicht viel. Wir trauerten nur, daß wir abermals der freien Religionsübung beraubt waren.

Schon unterwegs machte mir Herr Haugwitz, der hauptsächlich mich für den Urheber der „kezerischen Zusammenkünfte“ hielt, die heftigsten Vorwürfe über diese meine „Lenteverführung“ und drohte, die Sache an den bischöflichen Stuhl nach Breslau zu melden. Da würden sie schon Mittel finden, einen so verstockten und gefährlichen Kezer zu bekehren. Der große Zorn und Eifer des Greises that mir fast weh, denn ich konnte nicht vergessen, daß er mir einst in meiner Jugend sehr liebreich begegnet war und manches Gute erwiesen hatte.

So antwortete ich denn demüthig und bescheiden: „Es thut mir herzlich leid, ehrwürdiger Herr, daß ich Euch abermals erzürnt habe. Doch mein Gewissen läßt es nicht zu, Euch lange zu betrügen: So wie ich heute denke, werde ich es auch in Zukunft thun, und keine Gewalt der Erden wird mich

von der für recht erkannten Wahrheit abbringen. Ihr wißt, daß ich einst zu den begeistertsten Anhängern der Kirche zählte und jahrelang mit größtem Eifer wider die lutherische Gesinnung meines eigenen Vaters kämpfte, bis Gott selber mich in der Stunde der fürchterlichsten Seelen- und Todesnot das Heil in Christo Jesu finden ließ. Von der Zeit an bin ich fest gegründet, und weder Teufel, Welt, noch Papst werden mich des Irrthums überführen. Ich wünschte wohl, Ihr könntet nur einen Tag lang meine Seligkeit schmecken! Ich bin gewiß, dann würdet Ihr mit Freuden der Unsere werden."

Der Pfarrer antwortete nicht gleich, sondern sah einen Augenblick finster zu Boden. Endlich sagte er unwillig:

"Sparet Eure Worte, Sckerle, und wenn sie zehnmal gut gemeint sein mögen, so sind sie doch vom Bösen. Es thut mir leid um dich, Michael, denn ich setzte einst die schönsten Hoffnungen auf dein Wissen und Können. Hättest du damals nicht die unselige Schwäche beseßen, deinem bethörten Vater nachzugeben, so säßest du jetzt, vor allen Versicherungen wohlgeborgen, als geehrter und gelehrter Mönch, vielleicht schon Abt, in dem Kloster zu Paradies."

"Und wäre nicht halb so glücklich, als heute," unterbrach ich den Sprecher. "Nein, nein, hochwürdiger Herr, Ihr überzeugt mich nicht! Vatersegen baut den Kindern Häuser! Noch heute danke ich Gott von Herzen, daß ich damals meinen Lieblingswunsch dem Vater opferte."

"Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen," murmelte Herr Haugwitz finster.

Aber ich ließ mich nicht fangen, sondern rief zuversichtlich: "Wo steht denn geschrieben, daß uns Gott gebietet, mönchisch zu werden?"

Da wendete sich der Pfarrer zornig ab und sagte bitterböse: "Ich will nichts mehr mit dir zu thun haben, denn ich

sehe, du bist ganz und gar verstockt. Aber warte nur, du sollst deiner Strafe nicht entgehen!"

"Wie Gott will," entgegnete ich ruhig und kein bißchen erschrocken, während meine Maria mit angstvollen Blicken auf den Priester sah: „Erbarmt Euch, Herr Haugwitz, thut meinem Mann kein Leid!"

Doch der also Gebetene gab keine Antwort mehr, und in traurigem Schweigen kamen wir bald in der Stadt an. Nachdem unsere Namen festgestellt waren, wurden wir vorläufig alle entlassen, aber zum nächsten Morgen auf das Rathaus bestellt.

Meine arme Maria war voller Angst um mich, aber Michael tröstete sie mit kindlich-liebvollen Worten und sagte zuletzt: „Laß gut sein, liebste Mutter, die Hauptsache können sie uns nicht nehmen: das Reich muß uns doch bleiben!"

So küßte ich denn die Meinen zum Abschiede und ging getrostes Mutes auf das Rathaus, wo ich die Glaubensgenossen bereits versammelt fand. Auch Martin Fechner war unter ihnen, und ich freute mich herzlich seiner fröhlichen Zuversicht.

Als nachher der Bürgermeister und der Pfarrer erschienen, suchten sie uns ein Langes und Breites von der Schädlichkeit der lutherischen Lehre zu überzeugen, aber unser junger Magister diente ihnen mit wahrhaft himmlischer Glaubensfreudigkeit und Schlagfertigkeit, also daß sie immer verlegener wurden und ihre vorige geflissentliche Milde in großen Zorn umschlug.

Doch als sie sahen, daß auch die Drohungen nichts halfen, schritten sie zur That.

Martin Fechner wurde, bei Lebensstrafe, aus der Stadt gewiesen, und wir andern bekamen, je nachdem man uns für mehr oder wenig schuldig hielt, harte Geld- und Gefängnisstrafen.

Ich, als einer der Hauptanführer, mußte auf vier Wochen in den Stock wandern, gerade keine Annehmlichkeit für einen großen, schweren Mann. Doch habe ich, mit des Herrn Hilfe, die schlimme Zeit glücklich hinter mir, und wenn mir auch die

Füße von dem steten in den Bloß Gespanntsein arg geschunden sind, so will ich darob nicht weiter klagen. Meine Maria freilich war außer sich, als sie mich mit blassem, eingefallenem Gesicht und dicken Füßen wiederkommen sah, aber ich tröstete sie bald und bat sie nicht zu vergessen, daß wir solche Kleinigkeiten, um unseres Glaubens willen, mit Freude leiden müssen.

Herbst 1538.

Unser werter Magister Fechner ist, nachdem er aus seiner Vaterstadt so hart verwiesen worden, nach dem eine Meile von hier entfernten Dorfe Stentsch gegangen, allwo man ihn mit offenen Armen empfangen und gleich als Prediger angestellt hat.

Wir, d. h. die lutherisch Gesinnten in der Stadt, sind darüber nicht wenig erfreut. So können wir uns doch auch fernerhin an der Predigt des Evangeliums erquicken. Wer will es uns wehren, wenn wir in Stentsch unsere bäuerlichen Bekannten besuchen?

Schon verschiedenemal waren Maria, Michael und ich in dem freundlichen Dorfe, wo wir mit Schidfuß, Kaiser, und den andern zusammen den Worten Martin Fechners lauschten. In die Stadtpfarrkirche gehen nur noch einige wenige, ängstliche Seelen. Herr Haugwitz und Herr Sauer sind darob nicht wenig erzürnt, doch scheinen sie bis jetzt noch keine Ahnung von unserem regelmäßigen Besuche der Stentschischen Gottesdienste zu haben.

Weihnachten 1538.

Die beiden eifrigen Katholiken sind leider, eher als uns lieb war, hinter unser köstliches Geheimniß gekommen. Der Bürgermeister hat die weiteren Fahrten nach Stentsch aufs strengste untersagt, und etliche Ungehorsame, zu denen Herr Schidfuß, Better Kaiser und auch ich gehören, auf Wochen in den Stock gethan. Außerdem mußte jeder noch eine große Summe Geldes zahlen.

Aber die harte Strafe hat uns nicht weiter erschüttert. Wir

bleiben dennoch unserm Glauben treu. Zum Zeichen dafür führen wir alle, gleich darauf nachdem man uns aus dem Gefängnis entlassen hatte, wieder nach Stentsch, wo wir an der lauterer Predigt des Evangeliums unsere Seele erquickten und für weitere Anfechtungen stärkten.

Ostern 1540.

Die Bedrückungen und Verfolgungen der lutherisch Gesinnten von Seiten Sauer's dauern unausgesetzt fort, ja sind fast noch heftiger geworden. Der Stock wird nimmer leer, und ich selber habe schon eine gewisse Übung erlangt, darin zu liegen.

Herr Haugwitz zwar, will mich bedrücken, ist bedeutend milder geworden, als er im Anfang war, aber leider hilft uns dies nichts. Der alte, schwache Mann kann gegen den Bürgermeister nichts ausrichten.

Juli 1541.

Gott hat über Bitten und Verstehen geholfen! Wir haben freie Religionsübung! Und wenn wir auch äußerlich in großer Not sitzen, was will das heißen, wo wir unser höchstes Kleinod errungen haben!

Aber ich will ausführlich und von Anfang an erzählen, wie sich alles zugetragen hat. Fast vier Jahre lang hatte uns Herr Sauer um unseres Glaubens willen drangsaliert, und es war gar nicht abzusehen, ob diese harten Verfolgungen je ein Ende nehmen würden. Da befreite uns der Herr plötzlich auf fast wunderbare Weise von unserem Peiniger.

Am 12. Mai d. J., am Donnerstage nach Jubilate, entstand am Kreuzthor früh gegen 10 Uhr ein ungeheures Feuer, welches sich bei dem herrschenden Winde immer weiter verbreitete und schließlich die ganze Stadt bis auf das Schloß und die glogauische Vorstadt in Asche legte.

Wie wir bald heraus bekamen, hatten zwei fremde Schuhknechte, die man, um ihrer Untüchtigkeit willen, unter der Zeit entließ, in ihres gewesenen Meisters, Hans Brieße's, Hause

aus Rache Feuer angelegt. Was half es, daß man die Missethäter, als man sie erwischte, ohne weiters in die Flammen warf? Das Unglück war dadurch nicht mehr abzuwenden.

Auch ich blieb diesmal nicht verschont. Kaum hatte ich mit den Meinen die wertvollsten Sachen, insonderheit das Hausbuch, zusammengepackt, da ergriff das verheerende Element auch mein väterliches Haus. Thränenden Auges, mit einem letzten Segenswunsch, verließ ich die teure Schwelle. Ich ahnte ja noch nicht, welches Glück uns aus diesem schier unermesslichen Kummer erwachsen sollte!

Herr Sauer, der Bürgermeister, der an besagtem Tage einer leichten Krankheit wegen das Bett hüten mußte, war gezwungen, um sein Leben zu retten, sich nach der glogauischen Vorstadt tragen zu lassen. Allein schon unter dem Thore gab er, vor Angst und Schrecken, so in sein Geblüt gefahren, plötzlich den Geist auf, und man konnte nur seine Leiche in Sicherheit bringen.

Hierbei will ich nicht vergessen, einer merkwürdigen Begebenheit zu gedenken, die sich bei des Obengedachten Tode zugetragen hat: Meines Schwagers, des Bäckermeisters Michael Drabsch, ältester Sohn Leopold, ein Junge von zwölf Jahren, der bis dahin ein ausgemachter Strick und Taugenichts gewesen war, lief aus Neugier neben dem Tragstuhle Herrn Sauers her und hatte dabei, wie er später selber erzählte, eine ganz unbändige Freude über das große Feuer und das Schauspiel mit dem Bürgermeister. Als nun aber der Kranke vor seinen Augen plötzlich verschied, empfand der wilde Junge eine so furchtbare Erschütterung, daß er von Stunde an ein anderer wurde und den Weg des Verderbens mied.

Die andere, noch herrlichere Folge aber, die der Tod Herrn Sauers für uns hatte, war die völlige Glaubensfreiheit, die wir von nun an genießen sollten, denn Pfarrer Haugwitz war viel zu schwach, um dem unaufhaltsamen Strom der Reformation allein entgentreten zu können.

Der neue Bürgermeister, Hans Sussiegott, der Pfandesinhaber Sebastian von Knobelsdorf und der gesamte Magistrat beriefen den Stentscher Pfarrer, Martin Fehner, zum ersten evangelischen Geistlichen in die Stadt. Welch ein Freudentag war das, als der werthe Mann den ersten lutherischen Gottesdienst auf dem Schlosse hielt! Trotz des überall herrschenden Brandelends flossen viele Dankesthränen, und manch einer, der vordem über das große Unglück gemurret hatte, wurde nun getröstet!

Im übrigen ist die äußerliche Not fast schwer. In der allein stehen gebliebenen, glogauischen Vorstadt können die vielen Obdachlosen natürlich nicht alle unterkommen, und es ist ein Glück, daß die milde Witterung den Aufenthalt und das Nüchtern im Freien gestattet. Ich habe mich mit den Meinen in der Scheuer vor der Stadt einquartiert und darin außerdem noch so viel Bekannte und Freunde aufgenommen, als Platz ist.

Mein liebes Weib hat wieder ihre Kunst von anno 1522 hervorgesucht und kocht für die ganze Nachbar- und Freundschaft. Unterdessen sind wir Männer auch nicht faul gewesen, sondern haben allbereits mit dem Aufräumen der Brandstätte begonnen. In einigen Tagen hoffe ich, so Gott will, den Grundstein zu unserem neuen Hause zu legen.

Außerdem haben wir Bürger beschloffen, wenn irgend möglich, noch in diesem Jahre den Bau einer großen, massiven Kirche zu beginnen, denn der Saal im Schlosse will lange nicht mehr zureichen.

Es ist eine große Gnade Gottes, daß zur Zeit Herzog Friedrich I. von Liegnitz und Brieg, vollmächtiger Statthalter des Fürstentums Glogau, zu welchem Swebusen gehört, ist, denn dieser fromme und den Evangelischen wohlgesinnte Fürst verschaffte der Stadt im Namen Königs Ferdinands I. einen Begnadigungsbrief, auf Grund dessen sie sechzehn Jahre lang

von all und jeden Abgaben befreit sein soll. Das ist eine gar große Vergünstigung und Hilfe, und möge Gott den edlen Herrn dafür reichlich segnen!

Ostern 1546.

Schon fünf Jahre sind nach dem großen Brande vergangen, und noch hat sich die Stadt nicht ganz erholt. Gar trübe Zeiten liegen hinter uns; Bau- und Nahrungsforgen drücken fast allzuschwer, und insolgedessen ist der Kirchenbau leider sehr verzögert. Obwohl der Grundstein bereits im vorigen Jahre gelegt ward, konnten wir doch erst jetzt das liebe Werk recht in Angriff nehmen.

Der derzeitige Bürgermeister, Herr Bonaventura Schickfuß, unserer früherer Ratmann, nimmt sich der guten Sachen aus allen Kräften an, und die Stadt wird dem werten Mann für seine allseitige große Opfer- und Dienstwilligkeit nie genugsam danken können.

Unsern Magister, Herrn Martin Fehner, haben wir leider verloren. Derselbe hatte kaum den Grundstein zur Kirche eingegnet, so wurde er als evangelischer Prediger nach Meserik berufen, welche Aufforderung er nicht gut ablehnen konnte. An seine Stelle trat der Bruder unseres Bürgermeisters, Herr Jakob Schickfuß, ein sonderlich frommer und treuer Mann, der von der ganzen Gemeinde allbereits geliebt wird und sich auch des Kirchenbaues mit großem Fleiße annimmt. Wenn so wacker weiter geschafft wird, wie seit einigen Wochen geschieht, dann werden wir leicht in zwei bis drei Jahren das Gotteshaus einweihen können.

Pfingsten 1546.

Eine große Freude und Ehre ist meinem Hause widerfahren. Herr Magister Schickfuß hat die Hand meiner ältesten Tochter Hanna begehret und meine Maria und ich haben in Gottes Namen „ja“ gesagt. Auf Johannistag schon soll die Hochzeit des jungen Paares sein, und da heißt es denn, sich

hurtig tummeln, damit alles in geziemender Ordnung vor sich gehen kann. Mein Töchterlein ist eine sehr glückliche Braut, und daß der Erwählte über noch einmal so alt, wie sie selber ist, thut ihrer Liebe keinen Abbruch und erhöht den schuldigen Respekt. Mein treues Weib ist jetzt ganz in ihrem Element, denn welche fürsorgliche Mutter richtete nicht mit Freuden die Aussteuer ihres Kindes zu!

Ende Juni 1546.

Vor wenig Tagen ist unsere liebe Tochter mit dem Manne ihrer Wahl in das neuerbaute Pfarrhaus gezogen. Noch fehlt uns das dienstefrige Kind an allen Enden und Ecken, aber trotzdem freuen wir uns von Herzen seines Glückes.

Der Kirchbau schreitet mit Macht vorwärts, und die drei Baumeister: Valentinus Georgius, Jakob Curtius (Kurze) und Thomas Heinius thun, was in ihren Kräften steht, um im Verein mit den Brüdern Schickfuß das gottwohlgefällige Werk zu fördern. Wir Bürger stellen das nötige Gespann, helfen auch dann und wann bei den Handlangerdiensten, wenn gerade Not am Mann ist.

Zum Gedächtnis an das große Brandunglück und die in demselben zerstörte Kirche haben etliche Bürger eine Stiftung gemacht, nämlich unter dem Kreuz- und glogauischen Thore je ein Gemälde, darauf unsere berühmte, große Glocke, welche im Feuer zerschmolz, abgebildet ist. Darunter steht geschrieben:

„Eine Glock' nach diesem Circul rund,
Vorn Brande in Swebusen stund;
Als man zählt 1541 Jahr,
Die Stadt im Feuer verdorben war!“

Pfingsten 1547.

Eine schier wunderbare Geschichte ist soeben passiret, und ich kann nicht umhin, dieselbe hier ausführlich zu berichten, denn das Wort: „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!“ hat sich wieder einmal auf das schrecklichste bewahrheitet.

Am 8. Mai d. J. herrschte überall in der Stadt große Aufregung und Beängstigung, denn die Hitze war übergroß, die Luft schwül und drückend und jedermann stand in Erwartung eines schweren Gewitters. Gegen Abend wurde der Himmel ganz feurig; nach kurzer Zeit zog das Wetter von drei Seiten herauf, und als es zusammenkam und sich entlud, glaubten nicht wenige, das Ende der Welt sei nahe. Blitz und Donner waren eins und folgten in ununterbrochener Reihenfolge. Dazu fehlte ganz und gar der erquickende Regen. Voll Angst blickten wir nach dem Pulverturm vor dem Kreuzthor, welcher sieben große Tonnen Pulver enthielt. In diesem Pulverturme nun, der im Unterstock ein Gefängniß hatte, saßen an jenem Tage zwei böhmische Schuhknechte und der Swebuser Bürger und Schuhmachermeister Gregor, ein angesehener, wohlhabender Mann.

Die Ursache aber, warum er mit den beiden Böhmen zusammen im Stock saß, war folgende:

Seit Neujahr d. J. hatten die Böhmen bei Meister Gregor in Arbeit gestanden und im Anfang konnte er ihren Fleiß und Geschicklichkeit nur loben, wenngleich ihm das stete Fluchen und sonstige wilde Wesen weniger gefiel. Doch als nach und nach der Fleiß geringer wurde, dagegen die übrigen Gesellen und Lehrlingen an der Fremden Thun und Treiben Gefallen fanden, da hielt es Meister Gregor für geraten, die Störenfriede zu entfernen. Obgleich es nicht Quartalsanfang oder Ende war, gab er ihnen Schein und Lohn und hieß sie ihr Bündel schnüren.

Die Böhmen sträubten sich zuerst heftig gegen das Weiterwandern unter der Zeit, mußten sich aber endlich dem Wort des Meisters fügen. Ohne Gruß und Dank gingen sie davon, und noch von der Gasse herauf hörte man sie fluchen, und dabei trat ihre Bosheit und Schlechtigkeit noch einmal recht zu Tage.

Raum hatten sie das Haus ihres ehemaligen Meisters im Rücken, so begannen sie den ehrlichen Mann zu verleumden. Jedweden, den sie trafen, erzählten sie mit höhnischer Genugthuung: Meister Gregor verarbeite seit Jahr und Tag zum großen Theil gestohlene Felle. Weil nun sie, die beiden Böhmen, dahinter gekommen, fürchte er, es könne alles ans Tageslicht gelangen, und habe sie Knall und Fall entlassen.

Nun traf es sich unglücklicherweise, daß vor wenigen Tagen einem Gerber ein großer Posten Felle spurlos verschwunden war, und es hatte darob schon viel Lärmen und Suchen gegeben. Außerdem kannte alle Welt, daß man durch eine Hinterthüre aus des Schuhmachers Hause ganz leicht in des Gerbers Hof gelangen konnte, wo Gregor überall Bescheid wußte, da er von Kindheit an ein guter Freund des Gerbers gewesen war und noch immer viel mit ihm verkehrte.

An diesen Thatfachen also fand die Verleumdung der Böhmen leider großen Anhalt. Manch einer der Zuhörer schüttelte bedenklich den Kopf und tuschelte mit seinen Nachbarn. Nur wenige Bessergefinnte wagten das Gerücht offen als Lüge zu bezeichnen, und ein Freund Gregors lief hin und erzählte dem Schuhmacher von der Schlechtigkeit seiner gewesenen Gesellen.

Meister Gregor, ein gottesfürchtiger, redlicher Mann, geriet über diese teuflische Bosheit der gottlosen Buben in hellen Zorn. Er ergriff Hammer und Knieriemen, und eilte, von seinen übrigen Leuten gefolgt, spornstreichs über den Markt, die glogauische Straße hinunter, den beiden Böhmen nach. Hinter dem Stadthore holte er die Gesuchten glücklich ein, und ehe sie sich dessen versahen, hatte der baumstarke Mann die Übeltäter am Stragen und hieb sie mit dem Knieriemen ganz erbärmlich durch. „Ehrlose Buben,“ schalt er dabei, „ist das der Dank für alle Wohlthat, die ihr in meinem Hause genossen habt? Berlumpt und halb erfroren kamt ihr zu mir. Ich habe

euch gesund gepflegt, gereinigt und geseidelt und nun lohnt ihr mir so! O, pfui, über diese Schlechtigkeit! Aber jetzt auf's Rathhaus mit euch, daß ich wieder zu meiner Ehre und meinem Recht komme. Ihr Nachbarn, helft mir die Schurken binden und zum Bürgermeister führen, damit der die Sache genau untersuche und die Schufte zum Widerruf nötige."

Zwanzig Hände waren bereit, des Meisters Aufforderung nachzukommen. Im Augenblick waren die Böhmen, trotz ihres verzweifelden Widerstandes, gefesselt, und der ganze Haufe zog nun zum Bürgermeister, nach dem Rathause, denn Herr Schickfuß war, um seiner weisen Rechtsprüche willen, allgemein bekannt.

Leider jedoch war er an jenem Tage über Land gefahren, und man erwartete ihn erst nachts zurück. Der ihn vertretende Gerichtsassessor befahl daher, die Böhmen vorläufig in den Stock am Kreuzthore zu setzen.

Die Schuhknechte jedoch widersetzten sich auf's heftigste und beteuerten von neuem unter Fluchen und Schwören die Wahrheit ihrer Aussage. „Sollen wir in den Stock, muß der Meister erst recht hinein. Wir sind zwei gegen einen, und er kann seine Unschuld nicht beweisen."

Der Assessor wußte nicht, was er thun sollte. Es ging ihn schwer an, den bisher hochgeachteten, unbescholtenen Meister festzunehmen, aber andererseits konnte er das Verlangen der Böhmen nicht kurzweg abschlagen, besonders da Gregor durch ihre Frechheit so bestürzt war, daß er auf alle Fragen des Richters nur traurig sagte: „Gott wird meine Unschuld ans Licht bringen!" Der Arme war, durch den auf ihn gewälzten schmählischen Verdacht, wie von Sinnen und ließ sich mit den höhnißch lachenden Böhmen widerstandslos nach dem Pulverturm führen.

Wie ein Lauffeuer hatte sich unterdessen die ganze Begebenheit in der Stadt verbreitet. Unter Jammern und Klagen kamen des Meisters Ehefrau und Kinder herbei gelaufen, um

sein Fortführen zu verhindern. Gregor jedoch wehrte ihnen und sagte tröstend: „Laßt ab, ihr Lieben. Gott wird meine Unschuld ans Licht bringen.“ Da küßten sie ihm die Hände und gingen weinend davon.

Der Büttel steckte nun die drei Gefangenen in ein enges Gemach, welches nur ein vergittertes Fenster hatte. Im Vorzimmer saß der Stodmeister und ein Wachtposten, denn die Böhmen stellten sich sehr ungeberdig an. Bald war man genötigt, sie in den Stod zu legen, d. h. ihnen die Füße in den eigens dazu bestimmten Block zu schließen, denn sie belästigten den armen Gregor derartig, daß er sich keinen Rat mehr wußte.

Ob dieser selbstverschuldeten, unbequemen Lage aber erhoben die beiden ein gräßlich Fluchen und Toben und riefen einmal ums andre: „Der Teufel solle kommen und sie befreien!“ Darob wurde den drei andern Männern ganz gräulich zu mute und sie verwiesen den Bösewichtern ernstlich ihr gottlos Thun. Diese jedoch hörten nicht, und beschworen also so recht des Allmächtigen Zorn auf sich herab.

Meister Gregor saß währenddessen still betend auf seinem Block und flehte inbrünstig zum Herrn, seine Unschuld an den Tag zu bringen.

Dies alles aber trug sich zu am Vormittag des achten Mai! Als nun am Abend das Unwetter anhub, und die enge Zelle taghell erleuchtet wurde, fuhren die Böhmen trotzdem in ihren Lästerungen fort. Vergebens schalteten und warnten der Schuhmacher und der Stodmeister.

Da — als wenn im letzten Augenblick der Allmächtige selbst noch die beiden Sünder hätte warnen wollen, — geschah mit einemmal ein furchtbarer Donnerschlag. Der Turm erbehte in seinen Grundfesten, und von der Straße erscholl das Geschrei, es habe in den Pulverturm geschlagen.

Gregor, den der Stodmeister inzwischen in das Vorzimmer genommen hatte, da es ihm leid that, daß der redliche Meister

mit den bösen Buben zusammen sitzen sollte, — Gregor fiel mit den andern auf die Kniee und betete laut, während nebenan Flüche und Lästerungen erschallten.

Und zum zweitenmal erging Gottes Warnung! Abermals schlug der Blitz mit schrecklichem Getöse in den Turm, ohne zu zünden!

Doch die Böhmen achteten des Herrn Stimme nicht, sondern forderten mit schrecklichen Reden seinen Zorn heraus! Da hat Gregor den Stodmeister, ihn an einen andern Ort gefangen zu setzen, denn er fürchte, daß der Allmächtige, wenn er zum drittenmal mit Donner und Blitz käme, sein Strafgericht an den Spöttern vollziehen würde.

Der Stodmeister, ein gottesfürchtiger Mann, der die Gefühle des Meisters theilte, weigerte sich anfangs trotzdem, ihm zu willen zu sein, da er zweifelhaft war, ob sich solches mit seinem Amtseid verträge. Als aber das Unwetter immer schlimmer wurde, und er daran gedachte, daß sie buchstäblich auf einer Pulbertonne saßen, erfaßte auch ihn selber Grausen. Er willigte in des Schuhmachers Bitten, verschloß und überließ die Böhmen ihrem Schicksal und begab sich mit Gregor und dem Wachtposten eiligst von bannen.

Raum waren die drei glücklich in Sicherheit, da war es, als wenn Himmel und Erde untergehen sollten; und mit schauerlichen Donnerschlägen flog der Pulberturm mit den beiden Gotteslästerern in die Luft! Unmittelbar darauf fiel ein wolkenbruchartiger Regen, der auf der Stelle die der Stadt drohende Feuergefahr beseitigte, so daß niemand weiter Schaden geschah.

Es war, als hätte der Allmächtige zeigen wollen, daß er nur um der beiden Lasterer willen das Unwetter heraufkommen ließ; gleichsam um seine Worte: „Irrt euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!“ aufs neue zu bekräftigen, allem Volk zur Lehre und Warnung! Als nun der letzte große Schlag geschah

und der Turm in die Luft flog, stürzten wir alle aus den Häusern und sahen mit Entsetzen, was geschehen war. Im Hause Gregors aber erhob sich großes Jammern und Klagen, denn man dachte ja nicht anders, als der Mann und Vater sei mit in die Luft geflogen; und alle eilten nach der Unglücksstätte, um die Überreste des Teuern zu suchen.

Doch siehe! Da kam schon eilends der Stockmeister mit der Freudenbotschaft und erzählte der staunenden Menge, was sich vor kurzem im Turme zugetragen hatte! So ward die Klage verwandelt in einen Reigen, manch Dankgebet stieg gen Himmel, und manch einer bewegte in seinem Herzen die Worte: „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!“

Als am andern Tage Herr Schickfuß heimkehrte und von den Seinen die wunderbare Begebenheit hörte, ordnete er alsbald eine Ratsitzung an und forderte Gregor vor. Im Vertrauen auf die Hilfe des Herrn trat der Schuhmacher mit den Seinen vor Gericht. Er hatte eine schier merkwürdige Zuversicht, daß Gott ihn auch heute retten würde.

Als der Bürgermeister ihn der ganzen schlimmen Sache wegen befragte, sagte er getrost und freudig: „Gott, der mich gestern so wunderbar vor dem Tode bewahrte, Gott der Allmächtige weiß, daß ich an dem mir zur Last gelegten Verbrechen unschuldig bin. Er wird gewiß zur rechten Zeit den eigentlichen Thäter an das Licht bringen!“

Da entstand große Bewegung unter den Anwesenden. Herr Schickfuß ergriff des Angeklagten Hand und sagte gerührt und herzlich:

„Ja, Meister Gregor, der Herr, dem Ihr so fest vertraut, der Euch so wunderbar errettete, der hat auch bereits Eure Unschuld an das Licht gebracht! Ich war heut früh kaum heimgekehrt, da erschien in großer Gewissensangst der Pantoffelmacher Schmal aus der Kreuzgasse, fiel mir jammernd zu Füßen und gestand folgendes:

„Vor acht Tagen, in der Nacht, seien die beiden böhmischen Schuhknechte zu ihm gekommen mit einem großen Posten gerbter Häute. Unter Bedrohung hätten sie ihn gezwungen, diese Häute um wenig Geld zu kaufen. Außerdem hätte er schwören müssen, niemals jemand von der ganzen Sache ein Wort zu verraten. Als nun aber gestern früh Ihr, Meister Gregor, unschuldig in den Stock geführt wurdet, da habe er sein Gewissen gar nicht mehr beruhigen können, und nur der Eid hätte ihn abgehalten, auf der Stelle die Wahrheit zu bekennen. Doch da nun Gott selbst die beiden Schuldigen gerichtet, hielt er sich seines Versprechens für los und ledig. Zum Zeichen aber, daß sich alles so verhielte, wie er gesagt habe, möchte man nur nach seinem Hause schicken, allwo man die Häute in seiner Werkstatt finden würde. Zum Schluß bäte er Meister Gregor herzlich um Verzeihung, wir aber möchten ein Einsehen haben und ihn milde strafen, sintemal ihn die Böhmen mit Gewalt zur Hehlerei gezwungen.“

Ihr seid also glänzend gerechtfertigt, lieber Meister. Geht in Frieden heim und dankt dem Herrn, dessen Finger ihr so wunderbar gespürt habt!“

Nach diesen Worten schüttelte der Bürgermeister dem glücklichen Gregor herzlich die Hand, und die Ratmänner kamen und wünschten ihm Glück zu seiner Errettung. Im Triumphe wurde dann der brave Mann von Freunden und Bekannten nach Hause geleitet, wo er alsbald mit den Seinen niederkniete und ein brünstiges Lob- und Dankgebet sprach.

November 1547.

Gott hat uns hocherfreut! Meine liebe Tochter Hanna, die Gattin des hiesigen Pastors, Hr. Jakob Schickfuß, ist Mutter eines gesunden Söhnleins geworden. *) Am 15. November

*) Dieser am 11. November 1547 geborene Sohn des Pastors

haben wir das Kindlein zur Taufe getragen. Herr Bonaventura Schickfuß, unser werter Bürgermeister, des Knaben Oheim und ich, der Großvater, waren die Paten, während der Vater ihn auf den Namen „Bonaventura“ taufte. Nachher haben wir im Pfarrhause einen fröhlichen Schmaus gehalten und dabei nicht vergessen, dem Herrn für seine Güte unseren Dank darzubringen.

Schickfuß, der spätere hochverdiente Ratsälteste Bonaventura Schickfuß, war der Vater des nachmals in weiten Kreisen bekannten und berühmten Gelehrten und Geschichtsschreibers Dr. Jakob Schickfuß, welcher der Verfasser der nur noch in wenigen Exemplaren vorhandenen umfangreichen und hochinteressanten: „Dr. Jak. Schickfusii Schlesiſchen Chronik“ ist. Die ausführliche und zuverlässige „Geschichte der Stadt Schwiebus“ vom Pastor Samuel Gotthilf Knispel, 1763, berichtet über diesen letztgenannten Gelehrten wörtlich folgendes: Dr. Jakob Schickfuß de Neudorf, geb. zu Schwiebus anno 1574, den 21. Januar. Sein Vater war Bonaventura Schickfuß, Kaiserl. Zoll-einnehmer und Prokonsul, die Mutter Hedwig, geb. Guschmannin. Er wurde von ihnen sehr wohl erzogen, und legte sich, als er die öffentlichen Schulen frequentierte, sonderlich stark auf die Philosophie, weil er glaubte, daß wenn er darin einen guten Grund gelegt hätte, er in Jure desto größere Progressen werde machen können. Er suchte kein mittelmäßiger, sondern ein großer Gelehrter zu werden. Zu dem Ende besuchte er die Universitäten Basel, Straßburg, Jena, Frankfurt. Von seinen Progressen in der Gelehrsamkeit zeugen, außer der Magisterwürde, die er zu Basel erhielt, die verschiedenen Disputationen, Orationen und andere Schriften, die vielen Beifall erhielten“ u. s. w. „Sodann legte er sich mit großem Fleiße auf die Jurisprudenz und erwarb sich eine gründliche Kenntniß der Gesetze.“ (Folgt eine lange Aufzählung aller Werke, die er geschrieben, und der Titel und Würden, die er im Laufe der Jahre erlangte. — Er starb zu Breslau, am 15. Sept. 1637, als Kaiserl. Rat und Ober-Fiskal in Schlesien, nachdem er sich schon lange nach einem seligen Ende gesehnt hatte.)

November 1548.

Der Bau unserer lieben Kirche schreitet rüstig vorwärts, also, daß wir bereits am Martinstage den ersten Gottesdienst darin halten konnten.

Welch ein Freudentag war das! Der erste evangelische Gottesdienst in der ersten evangelischen Kirche zu Swebusen! Wer kann unseren Dank und Jubel ermessen!

Möge Gott der Herr in Gnaden geben, daß sein reines Wort und Luthers Lehre bis ans Ende der Tage unverfälscht in diesem neuerbauten Tempel gepredigt werden möge!

Nach beendetem Gottesdienste wurde das jüngste Söhnlein von Gevatter Drabsch, als das erste Kind in der evangelischen Kirche, auf den Namen „Hans“ getauft. Möge es gedeihen zu seiner Eltern Freude und Gottes Ehre, und möge es ein treuer Bekenner unseres teuren Glaubens werden!

Mai 1549.

Dem ersten Gottesdienst in unserer neuen Kirche sind inzwischen viele andere gefolgt, da der Saal im Schlosse sich immer weniger ausreichend zeigt. Zwar ist der Bau noch lange nicht vollendet, und es werden wohl noch Jahre vergehen, ehe wir Hammer und Kelle aus der Hand legen können, aber dessen ungeachtet haben wir beschlossen, daß von nun an sonntäglich darin gepredigt werden soll. Es ist für das geistige Gedeihen einer Gemeinde durchaus nötig, daß sie regelmäßig und vollständig ihre Andacht feiert, und nicht nur wegen Raum Mangels hin und wieder zusammen kommt.

Heut, als am Tage St. Urbans, haben wir die Hochzeitsfeier meines ältesten Sohnes Michael in Blüten und Ehren begangen. Die Brant, Jungfrau Monika Tauchritz, ist die Tochter des hiesigen Ratsältesten Martin Tauchritz, und ein gar fein und lieblich Mägdlein. Herr Pastor Schickfuß, mein werter Schwiegersohn, gab die beiden Liebesleute in Gottes

Namen zusammen und hielt dabei eine sehr zu Herzen gehende, fromme und feine Rede. Überhaupt ist der Herr Magister ein über die Maßen kluger und gelehrter Mann, predigt das lautere Evangelium mit großer Kraft und Begeisterung und zeigt sich im bürgerlichen Leben allezeit als ein wahrer Christ. Die ganze Gemeinde schätzt und liebt den frommen, treuen Prediger, und ich selber bin nicht wenig stolz darauf, daß er mir durch meine Tochter so nahe verwandt ist.

Als die Trauung in der Kirche beendet war, zogen wir, wie es allhier Sitte ist, unter lustiger Musik ins Hochzeitshaus zurück. Der Stadtpfeifer spielte seine schönsten Weisen, so daß das junge Volk schier im Tanzschritt zu gehen begann. Da Martin Tauchrig ein fast reicher Mann ist, war die festliche Tafel mit allerlei auserlesenen Speisen und Weinen besetzt. Aber auch die liebe Armut kam nicht zu kurz. Auf dem Markte war eine Garfküche errichtet, in welcher ausschließlich für die Bedürftigen gekocht und gebraten wurde. Daneben waren drei große Tonnen des besten Bieres aufgefahren, und nun konnte jedweder kommen und sich zum Essen und Trinken holen, so viel er wollte und heimtragen mochte. So ist es von altersher in der Stadt gehalten worden: Wo man ein fröhliches Fest feierte, da hat man auch niemals die notleidenden Brüder vergessen. Möge diese feine Sitte immerdar in Swebusen bestehen!

Mai 1551.

Der Stammhalter des alten Geschlechts ist da! Mein Michael hat ein Söhnlein, welches wir in der heiligen Taufe nach Gewohnheit wiederum „Michael“ nannten!

Möge auf diesem jüngsten Reiz des alten Stammes der Segen Gottes ruhen! Möge auch dieser „Michael“ seinem himmlischen Namensvetter nachzufolgen trachten und stets ein treuer Streiter und Bekenner des Evangeliums sein! Mein ganzes Herz freut sich des jungen Erben, und meine Seele

lobt den Herrn, der mich und die Meinen allezeit treulich führte und uns besonders in den letzten Jahren viel Freude, Glück und Segen bescherte. Möchten wir nur durch solche unverdiente Güte nicht übermütig werden, sondern stets daran denken, dem Allmächtigen durch ein wahrhaft frommes, evangelisches Leben dafür zu danken!

Ostern 1552.

Der schrecklichste Gast, die fürchterliche Pest, ist abermals in der Stadt eingezogen und fordert täglich bittere Opfer. Allenthalben hört man Klagen und Weinen, denn schon gegen dreihundert Menschen sind unter dem Schwerte des grausen Würgengels gefallen.

Die meisten Menschen sind wie vor den Kopf geschlagen und wollen nicht mehr ordentlich arbeiten, weil sie düster sagen: „Was soll uns solch irdisch Thun noch nützen, wo wir vielleicht schon morgen tot sind?“ Einer flieht den andern, und die, die sonst Freunde waren, weichen scheu auf die entfernte Seite, um ja nicht von dem Krankheitshauch erreicht zu werden.

Ich meinstetils halte derartiges Treiben für unrecht und verkehrt. Wo bleibt da das Gottvertrauen und die Bruderliebe, wenn Eltern die sterbenden Kinder, oder Kinder die kranken Eltern aus Todesfurcht im Stich lassen? Nein, gerade in solcher Not sollen wir unser Christentum mit der That beweisen: Die Kranken pflegen, die Toten begraben und die Trauernden trösten.

Meine Maria und ich fürchten gottlob weder Ansteckung noch Tod. Soviel wir können, nehmen wir uns der Heimgesuchten an, und unser Schwiegersohn, der werthe Pastor Schickfuß, ist uns dabei mit gutem Beispiel vorgegangen. Was dieser fromme Mann der Stadt in dieser Schreckenszeit geworden ist, wird ihm die Gemeinde in Ewigkeit nicht danken können! Späte Chroniken werden berichten, wie er Tag und

Nacht bei den Kranken und Sterbenden weilte, sie pflegte, tröstete und zuletzt zum Heimgehe einsegnete!*)

Julii 1552.

Die Noth wird immer größer. Die Menschen sterben wie die Eintagsfliegen und es kostet schwere Mühe, die Toten christlich zu bestatten. Von der sonstigen Ordnung bei Leichenbegängnissen ist schon lange keine Rede mehr. Ohne Sang und Klang trägt man die Verschiedenen auf den Gottesacker hinaus und senkt sie mit einem kurzen Bibelspruch ins Grab.

Herr Bonaventura Schickfuß, der Bürgermeister, hat alles Ordentliche gethan, um der Seuche zu wehren, aber leider sind alle Anordnungen bis jetzt erfolglos geblieben. Man erkennt immer mehr, wie ohnmächtig der Mensch dergleichen Schlägen gegenüber steht, und daß hier nur Gott allein helfen kann.

Aus diesem Grunde halten wir jetzt alle Tage einen Buß- und Bittgottesdienst, und die, die sonst gleichgültig zur Kirche standen, liegen jetzt weinend und betend zu des Herrn Füßen. Die fürchterliche Angst und infolgedessen Verkehrtheit, die zu Anfang der Krankheit überall herrschte, ist jetzt, Gott sei Dank, gewichen; und das ist zum größten Theil ein Verdienst meines werten Schwiegersohnes. Die unermüdliche und unerschrockene Thätigkeit dieses frommen Mannes, seine Hinweisung und Ermahnung zu Gottvertrauen und Bruderliebe, hat endlich die Kopflosen beschämt und zur Besinnung und Umkehr gebracht. Nun arbeiten sie auch wieder still und ruhig, gehen ihrem Tagewerke getreulich nach und haben ihr Leben in Gottes Hand gelegt.

Auf fast wunderbare Weise sind bis jetzt ich und die Meinen von der Seuche verschont geblieben, trotzdem wir doch tagtäglich mit den Kranken und Sterbenden zu thun hatten. Auch mein Schwiegersohn blieb bislang unverletzt; doch sieht der

*) Die Sch. Chr. rühmt ihn sehr wegen seiner Aufopferung.

werte Mann, der sich nicht des stärksten Körpers erfreut, gar schwach und elend aus, also daß sich mein Töchterlein Hanna gar sehr um des Liebsten Leben ängstigt. Auch vermißt sie schwer das sonstige, trauliche Zusammenleben mit dem Gatten, der gewohnt war, ihr jede freie Stunde zu widmen. Jetzt muß sie ihren Jakob tagelang fast ganz entbehren, und wenn sie ihn endlich zu sehen bekommt, so ist es immer nur auf etliche kurze Augenblicke. Es ist gut, daß ihr Söhnlein, der nun fast fünfjährige, lebhaft und kluge Bonaventura, ihr so viel zu schaffen macht und ihre Gedanken dadurch auf andere Dinge leitet.

September 1552.

O Herr, Deine Hand ruht schwer auf mir, und noch kann ich mein Leid kaum fassen! Aber ich will stille sein, und meinen Mund nicht wider Dich aufthun! Du bist der Herr über Leben und Tod; Du kannst schlagen, und wir müssen Dir stille halten, denn: „Was Gott thut, das ist wohlgethan!“ Hast Du mir gleich an einem Tage Weib, Tochter und Schwiegersohn genommen, so will ich doch nicht klagen und verzagen, bleibst Du doch, Herr, allzeit meines Herzens Trost und mein Theil!

Monate hindurch waren wir von der bösen Seuche gnädig verschont geblieben, und schon meinte ich, wir würden glücklich davon kommen. Da legte sich in den letzten Tagen des August mein jüngstes Töchterlein Dorothea und ich merkte bald, daß die Krankheit nimmer zum Guten auslaufen würde. Alle angewandten Mittel versagten den Dienst und man konnte deutlich sehen, daß der Herr die fromme Jungfrau heimholen wollte.

Mein trautes Weib Maria wach Tag und Nacht nicht vom Bette des lieben Kindes, bis sie selber zusammenbrach und an der Pest erkrankte. Da lagen nun Mutter und Tochter zum Tode schwach nebeneinander, und ich alter Mann saß gebrochen an ihrem Lager. Um der Ansteckung willen hielt ich die andern

Kinden und Schwiegerkinder fern, also daß ich mit dem Vater die Kranken ganz allein versorgte. Mein Herz schrie dabei unausgesetzt zum Herrn, er solle mir die Leiden noch eine kleine Weile lassen. Aber Gottes Gedanken sind nicht unsre Gedanken, und seine Wege sind nicht unsre Wege! Am 29. August d. J., früh morgens als die Sonne aufging, entschliefen mein Weib und meine Tochter ganz sanft und friedlich mit dem Namen des Gefrenzigten auf ihren Lippen.

Schlaf wohl, Maria, meine Geliebte, du trautes Weib meiner Jugend! Du bist mir allezeit ein frommes und getreues Ehegemahl gewesen, und es dünkt mich schier unerträglich, daß ich die Tage des Alters ohne dich zubringen soll. Aber ich weiß an wen ich glaube, und ich weiß auch gewißlich, daß du nun da droben die Ruhe des Volkes Gottes genießest und den Herrn, den du hier geliebt und bekannt hast, nun von Angesicht zu Angesicht schauest! Fern sei es von mir, dir dein selbig Glück durch mein Weinen und Klagen zu stören!

Schlaf wohl, Dorothea, mein Töchterlein! Du warst mir stets ein gehorsames, dienstwilliges Kind und ich lasse dich nur unter Thränen ziehen. Aber der Herr hatte deine Seele von Jugend auf lieb, und darum eilte er mit dir aus diesem bösen Leben!

Als ich meinen lieben Toten die Augen zugebrückt hatte, wusch ich mich ganz und gar, kleidete mich neu an und ging dann in das Pfarrhaus zu den Kindern, um dort die Trauerbotschaft anzukündigen.

Allmächtiger, was mußten da meine Augen sehen! Schier wollte meine Kraft erliegen unter dem neuen und größeren Jammer, der mir hier entgegen trat! Ach, wer hätte das noch vor wenig Tagen geahnt!

Neben der Leiche ihres soeben verschiedenen Gatten kniete meine Tochter Hanna, und lautloses Schluchzen erschütterte ihren zarten Körper. Sie hob nicht den Kopf als ich eintrat,

aber als ich ihr die Hand auf die Schulter legte und weinend rief: „Mein Kind, mein armes Kind! Was ist hier geschehen?“ da blickte sie mich mit den schönen, sanften Augen wie geistesabwesend an und sagte tonlos: „Mein Jakob ist tot. Ich bin allein, allein!“

Ich nahm sie fest in meine Arme. „Nein, meine Tochter, du bist nicht allein! Er, der versprochen hat, der Witwen Tröster und der Waisen Vater zu sein, ist immerdar bei dir mit seiner Hilfe und seinem Troste. Und dann, hast du nicht auch noch dein Kind, deinen Sohn Bonaventura, die beste Hinterlassenschaft des lieben Toten?“

Aber die Ärmste hörte mich nicht. Sie war wieder am Sterbelager hingekniet und schaute unverwandt in das edle friedlich-stille Gesicht des Geliebten.

Dieser stille lautlose Jammer zerbrach mir fast das Herz, denn mein Kummer über das Leid der jungen Witwe war noch größer, als der Schmerz über meinen eigenen, doppelten Verlust. Ich bin ja schon ein alter Mann und werde meinen vorangegangenen Lieben voraussichtlich bald in die obere Heimat nachgehen, aber meine arme Hanna ist noch so jung, so jung, kaum vierundzwanzigjährig, hat vielleicht noch ein langes einsames Leben vor sich! Wie wird sie dies tragen, sie, die so plötzlich aus ihrem Glücke gerissen ist?

Einzig und allein in Deiner Kraft, mein Herr und Heiland! Darum sei Du der verlassenen Witwe Stab und Stecken auf dem kommenden, dunklen Wege! Laß das Glaubenslicht in ihrer Seele nicht verlöschen durch den Sturmwind, der ihres Lebens Hoffnung knickte!

Über eine Stunde war vergangen, und immer noch kniete Hanna regungslos an der Leiche des Gatten. Da konnte ich solches nicht länger mit ansehen, denn ich fühlte, daß mein armes Kind an diesem lautlosen Jammer zu Grunde gehen mußte. Ich schritt leise hinaus in den Garten, wo der kleine

Bonaventura ahnungslos umherspielte, nahm seine Hand und sagte ernst: „Komm zu deiner Mutter, mein Söhnlein; sie bedarf deiner, denn der Heiland hat deinen lieben Vater zu sich in sein Reich genommen.“

Mit großen, erschrockenen Augen sah mich der Kleine an, denn in dieser schweren Leidens- und Sterbenszeit begriffen selbst schon die Kinder etwas von dem Ernst des Todes. „Ist mein herzlieber Vater tot, Großvater?“ fragte der Knabe angstvoll, und als ich stumm nickte, brach er in lautes Weinen aus. Da nahm ich ihn tröstend in meine Arme.

„Nicht also, mein Kind, du sollst jetzt deiner lieben Mutter Trost und Freude sein und mußt ihr sanft und beruhigend nahen.“

Da wurde der Kleine ganz still. Ich trug ihn ins Haus und führte ihn zu seiner Mutter. Die kniete noch immer regungslos am Sterbebette, als aber das Söhnlein auf sie zulief und leise schluchzend die Ärmchen um ihren Hals schlang, fuhr sie, wie aus einem Traum erwachend in die Höhe. Einen Augenblick sah sie den Knaben fast starr und feindselig an; dann preßte sie ihn leidenschaftlich in ihre Arme und brach in heißes Weinen aus.

Sie war gerettet!

Ich ging leise hinaus und ließ Mutter und Kind allein am Totenbette des Gatten und Vaters, denn ich fühlte meine Kräfte schwinden bei dem herzerschütternden Anblick. Als ich, nach mehr denn einer Stunde, wieder nach den Verwaisten sah, kam mir die Beraubte ganz still und gefaßt entgegen. „Des Herrn Wille geschehe,“ sagte sie mit gebrochener Stimme und lehnte leise weinend den Kopf an meine Schulter. Ich nahm sie sanft in meine Arme und ließ sie sich ruhig ausweinen. Diese erlösenden Thränen waren eine Wohlthat und Erleichterung für ihr kummerbeladenes Herz. Erst nach geraumer Zeit hob sie den Kopf und flüsterte traurig: „Ach,

was wird die liebe Mutter sagen, wenn sie von dem plötzlichen Tod meines Jakob hört! Wenn ihr nur der große Schreck nichts schadet! Sie hatte den Heimgegangenen so lieb und ich fürchte sehr, die Trauerbotschaft wird sie tief erschüttern."

Ich hatte bisher nicht den Mut gehabt, der armen, jungen Witwe von dem zu erzählen, was sich inzwischen daheim zgetragen hatte. Jetzt aber hielt ich den richtigen Zeitpunkt für gekommen und begann leise: „Sorge dich nicht um die Mutter, mein Kind. Der Herr hat alles wohlgemacht und sie jeder irdischen Not entrückt. Heut früh, bei Sonnenaufgang, ist sie mitsamt deiner Schwester Dorothea im Frieden entschlafen."

Schier fassungslos sah mich Hanna an. „Vater, Vater, ist es möglich?" stammelte sie schmerzbehebend. Ich nickte stumm. Da fiel sie mir schluchzend um den Hals: „Du armer, armer Vater!"

Von ihrem eigenen, größten Leide sprach die fromme Tochter kein Wort mehr, sondern suchte hinfort mich in kindlicher Liebe zu trösten. So saßen wir stundenlang weinend, betend und uns gegenseitig tröstend beieinander. Erst als längst der Nachmittag gekommen war, dachte ich daran, daß es nun wohl an der Zeit sei, wieder nach meinen Lieben daheim zu sehen.

Dort hatten inzwischen meine beiden Söhne, Michael und Christoph, alles nötige besorgt, und ich fand mein treues Weib und mein liebes Töchterlein bereits zum letzten Schlaf zubereitet und gebettet vor. Um die Särge hatte es zum Glück keine Not gehabt. Die standen für Maria und mich schon seit länger denn zehn Jahren auf der obersten Hausdielen. Andernfalls wäre es sicher fast unmöglich gewesen, den Leuten zu ihrem engen Bette zu verhelfen, denn bei der ungeheuren Sterblichkeit und den geringen Arbeitskräften haben lange nicht alle Toten einen Sarg erhalten. Meist wickelte man sie in große Tücher, breitete etwas Stroh in das Grab, und

legte dann die Verstorbene darauf. So hatte ich denn nur nötig, für meines werthen Schwiegersohnes Sarg zu sorgen.

Meister Gunter, der Tischler, war tief erschüttert, als ich ihm die Trauerkunde brachte, und er versprach mir, mit seinem Sohne die ganze Nacht hindurch zu arbeiten, um das letzte Kämmerlein für den verehrten Seelsorger bis zum nächsten Morgen, dem Bestattungstage, fertig zu stellen, denn um der Ansteckung willen ist es geboten, daß die Leichen so schnell als möglich unter die Erde zu kommen.

Als das besorgt war, ging ich in mein einsames Haus zurück und hielt mit Christoph am Sarge meiner Lieben die Totenwacht. Michael war hinübergegangen ins Pfarrhaus, um dort Hanna in ihrer Einsamkeit beizustehen. So saßen denn die beiden Geschwister, die sich immer besonders nahe gestanden, die Nacht hindurch gemeinsam am Lager des selig Entschlafenen, und die Witwe erzählte dem Bruder unter leisem Weinen, welch friedlich-schönes Ende der Geliebte gehabt hatte. Fast plötzlich, doch ohne Schmerzen, war der Tod zu ihm getreten.

„Hanna, Hanna, ich muß heim!“ rief er mit brechender Stimme und streckte mit einem letzten Liebesblick die Hände nach seinem jungen Weibe aus. Mit einem Wehelaute nahm die Ärmste den Sterbenden in ihre Arme. Aber kaum hatte sie sein Haupt an ihrem Herzen gebettet, da flüsterte er leise: „Herr Jesus, nimm meinen Geist auf!“ streckte sich und verschied.

So habe ich denn meine drei Geliebten begraben und sitze nun trauernden Herzens allein, denn im Nebenzimmer ist meine arme Hanna endlich, endlich! vor Gram und Erschöpfung eingeschlafen.

Herr Pastor Schickfuß, mein werther Schwiegersohn, ist mit allen Ehren in der neuerbauten Pfarrkirche beigesetzt worden. Die ganze Stadt gab dem verehrten allgeliebten Toten das

Geleit, und noch niemals habe ich solche allgemeine Theilnahme gesehen. Als der Stentscher Pastor, Martin Bunge, den Toten einsegnete und der Sarg in der Gruft verschwand, ging lautes Weinen durch die Kirche.

Ein altes Mütterchen, welches neben mir stand, rief schluchzend: „Herr Jesu, warum hast Du nicht mich genommen, und diesen noch eine Weile gelassen? Ich bin keinem Menschen mehr nütze, und dieser hier konnte noch viele Jahre in großem Segen wirken!“

Ja Herr, warum hast Du diesen gottbegnadeten Prediger und Lehrer von uns gerufen? In den wenigen Jahren, die er unter uns weilen durfte, hat er unendlich viel Gutes gewirkt, und wir hofften, er sollte uns noch länger ein Führer zur Seligkeit sein! Warum, warum hast du ihn von dem kaum begonnenen Werke abgerufen? Aber vergieb, wenn wir kleinmütig zagen und fragen! Dein Wille ist und bleibt in Ewigkeit ein guter und gnädiger, und wir wissen, daß Du auch jetzt Gedanken des Friedens und nicht des Leides über uns hast!

Ergänzung der Erzählerin:

Diesem so frühe verstorbenen, verdienstvollen und gelehrten Pastor, Jakob Schickfuß, wurde später, als sein Sohn Bonaventura bereits Ratmann war, in der prächtig vollendeten Pfarrkirche, über der Grabstätte, ein lateinisches Epitaphium aufgerichtet, welches jetzt verfallen, also lautet:

„Deo Serv. Sap. S. Jakobus Schickfuss, Vir Reverend. clariss. et Doctiss. virtute eximia, et singulari animi constantia, pietate insigni, et auctoritate veneranda prae-stantiss. qui anno 1505 Novofori Silesiorum natus, et ita, in praecipuis Germaniae Gymnasiis et academiis educatus et informatus est, ut in Matthesi simul et in Theologia esset felicissimus. Vocatus postea anno 1545, Pastor in hac civitate et Ecclesia factus est legitime;

docuitque Evangelium Christi pure, sincere, fideliter; in bonis omnibus haeredes instituit pauperes. in nomine vero et familia superstitem adhuc, Bonaventuram, senatorem nunc Svebusiensem, successorem reliquit unicum. Tandemque pestis communi calamitate abreptus, immature obiit, in vera Jesu Christi agnitione et invocatione 29 augusti anno 1552.“

Zu deutsch also lautend:

„Hier liegt Gottes Diener S. Jakobus Schickfuß, ein achtungswerter und gelehrter Mann, von ausgezeichnete[r] Tugend, einzig dastehender Charakterstärke, ausgezeichnete[r] Frömmigkeit und größtem Ansehen. Er wurde geboren 1505 zu Neumark in Schlessien, und genoß auf hervorragenden Gymnasien und Akademien Deutschlands eine solche Erziehung und Unterricht, daß er sowohl in der Mathematik als auch in der Theologie bedeutendes leistete. Später wurde er in dieser Stadt und Kirche auf gesetzmäßige Weise zum Pastor gemacht. Er lehrte das Evangelium Christi: rein, lauter und treu. Zum Erben all seiner Güter setzte er die Armen ein. Seinen Familiennamen jedoch hinterließ der verstorbene Jakobus seinem einzigen Sohne Bonaventura, Senator zu Schwiebus.“

Dahingerissen durch die allgemeine Pest, die zur Zeit grassierte, starb er vor der Zeit in der wahren Erkenntnis Jesu Christi, und unter Anrufung seines Namens, am 29. August des Jahres 1552.“

Weihnachten 1552.

Vier Monate schon ruhen nun meine Lieben im Schoße der Erde, und ich habe mit den überbliebenen Kindern ein gar stilles und betrübtes Weihnachtsfest gefeiert. Meine arme Hanna ist zwar gefaßt und gottergeben, aber man merkt ihr

bei allem Thun und Lassen an, daß ihres Lebens Glück und Hoffnung gebrochen ist. Ich fürchte manchmal, ich werde die liebe Tochter nicht mehr allzulange behalten dürfen. Sehr starken Körpers war sie niemals, und dieser unerwartete herbe Schlag hat ihr wohl für immer einen Knick gegeben.

Ihr Söhnlein, Bonaventura, dagegen gedeiht prächtig, und er allein nur ist imstande, hin und wieder ein Lächeln auf dem Gesicht der Mutter hervorzurufen.

Es ist merkwürdig, seitdem die Seuche, als fast letztes Opfer, die Meinen hinweggenommen hatte, war sie plötzlich erloschen. Ob vielleicht der große Sturm- und Wirbelwind, der zur selben Zeit herrschte und in Wäldern, Gärten und Häusern großen Schaden anrichtete, durch Gottes Gnade unser Retter geworden ist?

An zweitausend Menschen sind diesmal unter dem Schwerte des Würgengels gefallen. Kein Haus ist verschont geblieben, und viele Familien sind ganz und gar ausgestorben. Als der böse Gast endlich davon gezogen war, brachten wir dem Herrn unser feierliches Dankopfer dar, und obgleich dabei viel Weinens um die Verlorenen erscholl, freuten wir uns doch gebührender Weise über die endliche Rettung der Übriggebliebenen.

Ostern 1553.

Wir leben still und ruhig weiter und spüren allenthalben die Gnade des Herrn.

Meine Tochter Hanna, die Witwe des Herrn Schickfuß, hat einen guten Trost gefunden. Sie geht umher in den Hütten der Armen und Kranken, und ihr sanftes, liebes Gesicht leuchtet ob der dadurch erlangten Befriedigung manchmal wie verklärt.

Bonaventura geht seit einigen Tagen zur Schule, und der Rektor, Herr Antonius Albertus, hält ihn für sonderlich klug und begabt. Möge der Knabe diese seine vortrefflichen An-

lagen stets zu Gottes Ehre und des Nächsten Vorteil anwenden!

Ostern 1554.

Meine Ahnung hat mich nicht betrogen. Vor wenig Tagen hat Gott meine liebe Tochter Hanna von dieser Erde abgerufen! Ihr Tod aber war kein trauriges Sterben, sondern eine stille, friedliche Heimfahrt. Im festen Glauben an ihren Erlöser ging sie dahin, und ihre letzten Worte waren: „Ich komme.“

Ich kann nicht eigentlich um sie trauern, denn ich weiß, wie unaussprechlich glücklich sie jetzt ist, und daß sie nichts so sehr ersehnte, als dem heißgeliebten Gatten bald zu folgen.

Bonaventura war außer sich über den Tod der zärtlich geliebten Mutter, und wollte sich durch nichts trösten lassen. In seinem wilden Schmerze ist der feurige Knabe noch unbändiger wie sonst und ich glaube, daß ich manche Not mit ihm haben werde.

Herr Bonaventura Schickfuß, der Bürgermeister, der Bruder meines verstorbenen Schwiegersohnes, meinte, ich sollte ihm den Jungen ganz und gar ins Haus geben, denn desselben Charakter brauche unbedingt eine kräftige Hand zur Erziehung. Ich habe mich vorläufig nicht dazu entschließen können, denn der Enkel, die Hinterlassenschaft der geliebten Tochter, ist ja die Freude meines Alters. Späterhin, wenn ich nicht mehr bin, kann sich Herr Schickfuß immer noch des Neffen annehmen.

In meines Erstgeborenen Hause ist, Gott Lob, reichlich Glück und Friede vorhanden. Die Kinder wachsen und gedeihen, und des Hauses Wohlstand und Ansehen mehren sich zusehends. Vor allem aber hat Michael ein frommes und getreues Weib zur Seite, denn die Schwiegertochter, Frau Monika, geb. Tauchritz, ähnelt fast meiner Maria, in Güte, Fleiß und Klugheit.

Mein jüngster Sohn Christoph gedenkt auch allbereits daran, sich einen Hausstand zu gründen, und ich gebe ihm mit Freuden meinen Segen dazu. So zieht doch wieder junges, fröhliches Leben in das alte, einsame Haus.

Herbst 1555.

Zugleich mit der Hochzeitsfeier meines Christoph haben wir die Vollendung unserer lieben neuen Pfarrkirche festlich begangen.

Nunmehr steht das herrliche Gotteshaus in seiner fertigen Schöne da. Ein hoher, ansehnlicher Turm sieht weit in das Land hinaus, und inwendig ist derselbe mit einem schönen Uhrwerk und vier klangreichen Glocken versehen. Es war ein herrlicher Tag, als wir, unter Lob- und Dankpsalmen, den Tempel des Herrn einweihten. Mögen immer Gottes Wort und Luthers Lehre darinnen unverfälscht gepredigt werden!

Herr Schickfuß, der Bürgermeister, der sich um den Bau unserer Kirche hochverdient gemacht, hat gleicherweise auch für die Wiederherstellung des anno 1541 ebenfalls gänzlich zerstörten Rathhauses Sorge getragen. Auf sein Ansuchen und Bitten hat unser oberster Landesherr, Kaiser Ferdinand I. bis aus Italien Baumeister hierher geschicket, also daß das fertige Haus eine rechte Zierde der Stadt geworden ist. Es ist von unten auf ganz massiv von Steinen und Ziegeln aufgeführt, mit einem dreispitzigen Ziegeldach gedeckt und besizet inwendig eine große Anzahl gewölbter Säle und Stuben. Zwei hohe Thürme, mit einem vortrefflichen Uhrwerk, verleihen dem Bau ein gar stattliches Aussehen, und der Wächter, der in dem größeren, dem sogenannten Pfeilsturm hauset, rühmet, was für eine feine, lustige Wohnung er da oben habe. Die beiden Thürme sind übrigens durch eine Brücke miteinander verbunden, was zu dem Scherze Anlaß gegeben hat, „daß in Swebusen die höchste Brücke in Schlesien zu finden sei.“

Swebusen*), oder wie man jetzt schreibt:

„Schwiebussen“, Herbst 1561.

Kaiser Ferdinand I. ist der lieben Vaterstadt sonderlich

*) Die Stadt hieß im Anfang des 16. Jahrhunderts halb: Schwibusen, Schwebussen, bald Swebusa.

gnädig gewesen und hat ihr, außer dem Recht, die Zunft- und Handwerksmeister selber zu setzen, auch noch die freie Wahl verliehen. Da besonders diese letzte Gnade für Schwiebusen viele Vorteile und große Bedeutung hat, lasse ich hier für Kinder und Enkel die wortgetreue Abschrift des Kaiserl. Privilegiums folgen.

„Wir, Ferdinand, von Gottes Gnaden, erwählter Römischer Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, in Germanien, zu Hungarn, Böhaimb, Dalmatien, Croatien und Schlawonien König, Infant in Hispanien, Erzhertzog zu Österreich, Marggraf zu Mähren, Herzog zu Lützenburg und in Schlessien, Marggraf zu Lausnis u. s. w. Bekenner vor Uns, unsern Erben und Nachkommende Könige zu Böhaimb, Herzoge in Schlessien, Fürsten zu Großenglogau, öffentlich mit diesem Briefe und thun kund jedermanniglich: Nachdem Wir vrschiedener Zeiten, den Erbsamen, Unseren lieben Getrewen, Burgemeistern, Ratmanen, Burgern undt Gemeinden solcher Städte als: Großenglogau, Freystadt, Gurau, Sprottau, Grünberg, Schwiebusen, in obermeltem, Unserm Fürstenthumb Großenglogau gelegen, auf ihr unterthänigstes Bitten und Ansuchen, die gnädigste Bewilligung gethan, daß Sie uff etliche zulässige Jahr, mit Unserer Hauptleute obangezeigten Fürstenthumbs Großenglogau Wahl undt Bestätigung, in Kraft der Stadt Großenglogau vorhabendem Privilegii, so sie von weil. König Wladislas höchstmilder Gedechnuß, im verschiedenen 1511 Jahre, in Unser Stadt Breßlau erlanget, undt Ihnen, denen obgemelten Städten sämtlich hernach durch Uns gnädigst verehret und bestättiget worden ist, frey erkiesen, setzen undt ordnen mögen. Wenn aber dieselben Jahre nunmehr verflossen und verschieden, darauf haben Uns, die jehan obberührten Städte, sämtlich und unterschiedlich vor Sich undt im

Namen der ganzen Ihrer Bürgerſchaft undt Gemainden, neben Söhllicher Interinſſion des durchlauchtigſten Fürſten, Ferdinandi,*) Erzherzogs zu Öſterreich, Unſeres freundlich lieben Sohns und Fürſtens, Seiner Liebe, durch Ihre Abgeſandten unterthänigſt angelanget undt gebeten, daß wir Sie vorthin aus Kayſer- undt Königl. Gnaden zu Beſſerung undt Aufnehmung gezeigter Städte ohne fernere Wahl undt Beſtättigung Unſer, oder Unſerer Hauptleute, mit der freyen Wahl und Ratskür allernädigſt begnaden und befreyen; Als haben wir gnädigſt undt väterlich angeſehen, wohlgedachten Erzherzoges, Unſeres freundl. lieben Sohnes undt Fürſtens Söhlliche Vorbitte, auch Unſerer Städte gehorſamſt Supplizieren, deroſelben undt der Gemainden Anliegen undt höchſte Beſchwerdte, damit auch das Stadt-Regiment künftighen deſto ſtättlicher, in gutter friedlicher Policcy undt Ordtnung beſtehen, erſezet undt erhalten werden möge; nichts wöniger auch gnädighen betrachtet, und zu Kaiſerl. Gemütte geführt, die getrewen, unterthänigſt undt gehorſamſten Dienſte, ſo obberührte, Unſere Städte Großenglogauſchen Fürſtentums, Uns undt Unſeren Vorfahren, Königen zu Böhaimb undt Fürſten zu Großenglogau, vielfältig unterthänigſt geleiſtet undt erzeiget haben, denn künftiger Zeit auch Uns, Unſeren Erben undt Nachkommen regierenden Königen wohl thun, können, ſollen, undt mögen, undt hemit mit wohlbedachten Unſerer Kron Böhaimb, Offizierer undt Rätte, Rat, guttem Wiſſen, undt aus ſond. Kayſerl. Königl. Gnaden, als regierender König zu Böhaimb, oberſter Herzog in Schleſien undt Fürſt zu Großenglogau, den obbemelten Unſern Städten, undt

*) Dies iſt der bekannte Erzherzog Ferdinand, welcher die ſchöne und tugendhafte Philippine Welſer heiratete.

einer jeden insonderheit, fürthün die freye Ratzwahl undt Rühr gnädigst bewilliget, verliehen undt gegeben. Verleihen undt geben von neuem Unsern sechs Städten Unsers Fürstentumbs Großenglogau undt jeder Stadt insonderheit die angezeigte freye Wahl und Ratzfür, öffentlich in Kraft dieses Unseres Kaiserl. Gnadenbriefes, also daß sie fürthün solche freye Ratzwahl undt Rühr haben, auch auf die Zeit undt Stelle, wie solches nach der Stadt alten Gewohnheit undt Herkommen bräuchlichen aus Ihren Bürgern undt Einwohnern, die Bürgermeister und Ratzpersonen beh den Nyden undt Pflichten, damit Sie zuvörderst Gott, dem Allmächtigen, Uns undt dem gemeinen Nuß verbunden, sämbtlich undt einträchtiglichen, ohne Unserer, Unserer Nachkommenden Könige zu Böhaimb, undt Unserer Hauptleute Vorwissen, Wahl undt Bestätigung, frey erwählen undt erkiesen sollen undt mögen, die Uns, Unsern Erben undt Nachkommenden Königen zu Böhaimb allezeit getrew, gewehr, auch Unsern Städten nützlich undt förderlich, nichts weniger auch zum rechten undt aller Billigkeit trüglich und gemäßseyn. Es sollen auch die Ratmanne ehner jeden bemelten Stadt Macht und Gewalt haben, hinfürder aus jedem Ihrer Stadtzunften undt Handwerkszehen, zwo tügliche Personen, zu Eltisten undt Geschworenen zu erwählen, zu sägen undt zu ordnen, die Ihnen, denen Ratmannen ehner jeden Stadt, die Würden tragen und zu vorfallenden Sachen Uns undt den Städten zum Besten, einraten helfen sollen, meinen, sägen undt wollen auch, daß Sie sich undt ehne jede Stadt, insonderheit vor sich undt Ihre Nachkommen, forthün dieser, Unser Kaiserl. Begnadigung undt Gaben unterthänigl., dankbarlichen undt richtiglichen genießten undt gebrauchen sollen undt mögen, ohne Unserer Hauptleute undt sonst Allermänniglichen einige Verhinderung

undt Eintrag, doch alles auf Unser, Unser Nachkommen-
den Erben undt Könige zu Böhaimb, Herzoge zu Schle-
sien undt Fürsten zu Großenglogau gnädigst wohlgefallen
undt gebieten hierauf allen undt jeden Unser Unterthanen,
was hohen undt niedern Standes und Amtes die sind,
undt sonderlich Unsern ihigen, gegenwärtigen Hauptmann
Unseres Fürstentums Großenglogau, daß Sie benannte
sechs Städte, im angezeigten Fürstentumb Glogau, undt
eyne jede Stadt insonderheit, bey diesen Unsern Kaiserl.
Gnaden undt Begabungen, der freyen Wahl undt Rats-
erziehung, undt Kür der Eltisten, wie obstehet, unverhin-
derlichen undt richtiglich bleiben lassen, Sie darwieder
in einigem Wege nicht betrüben, oder anfechten, noch sol-
ches jemandes zu thun verstaten wollen, als lieb eynem
jeden sey, Unsere schwere Strafe undt Ungnade zu ver-
meiden. Das meinen Wir ernstlich. Mit Urkund dießes
Brieffes, besiegelt mit Unserem Kaiserl. Anhangendem
Insiegel, der gegeben ist in Unserer Stadt Wien, den
22. Julii nach Christi, Unfers lieben Herrn undt Selig-
machers, Geburt 1561, Unserer Reiche des Römischen im
britten undt der andern alle im fünfundtbreißigsten Jahr."

Ferdinand. *)

Schwiebussen, Ostern 1563.

So habe ich denn gestern im Kreise aller Kinder und
Enkel meinen 78. Geburtstag gefeiert. Es war ein fast schönes
Fest und die Meinen thaten mir eitel Liebe und Güte an.
„Herr! ich bin nicht wert aller Barmherzigkeit und Treue, die
Du an mir gethan hast!“

Wohl selten genießt jemand solch ruhiges, friedsamcs
Alter, wie mir vergönnt ist! Überall in Haus und Familie
darf ich den Segen Gottes schauen, und auch in der lieben

*) Das Originaldokument ist noch vorhanden.

Vaterstadt geht es in Gottesfurcht und Rechtschaffenheit vorwärts. Bürgermeister ist immer noch Herr Bonaventura Schickfuß, meines Schwiegersohnes Bruder. Möge er uns, zum Besten des Vaterlandes, noch recht lange erhalten bleiben!

Sein Namensvetter und Nefte, mein Enkel Bonaventura Schickfuß, meiner Tochter Hanna Sohn, ist inzwischen zu einem schönen, klugen und vielversprechenden Jüngling herangewachsen. Doch hat der Bürgermeister damals recht gehabt. Ich, der alte, schwache Großvater, konnte den wilden, trozigen Knaben auf die Dauer nicht bändigen, geschweige erziehen. So kam denn der Kleine in das Haus seines Oheims, der sich mitsamt seiner Gattin Anna, geborenen Jänkin, des Verwaisten in wahrhaft väterlicher Liebe annahm und ihn zu allem Guten erzog. Vor wenigen Tagen ist der Jüngling auf die Wanderschaft gezogen, weil er hier nichts mehr lernen kann. Er geht zuerst nach Augsburg und soll sich dann in Ulm und Straßburg längere Zeit aufhalten. Ich werde seine Heimkehr wohl nicht mehr erleben. Nun, möge Gottes Segen immerdar auf diesem Kinde meiner liebsten Tochter ruhen!

Möge Bonaventura, der junge, ein würdiger Erbe seiner Familie sein, auf daß er, gleich wie sein Vater und sein Oheim, allezeit ein treuer Bekenner des Evangeliums und ein treuer Berater seiner Vaterstadt werden möge!

Schwiebussen, Juli 1566.

Nach vierzehnjähriger Ruhezeit ist abermals die böse Pest bei uns eingezogen! Ach, mein Gott, soll ich alter Mann noch einmal die Schrecken und Nöte der schlimmen Seuche schmecken! Herr, es ist Abend worden und der Tag hat sich geneiget! Ich bin fast müde und möchte heim! So es Dein Wille ist, hole mich bald! Gott, der Du mein Gott von Jugend auf gewesen bist, laß mich Dir bald mein Lob- und Danklied im höheren Chor darbringen!

II.

Im Namen Jesu!

Schwiebussen, Herbst 1566.

Nachdem es dem Allmächtigen gefallen hat, meinen lieben Herrn Vater im 82. Jahre seines Lebens durch einen sanften und seligen Tod von dieser Erde zu rufen, habe ich, Michael Sckerle, sein ältester Sohn, die Erbschaft angetreten und will nun dieses Hausbuch in Gottes Namen weiterführen.

Die schlimme Seuche, die Pest, hat diesmal zum Glück nur drei Monate gedauert. Auch forderte sie verhältnißmäßig nur wenig Opfer. Doch nahm sie, fast als einen der ersten, meinen lieben Vater von hinnen. Des sind wir alle von Herzen betrübt, denn der greise Alte war die Säule unseres Hauses, und gar sehr vermiffen wir sein Gebet und seinen Rat. Sein Andenken unter uns wird unvergessen und im Segen bleiben.

Im Übrigen hat die böse Krankheit mich und die Meinen gnädig verschont. Die Kinder alle, zwei Söhne und zwei Töchter, wachsen und gedeihen zu unserer Freude, und wir können dem Herrn für seine reiche Gnade nie genugsam danken.

Schwiebussen, Weihnachten 1570.

Ich komme weniger zum Schreiben als mein werter Vater, auch geht mir diese Arbeit nimmer so gut und leicht wie ihm ab. Das macht, er hatte eine fast gelehrte Erziehung genossen und wäre sicher mönchisch geworden, so anders es mein Großvater und Dr. Martinus Luther zugelassen hätten. Ich dagegen war von Jugend auf ein frohgemuter Geselle und machte mir nicht sonderlich viel aus Federkiel und Büchern. Tausendmal schöner war es ja da draußen auf dem Acker beim Ballspiel, Speerwerfen oder Armbrustschießen. Da stand ich redlich meinen Mann und die Kameraden konnten ohne mich nicht fertig werden. Wo es ein harmlos Schelmenstücklein zu ver-

üben gab, da war ich sicher dabei und der Meister Thorwart könnte manch lustige Geschichte von des ehrenwertem Meisters Sckerle ältestem erzählen.

Das ist nun freilich jetzt vorbei, denn als ehrsamem Bürger, Hausvater und Meister vergehen einem dergleichen Tollheiten. Am Scribieren jedoch habe ich trotzdem noch keine Freude gefunden, und ich glaube, ich werde hier nur die allerwichtigsten Begebenheiten aufzeichnen.

Den späten Enkeln zur Nachricht, daß sich im Sommer dieses Jahrs, infolge häufigen Plagregens, ein solches Wasser bei uns sammelte, daß man schier meinte, Schwiebussen sei eine Seestadt geworden. Wohin das Auge blickte, sah man nichts als Wasserfluten und die Not war aller Orten groß. Viel Menschen und Vieh ertranken elende, und aus dem ziemlich entfernten Merzdorfersee kamen die Fische bis in die Stadt geschwommen, also, daß ich in meinem Backofen im Garten eine große Muzahl mit der bloßen Hand fing.

Schwiebussen, Ostern 1571.

Meiner seligen Schwester Hanna Sohn, Bonaventura Schiaßfuß, der jüngere, ist neulich von Augsburg, Ulm und Straßburg, wo er sich studierenshalber acht Jahre aufhielt, heimgekehrt, worüber wir alle eine sonderliche Freude empfanden, denn aus dem wilden, trogigen Knaben ist ein gar feiner, kluger und frommer Mann geworden. Wollte wohl, mein lieber Vater hätte diesen Tag erlebt, hing er doch mit besonderer Zuneigung an diesem ältesten Enkel.

Schwiebussen, den 14. Juli 1572.

Gestern, als am Margarethentage, haben wir meines Neffen Bonaventura Schiaßfuß Hochzeit mit Frau Hedwig, geb. Guschmannin, des vornehmen Bürgers Georgen Klimets, hinterlassener Witwe, festlich begangen. Herr Schiaßfuß, der Bürgermeister, des Bräutigams treuer Pflegevater, saß obenan

an der Tafel und hielt, trotz seiner 71 Jahre, eine gar schöne und erbauliche Rede, nachdem in der Kirche Herr Siegmund Jungius, unser Pastor, die Brautleute zusammengegeben hatte.

Schwiebussen, Herbst 1572.

Die Ernte ist abermals mißrathen! Nachdem wir schon anno 70 und 71 große Teuerung hatten, ist die Noth heuer fast unerträglich geworden. Der Scheffel Korn gilt 3—4 Reichsthaler und für die Meße Salz bezahlt man 18 Märker. (1 Märker: 6 Pfennig). Meine Hausfrau menget allbereits geriebene Äpfel, erlene Knospen und Eicheln unter den Brotheig, und die Kinder sind froh, wenn sie von solchem Brote zum Sattessen bekommen. Helf' Gott, daß der Jammer bald ein Ende nehme!

Schwiebussen, Februar 1573.

Unser verehrter und langjähriger Bürgermeister, Herr Bonaventura Schickfuß, ist nach soeben vollendetem 73. Lebensjahre zu seinen Vätern versammelt worden.

Unter großer Trauer und allgemeiner Theilnahme haben wir ihn in der großen Pfarrkirche neben seinem Bruder, meinem Schwager, dem Pastor Jakob Schickfuß, beigesetzt.

Es soll ewig unvergessen bleiben, was dieser werthe Mann der Stadt Schwiebussen in guten und bösen Tagen gewesen ist, und daß er sich sonderlich um die Ausbreitung der reinen Lehre große Verdienste erworben hat. Möge Gott uns in Gnaden auch fürderhin solche frommen und treuen Bürgermeister schenken!

Diesem verdienstvollen Bürgermeister wurde später folgendes, noch in vielen Abschriften vorhandenes Epitaphium gesetzt:

„Aeternitati Sacr. Bonaventura Schickfuss, Vir prudentiss. et consultiss., pietatis cultor et promotor primarius, omnis honestatis, quod in ipso fuit, instaurator diligentiss. qui natus est anno millesimo quingentesimo

Novofori Silesiorum, et primus postea domus suae conditor in urbe Svebusiensium hac Caesarea exstitit: ac in Senatorum cooptatus ordinem anno 1543. mox sequenti anno consul factus ita sese gessit ut domi forisque virtutis moderamine gubernaret omnia. Cumque ita fidem civibus, providentiam suis, rerum gerendarum gloria, probasset; Svebussii d. 26. Januar 1573. aetatis etiam 73 placide et sine querela senii, ex hoc emigravit seculo.“

„Hier ruht Bonaventura Schidfuß, ein überaus kluger und erfahrener Mann, ein Hauptpfleger und Anreger der Frömmigkeit, ein sehr fleißiger Förderer jeder Ehrenhaftigkeit, so viel an ihm war, welcher geboren war 1500 zu Neumark in Schlessien, und nachher, als der erste Gründer seines Hauses, in der Kaiserlichen Stadt Schwiebus lebte. Er wurde 1543 in den Senat gewählt und im folgenden Jahre zum Bürgermeister ernannt. Er führte sich so, daß er zu Hause und außer dem Hause alles durch seine Kraft und Tugend beherrschte. Und da er die Treue für seine Bürger und die Fürsorge für die Seinen ruhmreich bewährt hatte, schied er am 26. Januar 1573 im Alter von 73 Jahren in Schwiebus sanft und friedlich aus diesem Jahrhundert.“

Über den Epitaphien dieser beiden trefflichen Brüder, des eben genannten Bürgermeisters Bonaventura Schidfuß und des schon 1552 verstorbenen Pastors Jakob Schidfuß, befanden sich, solange die Pfarrkirche in evangelischen Händen war, folgende lateinische Verse:

„Huc qui tendis, et huc oculos intende duorum

Vera tibi fratrum signa videre licet.

Alter in aede sacra, sed et, alter in urbe supremas

Res tenuit: spartam gessit uterque gravem.

Dum regeret mentes alter pietate: sed alter

Jure: ita fovit opes ille poli, iste fori.

His tamen una fuit sors, mors pia: substitit illi

Vita brevis, tulit hic plurima lustra senex.

Illum Relligio, Themis hunc deflevit ademtum:

Haec duo Svebusium nunc quoque fulcra dolet.“

Zu deutsch ungefähr also lautend:

„Wanderer, der du hierher kommst, richte auch hierher deine Augen, und du wirst die wahren Inschriften zweier Brüder sehen. Der eine verwaltete ein heiliges Kirchenamt, der andere die höchsten Angelegenheiten der Stadt. Beide führten ein ernstes, sittliches Leben. Während der eine durch Frömmigkeit die Herzen regierte, that es der andere durch das Recht. Der eine brachte seine Kraft der Kirche, der andere der Stadt dar. Beiden jedoch war ein Loß beschieden: ein frommer Tod. Der eine starb jung, der andere im hohen Greisenalter. Jenen beweinte die Religion, diesen das Recht. Auch jetzt noch vermißt Schwiebus die beiden Säulen.“

Schwiebusen, Ostern 1575.

Gestern haben wir durch Gottes Gnade die Hochzeit meines ältesten Sohnes Michael mit der jüngsten Tochter meines lieben Vatters Michael Drabsch in großen Freuden begangen.

Die Brant, Jungfrau Friederike Drabschin, ist ein frommes, fleißiges Mädchen und wohl dazu angethan, einem großen Gesinde als rechte Hausfrau vorzustehen. Meine Monika und ich sind darüber sehr glücklich und können nicht anders, als dem Herrn dafür von Herzen zu danken.

Überhaupt hat uns der Allmächtige in den letzten Jahren eitel Güte und Liebe erwiesen, also daß wir seiner Barmherzigkeit und Treue viel zu geringe sind. Auch in der Stadt gehet alles nach guter Ordnung zu, und der neue Bürger-

meister, Herr Wolfgang Gast, mühet sich in allen Stücken, seinem werthen Vorgänger gleich zu werden.

Schwiebussen, 13. Oktober 1576.

Der Herr ist unserer Familie abermals gnädig gewesen. Meinem Michael ist gestern ein Söhnlein geschenkt worden, welches in der gleich darauf stattgefundenen Taufe den Erbnamen „Michael“ erhalten hat. Möge das Kindlein seinem seligen Urgroßvater, meinem Vater, ähnlich werden!

23. Oktober 1576.

Eine schlimme Trauerkunde durchheilt das Land. Kaiser Maximilianus II., unser gütiger Landesvater, der Schirmherr aller Evangelischen, ist im Alter von erst 50 Jahren ganz unversehens gestorben! Ach Gott, was wird nun aus uns werden!

Es ist ja leider genugsam bekannt, daß Rudolphus, Maxens Sohn, ein gar schwacher Geist ist, der sich lieber mit Astrologie, Alchimie und Pferdeezucht, denn mit der Regierung abgiebt. Dazu haßt er den Protestantismus gründlich und ist ganz in den Händen der Jesuiten. Seine bigotte Mutter und sein finsterer Oheim Philipp II. sind nicht umsonst seine Lehrmeister gewesen. Von seinem frommen Vater Maximilianus, diesem werthen Fürsten voll Verstand und Herzensgüte, hat er leider gar nichts geerbt. Ach, daß doch Kaiser Max damals seinen Vorsatz ausgeführt hätte und evangelisch geworden wäre! Wie wohl stünde es da um uns, wie gar ruhig könnten wir in die Zukunft blicken! Ach, warum mußten die unseligen, liebeleeren Zerrwürfnisse zwischen Lutheranern und Calvinisten den frommen Mann von diesem Entschlusse abbringen!

Nun mag es gewiß nicht mehr lange dauern, da wird Rudolphus in allen seinen Landen die vom Vater gestiftete Glaubensfreiheit aufheben. Er thut ja von jeher alles, was die Jesuiten wollen, und da dieselben zu Max Lebzeiten ver-

geblich auf die Ausrottung der Ketzerei drangen, werden sie jetzt nicht zögern, bei dem schwachen Rudolf ihren Willen durchzusetzen.

Helf Gott, wie wird es uns da ergehen! Nun, was auch kommen mag, wir wollen, so uns der Herr Kraft giebt, fest und tren zu unserem theuren, evangelischen Bekenntnis stehen! Weder äußere Vorteile noch Verfolgungen sollen uns dem rechten Glauben abspenstig machen!

Ich erachte es als eine sonderliche Vorbedeutung, daß mein Enkel Michael gerade am Todestage des guten Kaisers Max geboren ist. Vielleicht muß dieses Kindlein dereinst um seines Glaubens willen große Anfechtung erdulden. Allenthalben in der Stadt herrscht große Trauer und eine trübe, gedrückte Stimmung. Es ist, als ob jedweder vor den kommenden Zeiten bangte. Als ich heut früh Herrn Magister Jungius sprach, theilte dieser in allen Stücken meine Ansicht und sagte zuletzt: „Gebt acht, Meister Sckerle, mit der völligen Glaubensfreiheit hat es nun gewißlich bald ein Ende. Die Jesuiten werden nicht ruhen, bis ihnen Kaiser Rudolphus den Willen thut und alles, was evangelisch heißt, drückt und verfolgt. Ein Glück ist es nur, daß Schwiebusen ein ziemlich Ende von Wien gelegen ist; da mag es immerhin noch eine Weile dauern, bis wir an die Reihe kommen.“

„Das gebe Gott in Gnaden,“ erwiderte ich ernst. „Ich weiß noch allzu genau, wie es anno 1537—41 bei uns zugeing! Welche Bedrückungen haben dazumal die armen Einwohner, und insonderheit mein seliger Vater um des Evangeliums willen leiden müssen! Es ist keine Kleinigkeit, peinlich befragt, von Haus und Hof gesagt und wohl gar grausam getödet zu werden! Wem da der Herr nicht selber Kraft giebt, der möchte leicht schwach werden und abfallen!“

„Ihr habt recht,“ nickte Herr Jungius, „die Standhaftigkeit, wie sie unsere böhmischen Brüder in allen Verfolgungen

und Drangsalen siegreich bewiesen haben, ist eine Gnade Gottes, die nur durch aufrichtigen Glauben und brünstiges Gebet erlangt wird. Laßt uns darum von jetzt ab, tagtäglich um dieselbe Stunde, ein jeder zu Hause mit den Seinen, den Herrn bitten, daß er uns gnädig sei: entweder die Bedrückung gänzlich abwende, oder aber uns andernfalls bis an unser Ende im evangelischen Glauben beharren lasse. Ich meine, solch gemeinschaftliches Gebet müsse einen sonderlichen Nutzen wirken und der Gemeinde so oder so zum Segen gereichen."

Freudig zustimmend brückte ich des Herrn Magisters Hand: „So soll es sein! Gleich heut wollen wir den Anfang machen! Ich bin gewiß, Gott wird unserem Flehen seine Ohren nicht verschließen."

Auf diese unsere Verabredung hin thaten denn Herr Jungius und ich nach allen Seiten Botendienste, und als der Abend kam, versammelte in jedem Hause der Hausvater die Seinen und bat den Herrn um Treue und Beharrlichkeit bis ans Ende.

Juli 1577.

Eine merkwürdige Begebenheit hat sich allhier zugetragen und verdient wohl aufgezeichnet zu werden.

Der wohlangesehene und fast reiche Bäckermeister Blümiges, meiner Frau Gevatter, hat einen einzigen Sohn, Hans, ein fluges, feines Bürschlein, aber daneben ein rechter Guckindieluft und Wildfang, bei dem weder Ermahnungen noch Strafen fruchten und bessern wollten. Schon unzählige dumme Streiche hatte er begangen, und mehr denn einmal war sein Leben in Gefahr gewesen; recht zum Kummer seiner ehrenwerten Eltern, die bereits fünf Kinder begraben haben, und nun an diesem letzten mit grenzenloser Liebe hängen.

Dieser Knabe nun hat am Pfingstsonntage des Jahres seine Mutter um Erlaubnis, mit dem Konrektor, George Martini, und mehreren Kameraden auf den Turm gehen und das Fest

einläuten helfen zu dürfen. Es ist dies hierorts eine schöne, alte Sitte, und wie einst als Kind, so durchfährt es mich heut noch mit heiligem Schauer, wenn am ersten Pfingsttage früh um fünf Uhr alle Glocken das Kommen des Trösters verkünden. Da Herr Martini immer nur die besten und fleißigsten Schüler zum Pfingstläuten mit auf den Turm nimmt, so ist dies für die Ausgewählten natürlich eine große Ehre, auf die sie sich schon wochenlang vorher freuen.

Johannes Blümiges hatte bis jetzt vergeblich getrachtet, dieser Auszeichnung theilhaftig zu werden. Immer, wenn er sich am Ziele glaubte, kam ein dummer Streich dazwischen, und es war wieder vorbei. Diesmal jedoch hielt er sich, zu des alten Vaccalaureus Verwunderung, wochenlang musterhaft, also daß der Herr Martini am Sonnabend sagte: „Johannes Blümiges, du darfst diesmal mit auf den Turm, wenn es deine Eltern erlauben.“ Wer war glücklicher als der Junge! Vater und Mutter hatte er die Einwilligung bald abgeschmeichelt, und so zog er denn am Pfingstmorgen früh, an des Lehrers Seite, voller Stolz nach dem Gotteshause. Überglücklich half er an dem Strick der großen Glocke ziehen, und bald schallte festliches Geläute in die Stadt hinunter.

Nun muß ich erwähnen, daß Johannes vor dem Gange seiner Mutter hatte versprechen müssen, sich auf dem Turm feinsittsam zu betragen und vor allem jede unnütze Kletterei zu unterlassen. Im Anfange dachte der Knabe auch an nichts weiter, als an das Läuten. Als dieses aber allgemach aufhören mußte, fiel ihm ein, daß er ja mit seinem Kameraden, dem Schusterjörg, gewettet habe, daß die neue Glocke ebenso groß wie die beim Brande, 1541, zerstörte sei. Um dem Streit ein Ende zu machen, hatte sich Hans heimlich vorgenommen, nach dem Läuten die bewußte Glocke zu messen und zu diesem Zweck ein Stück Bindfaden in die Tasche gesteckt. Vergessen waren in diesem Augenblick der Mutter Ermahnungen und

sein eigenes Versprechen. Der Preis der Wette, der bunte Ball des Schusterjörg, übertäubte die Stimme des Gewissens. Während die anderen Knaben, der Aufforderung des Konrektors folgend, behutsam die schmalen Treppen hinabstiegen, kletterte der Unfolgsame tollkühn auf die große Glocke und legte die Meßschnur um, während Jörg erwartungsvoll daneben stand.

Herr Martini war unterdessen mit seinen Schülern ahnungslos den ersten Absatz nach unten geschritten, da hörte er plötzlich über sich ein furchtbares Gepolter und einen gräßlichen Doppelschrei. Voller Entsetzen eilte er wieder nach oben und fand neben der großen Glocke den zitternden Schusterjörg, der ihm unter Heulen und Schreien berichtete, daß Johannes Blümiges auf die große Glocke geklettert wäre, um ihren Umfang zu messen. Beim Abstieg sei er dann fehlgetreten und durch die offene Luke in den Turm hinuntergestürzt.

Dem Baccalaureus wankten die Kniee bei dieser Trauerbotschaft. „O weh, die armen, armen Eltern! Mein Gott, warum hast Du solches zugelassen?“ seufzte er schmerzlich, und eilte dann, so schnell er vermochte, die Treppen hinab nach der letzten Bühne über der Turmhalle. Dort fand er zu seinem Entsetzen aber nur ein großes Loch im Bretterboden. Kaum fand er den Mut, hindurch zu blicken, um unten auf den Steinen den zerschmetterten Leichnam des Knaben zu suchen.

Wer vermag aber die Gefühle des Alten zu beschreiben, als er endlich hinunter sah? „Herr Gott, Dich loben wir!“ rief er jauchzend, denn in der Halle stand frisch und gesund Johannes Blümiges und befühlte erstaunten Blickes seine Gliedmaßen.

Gleich darauf drückte der Konrektor den Geretteten an seine Brust und rief jubelnd: „Hänslein, dich muß der Herr sehr lieb haben! Es ist kein Zweifel, Gottes Engel selber trugen dich zur Erde! Vergiß diese Stunde und Gottes Wundergüte nie, mein Sohn!“ Er zog den vor Erstaunen

noch immer Sprachlosen mit sich in die Kirche vor den Altar und kniete dankend und lobend mit ihm nieder.

Unterdessen hatte sich das Gerücht von dem Unglücksfalle mit Bindeseile in der Stadt verbreitet. Wer beschreibt den Jammer der trostlosen Eltern! Von Freunden und Bekannten gefolgt, machten sie sich wankenden Schrittes auf den Weg nach der Kirche.

Und abermals erscholl ein vielstimmiger Jubelschrei, denn statt tot erblickten sie ihren Liebling frisch und gesund zu des Konrektors Seite knieend. Auch der Bader, der den Knaben nachher gründlich untersuchte, konnte keinerlei Verletzung an ihm entdecken. Des verwunderten sich alle, die solches hörten und priesen des Höchsten Allmacht, denn die Höhe, von der Johannes herabgestürzt war, betrug 19 Klafter, oder beinahe 60 Fuß!

Als drei Stunden später die glückliche Familie mit dem so wunderbar Geretteten der Pfingstpredigt des Magister Jungius lauschte, blickte die ganze Gemeinde mit Rührung und Theilnahme zu ihr hin.

Auf den wilden Jungen aber hatte die merkwürdige Begebenheit den größten Eindruck gemacht, und man konnte leicht merken, daß diese heilsame Erschütterung keine oberflächliche war. Die kluge Mutter sagte darum auch kein Wort des Vorwurfs über seinen Ungehorsam und Wortbruch; denn wo der Herr selber auf so eindringliche Weise mit ihrem Wildfang geredet hatte, fand sie jede menschliche Erinnerung für überflüssig. Johannes schien dieses Schweigen wohl zu verstehen. Ganz unaufgefordert, im Tone ernstest Willens, sagte er: „Ich will mit Gottes Hilfe ein anderer werden! Glaube mir noch einmal, liebste Mutter.“

Und richtig, der leichtsinnige Junge hat bis jetzt treulich Wort gehalten. Lehrer und Kameraden sind voll seines Lobes, und die glücklichen Eltern können den Herrn nicht genug dafür preisen.

Ostern 1579.

Wir sind bis jetzt gnädig vor allen Drangsalen verschont geblieben, trotzdem man hie und da bereits von Maßnahmen gegen die Evangelischen hört. Rudolphus verfährt ohne Schonung und soll die Absicht haben, den Protestantismus mit Feuer und Schwert auszurotten. Schon jetzt besetzt er alle Beamtenstellen mit Katholiken, beschränkt die Kultusfreiheit des mächtigen Adels, wo er weiß und kann, und hat den lutherischen Gottesdienst in Wien und vielen andern Städten ganz und gar verboten.

Vergeblich Mühen!

„Gottes Wort und Luthers Lehr“
Vergehen nun und nimmermehr!“

7. Februar 1580.

Meiner seligen Schwester Hanna Sohn, der wohlgelehrte Bonaventura Schickfuß, ist heute in den Schöppenstuhl gewählt worden, eine große Ehre für ihn selber und die ganze Familie, besonders wenn es, wie hier, verdienstermaßen geschieht. Ja, obgleich ich der Oheim bin, so kann ich doch nicht umhin, der Wahrheit gemäß zu bestätigen, daß dieser mein Nefse ein echter, rechter Schickfuß geworden ist. Noch mehr: er vereinigt in sich die Tugenden seines Vaters, des frommen Pastors, und seines Oheims, des klugen Bürgermeisters. Er ist von Herzen fromm, über alle Maßen gelehrt und dazu weise und aufopfernd für das Wohl der Vaterstadt.

In keiner Predigt am Sonntage, noch im Frühgebet am Mittwoch, fehlt er. Er ist der erste in die Kirche hinein und der letzte hinaus, also daß die Gemeinde an ihm ein treffliches Beispiel hat. Dazu fördert er aus allen Kräften das Wachstum und Gedeihen von Schwiebussen durch öffentliche Bauten und gemeinnützige Anstalten, insoferne man ihm das offizielle Bauherrnamt bei dem Stadtwesen übertragen hat. Auch ist

er bereits von der Breslauischen Kammer zum Einnehmer der Kaiserl. Zollgefälle verordnet worden.

Mit seiner Gattin, Frau Hedwig, geb. Guschmannin, verwittbte Klmet, lebt er in einer höchst vergnügten und glücklichen Ehe, also daß Eltern und Großeltern im Himmel daran ihre Freude haben müssen. Sein ältestes Söhnlein, Jakob, geht seit Neujahr zur Schule, und das zweite, David, zeigt ebenfalls einen guten Verstand. Die beiden dann folgenden Töchterchen sind noch zu klein, als daß man viel von ihnen sagen könnte.

In der Stadt selber steht Bonaventura Schickfuß in größtem Ansehen, und schon verschiedenemal hat man versucht, ihn zum Bürgermeister zu machen. Doch lehnte er solches immer ab, weil, wie er sagte, ältere und würdigere Leute denn er dazu berufen seinen. Ich meinestels freue mich von Herzen über das Aufwachsen und Gedeihen dieser mir so nahe verwandten Familie. Gott gebe, daß die Schickfüße, zum Besten der Stadt, niemals in Schwiebussen aussterben mögen!

Herbst 1581.

Abermals hat sich eine merkwürdige und sehr lehrreiche Begebenheit zugetragen. Da auch Herr Schickfuß dabei beteiligt ist, will ich nicht unterlassen, dieselbe ausführlich zu erzählen.

Es fand sich im Laufe des Sommers, daß sich in der Giebelwand der Kirche, über dem Dachgewölbe, ein kleiner Riß zeigte, der bei Vernachlässigung leicht gefährlich werden konnte. Herr Schickfuß war darum augenblicks hinterher und bestellte die nötigen Handwerker, um den Schaden alsbald zu beseitigen. Bei näherer Besichtigung stellte sich dann die Sache noch schlimmer heraus, als man anfangs dachte, und es mußten umständliche Vorkehrungen getroffen werden, damit die beginnenden Reparaturen weder für die um die Kirche wohnenden Bürger, noch für die Arbeiter selbst gefährlich werden konnten.

Nun hatte Herr Bonaventura bei dieser Gelegenheit, auf vieles Bitten, auch drei fremde, durchreisende Tischler angenommen, die sich zwar in ihrem Werke wohl erfahren und geschickt, aber im übrigen Verhalten sehr ärgerlich und störend erwiesen. Wenn der Polier mit dem Bauherrn nach altem Brauch vor Anfang der Arbeit das Morgengebet und: „Gott walt's“ sprach, dann lachten und spotteten die losen Vögel und meinten, der liebe Gott hätte mit dergleichen nichts zu thun. Es käme nur ganz allein auf ihre eigene Geschicklichkeit und Klugheit an, und sie würden das Werk auch ohne den Allmächtigen zu Ende führen. Über solche gottlosen Reden entsetzten sich die andern nicht wenig, da man aber nicht gleich einen Ersatz für die wichtige Arbeit der Fremden fand, mußte man dieselben wohl oder übel behalten. Auch unterließ Herr Schickfuß nicht, sie in einer eindringlichen Rede auf das Verwerfliche ihres Thuns aufmerksam zu machen. Leider jedoch fruchtete diese Ermahnung wenig. Die Fremden, als sie sahen, daß sie vorläufig unentbehrlich waren, wurden immer übermütiger in Worten und Geberden, stellten sich, als ob sie die Herren wären und befolgten wenig oder gar nicht die Anordnungen des alten vorsichtigen Poliers.

Herr Schickfuß kam einstmals gerade dazu, als sie es wieder besonders arg trieben. Da ergrimte der sonst so milde Mann und sagte empört: „Bis hierher und nicht weiter. Ihr seid alle drei entlassen. An Gottes Hause sollen solche gottlosen Burschen nicht weiter arbeiten. Kommt, Freunde,“ wandte er sich an die übrigen Arbeiter, „es ist nicht gut mit Spöttern in einem Raum zu sitzen. So lange die Fremden hier oben noch zu thun haben, wollen wir das Feld räumen.“ Ohne sich an den Zorn und Unwillen der Gerügten zu kehren, schritt er mit den einheimischen Gesellen die Treppe hinab und überließ es den drei Gesellen, sich droben ihre Sachen zusammen zu suchen.

Ein Glück für ihn und seine Begleiter!

Raum nämlich hatten alle die Kirche im Rücken, da erscholl innerhalb derselben ein Donnergepolter. Entsetzt drehte sich Schickfuß um und schaute nach der Arbeitsstätte hinauf. Da sah er zu seinem namenlosen Schrecken, daß der größte Theil der schadhaften Giebelwand in den Innenraum der Kirche gestürzt war und dort wahrscheinlich große Verheerung angerichtet hatte. Ahnungsvoll eilte er mit den Arbeitern wieder zurück und fand seine schlimmsten Erwartungen bestätigt. Die nach Innen gefallene Giebelwand hatte zum Theil das Dachgewölbe durchgeschlagen und die neue Orgel erheblich beschädigt. Das Schlimmste aber jedenfalls war, daß die drei fremden Tischler bei dieser unglücklichen Gelegenheit ihr Leben eingebüßt hatten. Mitten in ihrem Spotten waren sie dahin gefahren, und tief erschüttert standen Schickfuß und die andern Geretteten an den verstümmelten Leichen der noch vor wenigen Minuten so übermütigen Burschen.

Sprachlos und dankerfüllt über die eigene wunderbare Errettung eilten dann alle zum Altar und knieten betend dort nieder. In der Stadt rief die Geschichte natürlich große Bewegung hervor, und der Spruch: „Irrt euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!“ ging gerade so wie anno 1547 von Mund zu Mund.

Ostern 1590.

Gott sei Dank, haben wir in Glaubenssachen bis jetzt ziemliche Ruhe gehabt! Das mag zum guten Theil wohl daher kommen, daß in der Stadt alles evangelisch ist und niemand den Angeber spielen kann.

Der Magistrat hat zwar vom bischöflichen Stuhl in Breslau schon verschiedenemal die Aufforderung erhalten, katholische Gottesdienste einzurichten und den evangelischen Pastor abzuschaffen. Gottlob ist es bis jetzt aber bei der Aufforderung geblieben, und so hat sich im kirchlichen Leben zum Glück nichts geändert.

Weihnachten 1595.

Die Menschen gedachten es böse zu machen, aber Gott hat es gut gemacht!

Ende des Jahres 1594 starb unser guter, treuer Seelsorger Magister Jungius, und wir beriefen eiligst, ehe sich etwa der bischöfliche Stuhl drein mischen könnte, des Verstorbenen Schwiegersohn, den Pastor Michael Tzetschnovius aus Kalzig, zum Prediger. (Dieser höchst ehrenwerte und tüchtige Pastor ist gebürtig aus dem Dorfe Kolow bei Neppen und des dasigen Pfarrers Sohn. Er war erst Baccalaureus bei der Schule zu Drossen, dann (1590—1594) Pastor in Kalzig, von wo aus er 1591 Jungfrau Monika Jungius, die Tochter unseres Geistlichen, heiratete.)

Die ganze Stadt war froh, als Tzetschnovius unverzüglich dem Rufe Folge leistete und nach Schwiebusen kam.

Aber wir hatten uns zu zeitig gefreut! Kaum war unser neuer Pfarrer mit allen Ehren in sein Amt eingeführt worden, da erschien plötzlich direkt vom bischöflichen Stuhl in Breslau gesandt ein katholischer Priester, der in Jungius Stelle eintreten sollte.

Wir erschrafen natürlich nicht wenig und sahen schon Kämpfe und Verfolgungen hereinbrechen, denn an Nachgeben dachte natürlich keine Seele. Was aber thun, um die Sache unsererseits nicht gleich feindlich zu gestalten und den Stuhl tödlich zu beleidigen, worauf uns dann Arges erwartet hätte?

Da kam Herr Tzetschnovius und Gevatter Hans Drabsch, ein sonderlich treuer, frommer und kluger Mann (derselbe, der anno 1548 als erstes Kind in der neuen evangelischen Kirche getauft wurde) auf folgenden Einfall:

Es wurde in aller Stille eine allgemeine Bürgerversammlung einberufen, und nachdem der Herr Pastor den Allmächtigen um Beständigkeit und Treue angefleht hatte, beschloß man einstimmig, unter keinen Umständen den für den nächsten Sonn-

tag angefügten katholischen Gottesdienst zu besuchen. Sollte der Kaplan darüber, wie vorauszusehen, Beschwerde führen, so wolle man ihm ganz einfach entgegenen: Ehe er uns nicht aus Gottes Wort überzeuge, daß sein Bekenntniß das rechte sei, könne er unmöglich verlangen, daß wir unsern so lange für wahr gehaltenen Glauben plötzlich aufgeben würden.

Am nächsten Sonntag war kein Mensch in der Kirche, und der Kaplan ging zürnend zum Bürgermeister, Herrn Wolfgang Gast, um ihn zur Rede zu stellen.

Doch dieser fromme und gewandte Mann ließ sich nicht so leicht fangen. Ruhig und sachgemäß theilte er dem Priester den festen Beschluß der durchweg evangelischen Gemeinde mit und bat ihn zuletzt dringend, auf ein Religionsgespräch einzugehen. Der Kaplan war zum Glück keiner von den schlimmsten Eiferern. Nachdem er sich den Vorschlag eine Weile überlegt hatte, willigte er ein. Er dachte wahrscheinlich, auf dem Wege der Güte mit den hartköpfigen Lutheranern weiter zu kommen, als durch Gewalt. Auch wußte er, daß er ein sehr gewandter Redner und in allen Kniffen und Pfiffen wohlbeschlagen war. Was konnte ihm gegenüber der arme lutherische Prädikant ausrichten! Er sah sich schon im Geiste die ganze wohlbefehrte Gemeinde in den Schoß der allein seligmachenden Kirche zurückführen.

Ja, wenn nur die Bibel nicht gewesen wäre, die Bibel, von der und deren Inhalt der arme römische Priester so wenig wußte! Der Kaplan also ging bereitwillig auf das vorgeschlagene Religionsgespräch ein, und da möglichst viele Einwohner dabei zugegen sein sollten, wurde die Kirche als der größte und darum geeignetste Raum erkannt.

Als am nächsten Morgen die Glocken diese denkwürdige Versammlung einläteten, strömte alles, was nicht Kind und todkrank war, in das Gotteshaus.

Dort standen schon, sichtbar für jedermann, der lutherische

und der römische Priester, einander gegenüber und maßen in Gedanken als rechte Streiter ihre Kräfte.

Izetschnovius sah mit mildem, furchtlosem Blick auf den Gegner. Er war sich vollkommen des Sieges für die gute Sache bewußt. „Die Sach' ist dein, Herr Jesu Christ, Drum du mich nicht verlassen wirst,“ betete er leise und schlug dann die schöne, große Bibel auf, die vor ihm lag.

Mit dieser Bibel aber hatte es eine eigene Bewandtnis. Sie gehörte Gevatter Drabsch, der sie bei der 44. Wiederkehr seines Tauftages von seinen Kindern geschenkt erhalten hatte. Von jeher schon war es des frommen Mannes größter Wunsch gewesen, eine eigene große Bibel zu besitzen, da die Familienbibel auf seinen älteren Bruder übergegangen ist und er dieselbe aus diesem Grunde nur eine Woche um die andere leihweise in die Hände bekommt. Leider jedoch gestatteten des Meisters äußere Verhältnisse nicht, sich diesen liebsten Wunsch zu erfüllen, denn Unglücksfälle aller Art, dazu ein Häuflein Kinder, verboten solche große Ausgabe.

Darüber vergingen viele Jahre. Die Kinder wuchsen heran und erfuhren endlich des verehrten Vaters höchstes Begehren. Da kam der Älteste auf den Gedanken, heimlich zu sparen und zu arbeiten, um dann für das auf diese Weise erworbene Geld das heilige Buch zu erstehen. Mit Feuereifer gingen die andern auf diesen Vorschlag ein. Keine Arbeit dünkte ihnen zu gering, keine Entbehrung zu schwer, um das schöne Ziel zu erlangen.

Endlich, endlich, nach mehr denn zwei Jahren hatten sie die nötige Summe erspart und konnten nun eine schöne, große, dauerhaft in Leder gebundene und mit vielen Holzschnitten verzierte Bibel kaufen.*)

*) Diese Bibel befindet sich noch wohl erhalten im Besitze der Verfasserin. Sie stammt aus dem Jahre 1594, wiegt 13 Pfund und

Die Freude des beglückten Vaters über diese aufopfernde Liebe seiner Kinder läßt sich nicht beschreiben! Fortan war diese Bibel sein größter Schatz und er meinte, Gottes ganz besonderer Segen müsse auf dem Gebrauche dieses Kleinodes ruhen. Als darum für die Disputation zwischen den beiden Geistlichen eine große Bibel gewünscht wurde, brachte er eilfertig die seine herbei und übergab sie Tzetschnovius.

Der Kaplan hatte auch eine Bibel vor sich, aber natürlich eine lateinische, da er die lutherische Übersetzung nicht anerkannte. Ich merkte aber bald, daß der gute Mann auch in der lateinischen nicht sehr zu Hause war, denn sobald die Unterredung begann und Tzetschnovius sich auf diesen und jenen Ausspruch des Heilandes berief, wurde er höchst verlegen und konnte die darauf bezügliche Stelle nicht finden, bis sich unser Pastor erbarmte und die betreffende Seite aufschlug. Je weiter die Disputation gedieh, desto größer wurde die Unruhe des Katholiken. Zuletzt brachte er solche nichtige, ja geradezu alberne Beweise für die Wahrheit seines Bekenntnisses zutage, daß Tzetschnovius ganz erschrocken und mitleidig sagte: „Herr Confrater, das kann Euer Ernst nicht sein! Dergleichen Dinge könnt Ihr, ein gebildeter Mann, doch unmöglich glauben!“

Der Bedrängte, eine im Grunde ehrliche Natur, konnte

ist in gepreßtes, braunes Leder mit zwei Strampen gebunden. Das reichverzierte Titelblatt hat folgende Inschrift:

Biblia
Das ist Die
ganze Heilige Schrift,
Deutsch von
Dr. Mart. Luther.
Cum Gratia & Privilegio.
Gedruckt durch Zacharias Lehmann
Wittenberg.
Anno Dom. 1594.

auf diese Frage nicht mit einem unumwundenen „Ja“ antworten. In größter Verlegenheit schückte er ein plötzliches Unwohlsein vor und verließ schleunigst die Kirche.

Uns Evangelischen war wundersam selig zu Mute ob dieses Sieges. Zwar hatte von Anfang an niemand gezweifelt, daß unser Pastor dem Kaplan die volle Wahrheit unseres Bekenntnisses kräftig beweisen würde. Daß er aber einen so glänzenden Sieg davontragen, ja den Gegner gänzlich lahm legen würde, hatten wir nicht gedacht. Desto größer war nun die allgemeine Freude, und wir dankten, ehe wir auseinander gingen, Gott von Herzensgrund für seinen offenbaren Beistand.

Niemand von uns hatte ein Ahnung, daß der Überwundene von der Sakristei aus ungesehen dieses inbrünstige Dank- und Bittgebet des Magisters Tzetschnovius belauschte. Erst viel später hat er selber es erzählt, welchen unbeschreiblichen, unauslöschlichen Eindruck dasselbe auf ihn gemacht habe.

Was nun die Disputation anbelangt, so hätte ich dieselbe hier an dieser Stelle Kindern und Enkelkindern zu Nutz und Frommen gerne wörtlich wiedergeben. Allein ich bin nur ein einfacher, ungelehrter Mann und vermag dergleichen geistliche Gespräche nicht in die rechten Worte zu kleiden. Ich kann nur beschreiben, wie unaussprechlich froh und leicht uns allen zu Mute wurde, als des Herrn Tzetschnovius Verteidigungsrede immer überzeugender und siegesgewisser klang, während der Kaplan ängstlich und verlegen mit niedergeschlagenen Augen ihm gegenüberstand.

Frohlich und getrost gingen wir dann alle nach Hause, und nur einige wenige, ängstliche Gemüther warfen die Frage auf, was nun wohl werden würde, denn es schien uns kein Zweifel, daß sich der unterlegene katholische Geistliche bei seinen Oberen beschweren und Hilfe erbitten werde.

Allein Woche um Woche verging und nichts von alledem geschah. Ruhig und ungestört konnten wir unseres Glaubens

leben. Trotzdem wir wußten, daß der Priester noch in der Stadt weilte, setzte er weder katholischen Gottesdienst an, noch versuchte er sonst die Gemeinde zu bekehren.

Solch wunderbares Verhalten wurde uns allgemach etwas unheimlich und viele witterten dahinter Verrat. Als ich aber darüber mit Gebatter Drabsch sprach und ihm meine Befürchtungen mittheilte, lächelte er beruhigend und sagte überzeugungsvoll: „Sei ohne Sorge, alter Freund. Der Herr hat alles wohlgemacht! Die Bibel, die gesegnete Bibel wandelt die Wölfe in Lämmer.“

Erstaunt fragend sah ich den also Sprechenden an. In diesem Augenblick öffnete sich leise die Thür und der Kaplan trat in das Gemach. Als er mich erblickte, wollte er schleunigst umkehren, aber Drabsch ergriff ihn bei der Hand: „Bleibt, Herr Kaplan. Von dieser Seite habt Ihr nichts zu fürchten. Gebatter Sckerle ist ein treuer, verschwiegener Mann.“

Aber diese Rede fruchtete zuerst wenig. Mißtrauisch sahen wir uns gegenseitig an. Was wollte der Katholik bei meinem evangelischen Freunde, dem treuen Bekenner? Unkraut säen? Ihn vielleicht gar zum Römlinge machen?

Zum Glück zerstörte Drabsch bald meine Zweifel. Er zündete die Leuchte an, holte seine Bibel hervor und sagte einfach: „So, nun können wir unser Studium zu dritt fortsetzen. Kommt, Herr Kaplan, und du, Gebatter Sckerle, das soll mit Gottes Hilfe ein gesegneter Abend werden!“

Nun ging mir mit einemmal ein Licht auf.

„Was, Herr! Ihr, Ihr einer der unsern?“

Der Priester nickte. „Ich konnte des Tzetschnovius Worte nicht los werden. Ich hatte keine Ruhe, bis ich mir ein Herz faßte, bei Nacht und Nebel zu ihm ging und ihn bat, mir die Schrift auszulegen. Das hat der treue Mann denn auch gar getreulich und mit großen Freuden gethan, also daß mir schon nach wenig Tagen die Gewißheit wurde, daß wir allein aus

Gnaden selig werden können. Gegenwärtig nun ist Herr Tzetschnobius verreist und für die Zeit seiner Abwesenheit hat er mich hier an Meister Hans Drabsch gewiesen, denn derselbe sei erleuchtet und schriftkundig, wie kein anderer in der Gemeinde. So studieren wir beide denn schon seit acht Tagen miteinander die Bibel und immer größere Borne und Gewissensfreiheit erwächst mir daraus. O, daß ich solange diesem ewigen Lichte fern bleiben mußte!"

Tief bewegt schwieg der Kaplan. Ich aber konnte die frohe Botschaft kaum fassen. „So seid Ihr aus einem Saulus ein Paulus geworden, tenerer Herr?"

Der Geistliche nickte: „So ist es, und Gott sei ewig dafür gelobt und gepriesen! Freilich, was nun aus mir werden wird, weiß ich nicht, denn die Wahrheit mag und kann ich fürder nicht verleugnen. Ich gedenke am nächsten Sonntag meinen Übertritt zur lutherischen Konfession öffentlich zu bekennen, und will dann einen wahrheitsgetreuen Bericht über diesen meinen verantwortlichen Schritt an meinen Oberen in Breslau absenden.“

Daß der neu gewonnene Bruder seinen nunmehrigen Glauben aufrichtig bekennen wollte, darüber freuten Drabsch und ich uns von Herzen; daß er aber diese That selber nach Breslau berichten wollte, fanden wir ganz überflüssig. Warum erst den Leu wecken, wenn er endlich einmal schläft? Ein wahrer Christ soll natürlich nicht lügen, aber er hat auch nicht die Verpflichtung, sich ohne jede Aufforderung dazu selber zu verraten.

Diese unsere Meinung sagten wir dem Kaplan ohne Umschweife. Aber dieser blieb dabei, er hätte die moralische Verpflichtung, seine Vorgesetzten von seinem Glaubenswechsel in Kenntnis zu setzen, wenn er sich nicht für feige und unwahr halten solle. „Ich kann nicht länger das Brot derjenigen essen, deren Meinung und Dienst ich verlassen habe.“

Da auch der inzwischen heimgekehrte Tzetschnovius dieses zwar ehrenwerte, aber unserer Meinung nach etwas unkluge Benehmen des Priesters billigte, so ging acht Tage darauf ein umfangreiches Schreiben des Konvertiten an den bischöflichen Stuhl nach Breslau. In feuriger, edler und überzeugungsvoller Sprache legte der Kaplan darin die Beweggründe seines Übertritts dar und beschwor zuletzt seine Oberen mit beweglichen Worten, sich fürderhin nicht länger der sonnenklaren Wahrheit des Evangeliums zu verschließen.

Das ganze Schriftstück war eine glänzende Verteidigung der Reformation und der begeisterte Verfasser versprach sich großen Erfolg davon. Drabsch und ich schüttelten besorgt die Köpfe. Daß das Schreiben einen Erfolg haben würde, glaubten wir wohl, aber jedenfalls einen ganz anderen, als ihn unser neuer Bruder erwartete.

Wir hatten uns nicht getäuscht! Nach mehreren Wochen erwartungsvollen Harrens, langten plötzlich statt jeder Antwort mehrere bischöfliche Abgesandte in Schwiebussen an, die den Abtrünnigen, ehe er sich dessen versah, festnahmen und peinlich befragten.

Wer beschreibt unseren Schrecken! „Jetzt geht es los,“ lies es flüsternd von Mund zu Mund und jedermann machte sich auf das Schlimmste gefaßt.

Nach einigen Tagen hingen Harrens wurden wir denn auch alle auf das Rathaus geladen, wo uns einer der fremden Herren eine donnernde Strafpredigt hielt und uns von wegen der Verführung des Kaplans mit allen Erden- und Höllenstrafen drohte.

Zuletzt jedoch, als er wahrscheinlich dachte, wir seien nun irre geworden, zog er ganz unversehens andere Saiten auf und meinte, gleißnerisch lächelnd:

„Sintemalen der verführte Bruder durch unsern Zuspruch den Irrtum der lutherischen Pöberei eingesehen und reumütig

Buße gethan hat, wollen wir diesmal noch Gnade für Recht ergehen lassen und nur die verstocktesten und gefährlichsten Ketzer für einige Wochen unschädlich machen. Die andern alle zahlen eine bestimmte Geldsumme und können sich dann zu Hause überlegen, ob es nicht besser und vorteilhafter ist, wieder in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückzukehren."

"Niemals, niemals!" rief die ganze Versammlung, wie aus einem Munde.

Der Abgesandte runzelte die Stirn, aber er blieb bei seinem Gleichmut und sagte freundlich: „Das wird sich finden. Kein Baum fällt auf einen Hieb. Geht es nicht mit Güte, so geht es mit Strenge. Die Folter ist kein angenehmes Spiel, und ich habe durch sie schon verstocktere Ketzer, als euch, bezund wehmütig umkehren sehen. Also überlegt euch die Sache; wenn ich im nächsten Jahre wiederkomme, hoffe ich die ganze Gemeinde auf anderem Wege zu sehen."

Erwartungsvoll blickte der Redner um sich. Wir aber hoben alle, wie zum Schwur, die Hände und riefen: „Niemals, niemals!"

Da winkte der Fremde zornig seinen mitgebrachten Häschern und ließ die vorhin erwähnten Hauptketzer, unter welchen sich auch Herr Tzetschnovius, Gevatter Drabsch und ich befanden, in den Stock führen, wahrscheinlich zum abschreckenden Beispiel für die übrigen.

Doch diese erschrafen ebenso wenig, wie wir Gefangenen selber, über die uns drohende Pein. Kräftige Trost- und Kernsprüche aus Gottes Wort wurden uns zum Abschied zugerufen, und mein frommes Weib Monika, die auch in der Versammlung war, faßte meine Hand und sagte, tapfer die Thränen bekämpfend: „Selig der Mann, der um Christi willen Not und Verfolgung erleiden muß! Geh mit Gott, mein Michael, ich werde das Hauswesen schon in Ordnung halten."

Getrosten Mutes ließen wir uns nun abführen und gingen unter fast fröhlichen Gesprächen dahin, was aber dem Abgesandten gar nicht recht zu sein schien. Er hätte es wahrscheinlich lieber gesehen, wenn wir schwach und kleinmütig und dadurch seinen Zwecken leichter zugänglich gewesen wären.

Als wir im Gefängnis angelangt und in den Stock gespannt waren (was gerade keine angenehme Sache ist), lag ich zum Glück mit dem Kopf so, daß ich mit Gevatter Drabsch hin und wieder ein Wort reden konnte.

Da kamen wir denn auch auf den vermeintlichen Abfall des zu uns übergetretenen Kaplans zu sprechen, und ich beklagte herzlich, daß sich der gute Mann so gar schnell wieder habe von den Römischen bethören lassen. „Legte solch herrlich Zeugnis ab und ist nun doch wieder in die alten Schlingen gefallen!“

Drabsch schüttelte lächelnd den Kopf. „Hast du das Märlein auch geglaubt, Gevatter Sckerle? Ei, ich hätte dich für klüger gehalten! Das war ja nichts als ein grober Köder, an dem der schlaue Herr uns fangen wollte. Er meinte gewiß, wenn er uns beweisen könnte, daß der gelehrte Priester so leicht und schnell den Irrtum der Lutherischen Lehre eingesehen habe, müßten wir ungelehrte Laien schleunigst dem Beispiel des klügeren Mannes folgen und ihm über Hals und Kopf in den römischen Teich nachspringen.

Nun, er hat gesehen, daß er sich gewaltig geirrt hat, und daß es ihm niemals gelingen wird, uns durch solche Lügen unserem Glauben abwendig zu machen. Denn eine Lüge, eine plumpe Lüge war die Erzählung von des Kaplans Rückkehr zum katholischen Bekenntnis! Ich war heute früh heimlich im Gefängnis bei dem werten Manne, weil ich ihm Nahrungsmittel und Trost bringen wollte; aber letzteres war schier überflüssig, denn ich habe nicht ihn, sondern er hat mich getröstet. Außerlich zwar war seine Lage keine angenehme, — er liegt noch härter im Stock als wir, und ist dazu von zartem, schwäch-

lichem Körperbau, — sein Glaubenslicht aber brannte hell und lichterloh, und strahlenden Antlitzes sagte er zu mir:

„Habt keine Sorge um mich, Meister Drabsch. Ich weiß jetzt, an wen ich glaube, und keine Macht der Erde, weder Drohung noch Verheißung, soll mich dem Luthertum abspenstig machen. Gott wird mir auch fernerhin Kraft geben, treu zu bleiben. Die neuliche Folter hat mir kein Wort des Widerrufs entrisen. Wenn also — vielleicht heute oder morgen — der bischöfliche Abgesandte euch sagen sollte, ich sei wieder reumütig in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückgekehrt, so glaubt ihm nicht und geht nicht in diese Falle. Sorgt euch auch nicht um mein ferneres Schicksal. Ich stehe ja hier und da in Gottes Hand. Wenn ihr hören solltet, ich sei gen Breslau zur Verantwortung geführt, so betet mit den andern Brüdern für mich, daß der Herr mir Kraft verleihe, bis ans Ende auszuharren. Und nun seid zum letztenmal bedankt für alles, was ihr und eure Bibel an mir gethan habt. Hier auf Erden werden wir uns wahrscheinlich nicht wiedersehen, aber da droben im himmlischen Salem finden wir uns gewiß. Grüßt Herrn Tzetschnovius und alle Brüder vielmal von mir und bewahret mir ein gutes Andenken!“

Ich nahm mit Thränen von dem werthen Manne Abschied und ging traurig und doch froh von dannen, denn seine Standhaftigkeit erfreute meine Seele. Als uns späterhin der Abgesandte das Märlein von seinem Rücktritt erzählte, hätte ich den Lügner gar zu gern widerlegt; aber ich fürchtete, dadurch des Gefangenen und unsere eigene Lage zu verschlechtern und hielt sein den Mund.“

Gebatter Drabsch schwieg, und ich, — hocherfreut über seine Nachrichten, — konnte mich nicht enthalten, laut zu rufen: „Gelobt sei Gott für diese frohe Botschaft!“

In diesem Augenblick jedoch trat der wachehaltende Häscher in die Zelle und rief zornig:

„Was ist das hier für ein ungeziemender Lärm? Wollen die Reher gleich den Mund halten!“

Damit gab er Drabsch und mir einen Tritt ins Gesicht, daß uns beiden auf eine Weile Hören und Sehen verging.

Länger denn vier Wochen hatten wir Leidensgefährten nun schon miteinander im Stock gelegen und von der Außenwelt in dieser Zeit so gut wie nichts gehört. Unsere Glieder waren allgemach recht mürbe und zerschunden geworden, und wir hätten nichts dagegen gehabt, wenn wir uns einmal wieder in einem guten Bette hätten ausstrecken dürfen. Trotzdem murrten und klagten wir aber keineswegs, sondern dankten dem Herrn, daß er uns würdigte, um seines Namens willen solches zu leiden.

Da, eines Morgens, als wir eben dabei waren, die fast abgestorbenen Gelenke durch Reiben und Drücken zu beleben und Drabsch mit einem Ausflug von Scherz sagte: „Paß auf, Better Sckerle, ich bekomme doppelte Glieder, wenigstens fühle ich in allen Knochen zwiefältigen Schmerz“ — da öffnete sich plötzlich die Thüre und statt des gewohnten bischöflichen Häschers trat der städtische Stockmeister mit seinen Gehilfen herein.

Was sollte dies bedeuten? Kam man, um uns zur Folter zu holen? Doch Meister Ruppert riß uns schnell aus allen Zweifeln.

„Gott zum Gruß,“ rief er fröhlich. „Jetzt naht die Befreiung! Sie sind alle fort, die uns arme Lutheraner hierorts drückten und quälten. Ganz plötzlich und unvermuthet müssen sie Weisung bekommen haben, denn heute morgen, in aller Frühe, brachen sie auf und zogen von dannen. Sie sahen nicht gerade sehr wohlgemut aus, und ich vermute, daß ihnen die plötzliche Abreise sehr wider den Strich ging. Es gefiel ihnen hier in Schwiebussen ausnehmend, und ich glaube, sie wären gewiß nicht von selber gegangen, wenn sie nicht von oben

herab strengen Befehl erhalten hätten, ihre Befehrungsversuche in den umliegenden Städten und Dörfern mit besserem Erfolge fortzusetzen. Der eine Reiter vertraute mir gestern im Weinrausch an, man fürchte in Breslau, daß es den jetzigen Abgesandten ebenso gehen möchte, wie dem lutherisch gewordenen Kaplan, und darum habe man schleunigst anderen Befehl ertheilt. „Für Schwiebussen ist noch nicht die rechte Zeit gekommen,“ schloß der Schwäger trunken lächelnd. „In einigen Jahren kommen wir wieder, und dann bringen wir die Lichtensteiner mit, die verstehen das Befehrungsgeschäft besser als wir.“

„Ich achtete wenig auf die letzte Rede, sondern war nur froh, daß wir die Quälgeister endlich los wurden. „Für die Zukunft wird der Herr sorgen,“ dachte ich frohgemut und eilte dann flugs hierher, um Euch, Meister Drabsch und Sckerle, nebst den übrigen Märtyrern zu befreien.“

Während er also ermutigend zu uns sprach, löste der Beschäftigte unsere harten Bande und half uns auf die Füße. Aber mit dem Laufen wollte es, nach der wochenlangen Tortur, nicht recht gehen, und wenn nicht mittlerweile Freunde und Bekannte gekommen wären, die uns fast auf den Armen nach Hause trugen, hätten wir uns schwerlich heimwärts gefunden.

Wer beschreibt den Jubel der Meinen, als sie mich zwar schwach und elend, aber doch wenigstens lebend in ihrer Mitte sahen! „Wir wollen dich schon gesund pflegen, mein Michael,“ lachte meine Hausfrau glücklich und ließ alsbald die That dem Worte folgen. Schmerzlich leid that es uns allen nun, daß der Herr Kaplan nicht unsere Freude teilen und in unserer Mitte weilen konnte. Der Stockmeister erzählte, er sei an jenem Morgen von den Bischöflichen mit fortgeschleppt worden. Wir konnten uns ungefähr denken, welches Los des Ärmsten in Breslau wartete, und ein inbrünstiges Gebet um Gottes Hilfe wurde für ihn in unserer Seele laut.

Ostern 1597.

Wir haben von dem guten Bruder leider nichts mehr gehört. Vielleicht ist er schon längst zu seines Herrn Freude eingegangen, besonders da er, als ihn Drabsch das letzte Mal sah, körperlich bereits sehr schwach und elend war. Nun, wie dem auch sei: wir werden sein Andenken stets in Ehren halten und uns seine glaubensfrohe Standhaftigkeit immer ein gutes Beispiel sein lassen! Wir sind übrigens seit jener Zeit, von Religionswegen, merkwürdigerweise nicht mehr beunruhigt worden, also daß wir ganz getrost und friedlich unserem lutherischen Bekenntnis leben können. Wetter Hans Drabsch meint zwar, daß sei nur die Stille vor dem Sturm, und früher oder später kämen wir ganz sicher an die Reihe, aber ich habe weiter keine Angst. Wer weiß denn, ob wir solches noch erleben?

Juli 1598.

Meine Ahnung scheint in Erfüllung zu gehen! Ein schlimmer Gast, die Pest, ist abermals in die Stadt eingezogen, bereits zum vierten Mal seitdem ich lebe! Allenthalben herrscht große Aufregung, und der Magistrat mit der gesamten Bürgerschaft trifft die nötigen Vorkehrungen gegen die Weiterverbreitung der schrecklichen Seuche. Auch in meinem Hause wird fleißig geräuchert und gelüftet, aber wenn ich sagen sollte, ich hätte irgendwie Angst, so müßte ich lügen. Weiß ich doch:

„Es kann mir nichts geschehen,
Als was Gott hat erschen
Zu meiner Seelen Heil.
Schlägt Er mich auch mit Ruten;
Ich will geduldig bluten;
Ich weiß: Am Himmel ist mein Teil!“

August 1598.

Mein treues Weib, meine herzliche Monika, ist von der schlimmen Krankheit dahingerafft worden. Gar schön und fried-

lich war ihr Ende, und ich kann kaum um sie trauern. Ist es mir doch gerade, als ob ich ihr bald nachfolgen müßte.

„Kommst Du balde, Herr? Ja, komm!
Dein mein Leben, Dein mein Ende!
Christ, in Deine treuen Hände
Leg ich freudig Leib und Geist!
Amen! Ja, Herr, sei gepreist!“

III.

Im Namen Jesu!

Schwiebussen, September 1598.

Die Ahnung eines baldigen Abscheidens hat meinen lieben Herrn Vater nicht betrogen! Noch am selben Abend, wo er die bedeutungsvollen Zeilen in dieses Buch eintrug, machte ein Herzschlag seinem Leben im 75. Jahre seines Alters ein schnelles Ende, also daß wir ihn mit der lieben Mutter zusammen in ein Grab legen konnten. So sehr wir alle um die frommen Eltern trauern, so können wir anderseits Gott nicht genug danken, daß er ihnen in Friede und Ruhe eine selige Heimfahrt beschert hat, ehe denn der große Sturm, der allenthalben im Reich wüthet, auch über uns hereingebrochen ist.

Es nimmt mich fast Wunder, daß wir immer noch ungestört unserem Glauben leben können, während ringsum, in andern schlesischen Städten, die armen Evangelischen auf fürchterliche Weise verfolgt und gedrückt werden. Magister Leonhard Pfeffer, aus dem eine Meile von hier entfernten Dorfe Stentsch, erzählte neulich, daß er schon verschiedenemal um seines Bekenntnisses willen hart geängstigt und bedroht worden sei. Besonders machten ihm die an der nahen polnischen Grenze liegenden katholischen Soldaten viel zu schaffen. Alle Augenblicke kämen einzelne angeschwärmt und plünderten und quälten die durchweg evangelischen Einwohner des Dorfes auf jede Weise.

Wir redeten dem Herrn Magister zu, sich in Schwiebussen in Sicherheit zu bringen, aber davon wollte der treue Mann nichts wissen. „Was meine Gemeinde trägt, kann ich auch tragen. Niemand soll sagen, daß Leonhard Pfeffer die ihm anvertrauten Schafe feige im Stich gelassen habe, um seinen elenden sterblichen Leib zu retten!“

Weihnachten 1598.

Genau zwanzig Wochen lang hat diesmal die Pest gedauert. Doch ist die Anzahl der von ihr geforderten Opfer nicht so groß als sonst. Nur 120 Menschen sind direkt an der Seuche gestorben. Da haben wir wohl alle Ursache, dem Herrn für solche Gnade zu danken.

Herbst 1602.

Durch die vielen Krankheiten, die in den letzten Jahrzehnten hier grassierten, sind die drei städtischen Gottesäcker: der Pfarrkirchhof, der St. Annenkirchhof und der Armenkirchhof dergestalt mit toten Körpern überhäuft, daß fast nirgend mehr Platz vorhanden ist. Da hat sich denn Balten Heine, meiner Frau Vetter, entschlossen, einen Teil seines großen, in dem an Schwiebussen grenzenden Dorfe Salkau gelegenen Weinberges*) der Stadt unentgeltlich zum Friedhofe anzubieten, welches Geschenk der Magistrat natürlich mit Freuden annahm und die Urkunde darüber, wie folgt, ausfertigen ließ:

„Geschehen Schwiebussen 1602, den 4. Juli. Neu Gottesäcker. Balten Heine saget zu mit Hand und Munde, daß er aus christlicher Mildigkeit von seinem Weinberge ein Stück zu einem Gottesäcker freiwillig, ohne einigen Entgelt der Stadt schenken und übergeben will, also daß ein Erbar Rat sich dahin bemühen soll

*) Schon im fünfzehnten Jahrhundert blühte um die Stadt der Weinbau, und noch heutigen Tages zieht man daselbst einen recht trinkbaren Wein.

und will, daß zu ewigen Zeiten, alle Jahre jährlich, auf den Montag nach Trinitatis, eine Predigt in demselbigen Orte zu halten; damit auch mit der Zeit derselbige Ort nicht allein erbauet, sondern auch zukünftig durch solche Mittel hauständig erhalten werde.

„Und obwohl H. Valten Heine in Zweifel domohlen gewesen, es würde sein Weib damit nicht allerding zufrieden sein, so hat er doch mit bestandt bekannnt und ausgesaget, daß er zu Gott und aller Billigkeit Hoffnung trage, daß er der Helfste seines Guts, nicht alleine an diesem Weinberge, sondern auch an allen andern Gütern mächtig sei; derowegen er desto sicherer verhoffe, solches aus seiner Macht damit zu thun undt zu lassen; nach seinem Willen ist solches geschehen in der Ratsstuben.“

Ostern 1604.

Mein werter Vetter, Herr Bonaventura Schickfuß, der inzwischen zu allen sonstigen Ehrenämtern auch noch Ratsältester geworden ist, hat sich nach seiner Weise des Kirchhofbaues kräftig angenommen, also daß das Werk beinah vollendet ist. Der neue Gottesacker ist, nach Art der Leipzigschen, in Form eines regelrechten Quadrates angelegt. Von drei Seiten hat er bedeckte, nach dem Innern des Kirchhofs offene Gänge mit starken Pfeilern. Unter diesen Gängen sind die Erbbegräbnisse für die alten Geschlechter angelegt. Die vierte, die sogenannte Morgenseite des Friedhofes, hat, um der Kriegszeiten und etwaiger feindlicher Angriffe willen, keinen bedeckten Gang, sondern nur einen leichten Bretterzaun erhalten, damit der Feind sich des Kirchhofes niemals als Schanze bedienen kann. Gleich am Eingange zur rechten Hand, unter dem ersten Pfeiler hat sich Herr Schickfuß ein Grabgewölbe für sich und die Seinigen erbauen lassen, denn die ehemals fast am Aussterben begriffene Familie ist neu erblühet, und eine zahlreiche

Kinderschar erfreuet den Ratsältesten und seine Gattin. Die zwei ältesten Söhne, Jakob und David, sind bereits Doktoren der Rechtswissenschaft und nehmen im Auslande hervorragende Stellungen ein. Die Töchter alle hat der beglückte Vater rühmlich und mit großen Freuden an angesehene, ehrenwerte Männer verheiratet. Der eine Schwiegersohn, Herr Abraham Gast, ist der Sohn unseres Bürgermeisters und zur Zeit Pastor in Goldberg.

Was das äußere Vermögen des Herrn Schickfuß anbelangt, so ist er schon seit langem ein fast reicher Mann zu nennen, und hat sich also an ihm auch in dieser Beziehung die Verheißung des Herrn erfüllt.

Alles, was einst Vater und Oheim am Reiche Gottes und der Stadt Gutes thaten, ist dem einzig überlebenden Sohne tausendfältig vergolten und gesegnet worden, also daß er fast mit Jakob sprechen kann:

„Ich hatte nichts denn diesen Stab, da ich über den Jordan ging, und siehe, jetzt bin ich zwei Heere!“

„Ja, also wird gesegnet der Mann, welcher den Herrn fürchtet!“

Weihnachten 1604.

Noch immer leben wir, Gottlob! in Ruhe und Frieden. Ja, die evangelische Gemeinde innerhalb der Stadt hat sich so vergrößert, daß wir im Laufe des Jahres einen zweiten Geistlichen, einen Diakonus anstellen mußten. Derselbe, Jakob Curtius oder Kurze, ein geborner Schwiebuser, ist ein Enkel jenes im Anfang erwähnten Kirchenbaumeisters und ein feiner, gelehrter und frommer Mann, der gar trefflich zu predigen versteht. Leider jedoch scheint er von schwächlicher Gesundheit zu sein.

Aus meiner eigenen Familie kann ich, Gott sei Dank dafür, nur Gutes berichten. Die Kinder alle sind herangewachsen zu Gottes Ehre und unserer Freude. Mein Ältester, der am

Todestage Kaiser Maximilians geborne Michael, hat bereits vor zwei Jahren Hochzeit gehalten und ist neulich Vater eines kräftigen Mägdleins geworden. Es ist das seit fünf Generationen das erstemal, daß das erste Kind des Stammhalters kein Knabe ist. Ich gräme mich darüber weiter nicht, denn wir sind die Töchter stets ebenso willkommen und lieb gewesen, wie die Söhne. Wir haben die Kleine nach meiner verstorbenen Lieblingschwester und Tante Johanna genannt, und so ist denn zu meiner Freude wieder eine Hanna Sckerle in der Familie.

Weihnachten 1607.

Wir haben im Laufe des verfloffenen Jahres abermals einen schlimmen Gast, die Pest, in der Stadt gehabt. Doch ist die Heimsuchung diesmal, Gott sei Dank, ziemlich gnädig abgelaufen. Die ganze Bürgerschaft zog nämlich gleich im Anfang des Auftretens der Krankheit aus der Stadt und wohnte wochenlang auf freiem Felde in Zelten und Strohhütten. Solches Verfahren scheint den günstigsten Einfluß auf den allgemeinen Gesundheitszustand ausgeübt zu haben, denn die Seuche erlosch über Erwarten schnell, also daß wir diesmal schon nach wenig Wochen dem Höchsten unser Lob- und Dankopfer für die gnädige Errettung darbringen konnten.

Weihnachten 1609.

Ein höchst wichtiges und Gott gebe! auch folgenschweres Ereigniß hat sich für uns Evangelische im Laufe des verfloffenen Jahres vollzogen! Kaiser Rudolphus hat, bedrängt von seinem Bruder Matthias, sich genötigt gesehen, den ihm sonst so verhassten Protestanten, d. h. den böhmischen und schlesischen Ständen, die ihn aber diesmal unterstützen sollten, einen sogenannten Majestätsbrief auszustellen, der auch für alle seine Nachfolger bindend sein soll.

Kraft dieses Briefes erhalten die Evangelischen Böhmens

und Schlesiens, also auch wir Bürger von Schwiebusen, völlige Religionsfreiheit, bleiben für immer im Besiz unserer Kirchen und Kirchengüter, und haben das Recht, neue Kirchen und Schulen, nach Bedürfnis, ohne besondere Erlaubnis des bischöflichen Stuhles, einzurichten!

Wer beschreibt unsere tiefe, dankbare Freude, als die Nachricht von diesem Majestätsbriefe zu uns gelangte! Der Herr Primarius Tzetschnovius ließ gleich mit allen Glocken läuten und hielt dann mit Magister Kurze einen erhebenden Dankgottesdienst. Die ganze Gemeinde saß, den Herrn lobend und preisend, in der Kirche, denn was es für ein köstliches Ding um die Glaubensfreiheit ist, sieht man erst ein, wenn man im Begriff steht, sie zu verlieren.

Weihnachten 1612.

Kaiser Rudolphus ist tot und sein Bruder Matthias ist ihm auf dem Throne gefolgt, recht zum Unglück der Protestanten, wie es scheint! Zwar hat der neue Herrscher bei seinem Regierungsantritt alle von seinem Vorgänger gegebenen Privilegien feierlich bestätigt, — aber — aber! — ich glaube, er ist keineswegs gesonnen, dies Versprechen zu halten, hört man doch schon aller Orten wieder von neuen Religionsverfolgungen und Bedrückungen!

Ach Gott! was ist doch Menschenwort — sei es auch von einem Könige gegeben — für ein lose und drehbar Ding! Da dachten wir, wir hätten die Glaubensfreiheit in alle Ewigkeit gesichert, und nun steht unsre Sache wieder so schwankend wie vorher!

Wie aber wird es erst werden, wenn Ferdinand, der Steherer, den der kinderlose Matthias an Sohnes statt angenommen hat, auf den Thron kommt! Ist es doch genügend bekannt, daß derselbe ein Knecht der Jesuiten und ein Erzfeind der Evangelischen ist! Von Jugend auf hat er die „Ketzer“

mit aller erdentlichen Grausamkeit verfolgt, und wenn er erst Herrscher ist, wird er es jedenfalls noch tausendmal ärger treiben!

Weihnachten 1615.

Grade drei Jahre sind es heute, daß ich zum letztenmal in diesem Buche schrieb und meine Befürchtungen in Bezug auf unser religiöses Leben aussprach.

Ach Gott! Es ist alles so gekommen, wie ich dachte! Schwere, schwere Zeiten, voll inneren und äußeren Leidens, liegen hinter uns, und man muß sich immer von neuem wundern, wie viel der Mensch ertragen kann, ohne darüber zu Grunde zu gehen!

Ja, deine Güte allein, Herr, macht es, daß es mit uns noch nicht gar aus ist!

Aber ich will ordnungsmäßig erzählen, herrscht doch augenblicklich wieder, Gottlob! Ruhe und Frieden, und die lieben Festtage vergönnen einem vielbeschäftigten Hausvater die kurze Muße bei Buch und Feder.

Also, wie schon oben gesagt, es kam damals alles, wie wir gefürchtet hatten. Kaum war Kaiser Rudolphus tot, da hörte die schöne Zeit völliger Glaubensfreiheit auf. Trotzdem Matthias den durch die Tschechen erpreßten Majestätsbrief aufs neue beschworen hatte, hielt er auch nicht einen einzigen Paragraphen dieses Vertrages. Allenthalben im Reiche wurde gegen die Evangelischen mit List und Gewalt vorgegangen.

Wir blieben diesmal auch nicht verschont. Alle Augenblicke kamen Abgesandte vom bischöflichen Stuhl in Breslau und peinigten uns übel, daß wir sollten katholisch werden. Ich bin schier aus dem Stock nicht mehr herausgekommen, und mein Vermögen ist durch die vielen Geldstrafen fast ganz drauf gegangen. Während einer dieser vielen Gefängniswochen ist mir mein liebes Weib Friederike, die Schwester meines Freundes Hans Drabsch, krank geworden und gestorben, ohne

daß es mir vergönnt wurde, sie noch einmal zu sehen und Abschied von ihr zu nehmen.

Als ich eines Abends, nach langer Pein, ahnungslos heim kam und gedachte, mich von meiner Liebsten gesund pflegen zu lassen, da fand ich den Platz der Hausfrau leer, und die Kinder berichteten mir unter tausend Thränen, daß die treue Mutter schon seit vierzehn Tagen im Grabe ruhe.

Diese unerwartete Nachricht überwältigte mich fast, und keine einzige der ausgestandenen Strafen hat mir so wehe gethan wie diese Trauerbotschaft.

Auch mein ältester Sohn Michael hat in dieser Zeit einen schweren Schlag erlitten. Sein vortreffliches, junges Weib Elisabeth, geb. Gast, ist bei der Geburt ihres zweiten Kindes ganz unerwartet verschieden, und das neugeborene Töchterlein ist ihr alsbald nachgefolgt.

Es ist ein Glück, daß meine älteste Enkelin Johanna, die nun schon elf Jahre zählt, solch frommes, verständiges Kind ist, welches den vereinsamten, trauernden Vater durch Gehorsam und hingebende Liebe auf alle Weise zu trösten versucht.

Still, sehr still ist es in dem großen Hause geworden, seitdem die beiden frommen, fröhlichen Frauen: mein Weib und meine Schwiegertochter fehlen.

Die Stadt ist durch die beständigen Religionsbedrückungen recht herunter gekommen und verarmt! Niemand hat mehr Lust zu bauen oder das Gemeinwesen durch öffentliche Einrichtungen zu heben. „Wozu erst?“ fragen alle. „Übers Jahr können ja hier womöglich die Lichtensteiner, oder andere Papisten, haufen, während wir selbst vielleicht vertrieben oder getödtet sind, wie Magister Pfeffer in Stentsch!“

Ja, Herr Leonhard Pfeffer in Stentsch, der fromme, treue Priester des Herrn, ist tot, gestorben um seines Glaubens willen! Ich habe den würdigen, gelehrten Mann, der noch dazu ein naher Verwandter meiner Frau war, immer überaus

hochgeschäzt, seitdem er aber den Märtyrertod gestorben ist, fühle ich doppelte Verehrung für ihn, und will darum sein klägliches und doch köstliches Ende, wie es mir seine überlebende Tochter Magdalene ausführlich erzählt hat, in diesen Blättern genau aufzeichnen. Ich finde, nichts hebt und belebt unser eignes, laues Christentum so nachhaltig, als das stete Andenken an unsere vorangegangenen Märtyrer!

Späten Enkelkindern zu Nutz und Frommen sei darum der Märtyrertod Magister Leonhard Pfeffers in Stentsch ausführlich hier erzählt:

Am 24. Dezember des Jahres 1614 saß in seiner Studierstube zu Stentsch, über die Bibel gebückt, ein ehrwürdiger Greis und überlegte in Gedanken noch einmal alles, was er seinen Pfarrkindern über die Weihnachtshotschaft: ‚Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen‘, sagen wollte. Schon dämmerte es draußen stark, nicht mehr lange, so riefen die Glocken zur Christnacht, und Jung und Alt zog, nach alter Sitte, in die festlich erleuchtete Kirche, um des Heilandes Geburt durch Lobgesang und Predigt zu feiern.

Leonhard Pfeffer, ein Mann anfangs der siebenziger Jahre, war durchdrungen von evangelischem Geiste und seiner Gemeinde in jeder Weise der treueste Seelsorger. In der Reihe der lutherischen Pastore in Stentsch zählte er als der vierte. (Der erste hieß, wie man sich erinnern wird: Martin Bchnerus oder Bchner, von 1538—41, wo er zum Seelsorger nach Schwiebusen berufen wurde. Ihm folgte von 1541—45 Jakob Schidfuß, der gleichfalls später Pastor in meiner Vaterstadt wurde. Dann kam Martin Bunker von 1545—66, und nach diesem übernahm Magister Pfeffer, oder Piperus, wie er sich nach heutiger Sitte nennt, die Gemeinde Stentsch.)

Die treue Gattin hatte der alte Pastor bereits verloren, doch sorgte seine jüngste Tochter Magdalene in umsichtigster Weise für Vater und Wirtschaft. Ein Sohn Pfeffers war

Pfarrer zu Bukau bei Züllichau (nicht in „Kalzig“, wie in manchen Berichten irrtümlicherweise steht). Wenn dieser Sohn, Joachim genannt, mit seinem ältesten Knaben, der gleichfalls Joachim hieß, auf einige Zeit zum Besuch nach Stentsch kam, dann begannen die Festtage in dem stillen Pfarrhaus an der polnischen Grenze.

Auch heute, als am 24. Dezember 1614, freuten sich Vater und Tochter schon ganz unbeschreiblich auf den bereits angekündigten Besuch der fernen Lieben. Freilich zum heiligen Abend und zur Christfeier selber konnte der jüngere Pastor nicht kommen. Dafür hatte er in Bukau seine eigne Gemeinde, die er mit geistlicher Speise versehen mußte. Doch hatte er versprochen, am 27. Dezember mit seinem ältesten Sohne Joachim in der Heimat einzutreffen.

Eifrig hantierte Jungfrau Magdalene darum in Küche und Keller, denn ihr Liebling, der wilde Jochen, aß, nach Knabenart, für sein Leben gern etwas Gutes. Überall schon merkte man den würzigen Duft frisch gebackener Kuchen, welcher mit dem weihnachtlichen Geruch des Tannenbaumes wetteiferte.

Magister Pfeffer saß unterdessen immer noch in seinem Studierzimmer, und erst, als die Tochter die Thür öffnete und bescheiden fragte, „ob der Herr Vater nicht zum Vesper kommen wolle?“ sah er auf und ein freundliches Lächeln verklärte das ehrwürdige Gesicht.

„Schon so spät, Magdalenschen. Ja, wenn man über dem lieben Gotteswort, insonderheit dem Weihnachtsevangeli-um sitzt, vergißt man leicht Zeit und Stunde! Ich hatte eben den Engelsgesang vor und dachte darüber nach, wie köstlich es wäre, wenn allenthalben auf Erden Frieden herrschte, sonderlich wir Protestanten ungestört unserer teuren, evangelischen Lehre leben dürften!

„Ach, was haben wir doch schon um des Glaubens willen erdulden müssen! Ach, was mag uns in Zukunft bevorstehen!

„Ich fürchte nämlich sehr, liebstes Lächterlein, daß trotz aller Bedrängnisse der letzten Jahre die schönste und ruhigste Zeit dennoch hinter uns liegt, und die kommenden Tage eitel Not und Sorge für uns Evangelische bringen werden. Schon hört man in der ganzen Umgegend nichts, als Geschrei und Klagen über die Ungerechtigkeit und Übergriffe von seiten der Katholiken. Vor allem haben die Orte an der polnischen Grenze, z. B. wir, besonders viel zu leiden. Du weißt ja, wie es ist, wenn die polnische Soldateska Streifzüge über die Grenze macht und den armen Protestanten übel mitspielt. Wo sie kein Heiligenbild an der Stubenwand erblicken, da haufen die Unmenschen schlimmer, als die Türken. Leider Gottes ist der gegenwärtige König von Polen, ein Enkel Gustav Wasas und selber evangelisch getauft, um einer Krone willen katholisch geworden. Als er 1587, unter dem Namen Siegmund III., den polnischen Königsthron bestieg, warf er seinen lutherischen Glauben und alle Anhänglichkeit an denselben hinter sich. Es ist ja eine alte Erfahrung, daß gerade die Renegaten, oder Abtrünnigen, die erbittertesten Feinde ihrer Mutterkirche werden.

„So Siegmund III. Mit schrecklicher Grausamkeit verfolgt und peinigt er die Protestanten. Auch wir, glaube ich, werden dies noch des öfteren gewahr werden, denn ist der Polenkönig auch nicht unser Herrscher, so kann doch heutzutage gegen die Evangelischen jedweder nach Belieben verfahren. An Schutz für uns ist nicht zu denken. Wenn es gegen die Lutheraner geht, sind alle Herren einig. Wir „Keger“ sind nun einmal für alles Raubgesindel vogelfrei, und da nun wieder an der Grenze, gegen Meseritz hin, viel polnische Lanzenreiter stehen, fürchte ich nächster Zeit unliebsamen Besuch. Ich bitte täglich den Herrn, er möge uns in Gnaden behüten. Wenn dennoch aber das Schreckliche über uns kommen sollte, dann möge er uns allen Standhaftigkeit verleihen, bis ans Ende in unserem

teuren Glauben zu beharren! Aber nun will ich alle Sorgen abschütteln, daran gedenken, daß heut heiliger Abend ist und mich aufs neue der Geburt des Heilandes freuen! Mag kommen, was da will, er hat ja versprochen bei uns zu sein bis ans Ende der Welt!

„Singe mir jetzt zur Vorfeier Herrn Doktor Luthers Weihnachtskrippenlied, Magdalenchén, denn bald ist es Zeit, daß du zu deinen Armen gehst; und nach der Christnacht will ich dich dann für mich haben.“

Während dieser Unterredung hatten Vater und Tochter das bescheidene Mahl eingenommen und die Jungfrau begann nun:

„Vom Himmel hoch, da komm ich her,
Ich bring euch gute, neue Mär!
Der guten Mär bring ich so viel,
Davon ich sing'n und sagen will.“

Der greise Pfarrer nahm die Kappe vom Haupte und hörte mit gefalteten Händen zu; auf dem milden, freundlichen Gesicht aber lag der Abglanz einer höheren Weihnachtsfreude.

Als die Tochter zum letzten Verse kam, fiel der Vater kräftig ein; und:

„Lob, Ehr sei Gott im höchsten Thron,
Der uns schenkt seinen eingen Sohn!
Des freuet sich der Engel Schar,
Und singet uns solch neues Jahr!“

erklang es zweistimmig und harmonisch in den dämmernden Weihnachtsabend hinein.

Nach beendetem Gesange küßte Magdalene dem Greise die Hand und trat dann mit der alten Magd die Weihnachtswanderung durch die Hütten der Armut an. Überall wurde die verehrte Jungfrau mit Jubel und Dank empfangen, und der erste, den sie aufsuchte, Franke, der Dorfhirt, der vor kurzem seine Frau verloren hatte, küßte ihr, unter Freund-

thränen, die Hand. Jauchzend umringten die verwaiseten Kleinen die milde Geberin, und es hätte nicht viel gefehlt, so hätte man sie gar nicht fortgelassen.

Im nächsten Hause, wohin Magdalene ihre Schritte lenkte, lag seit Jahr und Tag ein wohlhabender Bauer krank darnieder. Milde Gaben waren hier zwar nicht nötig, desto mehr aber geistlicher Trost, denn Heine, obwohl von Herzen gläubig, war eine kleinmütige, verzagte Natur. Das wußte das Mädchen und brachte ihm darum eine gedruckte Sammlung von Luthers Viedern, da der Bauer lesen konnte, was sonst unter dem Landvolk noch eine recht seltene Kunst ist.

Mit herzlichem Dank nahm der Beschenkte die Gabe und machte dann seinem bekümmerten Herzen Lust:

„Ach, Jungfer Magdalene, habt Ihr schon gehört, es kommen wieder schlimme Zeiten für uns arme Evangelische! Drüben in Meseritz sitzen jetzt wieder polnische Lanzenreiter und haufen grenlich in der ganzen Umgegend! Nächstens werden sie wohl wieder zu uns kommen! Ach, Du mein Herr und Heiland, wie wird's uns dann ergehen! Neulich haben sie einen Lutheraner, der nicht katholisch werden wollte, mit der Zunge an einen Baum genagelt und ihn dann elend umkommen lassen! nicht zu gedenken anderer Schandthaten, die man gar nicht nach erzählen kann! Ach, warum läßt der Herr es zu, daß man seine reine Kirche also verfolgt!“

Die Jungfrau erschrak zuerst nicht wenig bei diesen Worten, aber schnell faßte sie sich und sagte voll gläubiger Zuversicht:

„Beter Heine, ängstigt Euch doch nicht vor der Zeit. Denkt daran, daß ohne Gottes Willen kein Haar von unserem Haupte fällt! Und nun behüt Euch der Herr; ich muß noch weiter.“

Noch zu vielen Witwen und Waisen, zu Armen und Kranken ging die Pfarrerstochter, ehe sie ihre Schritte heimwärts lenkte. Überall wußte sie das rechte Wort zu finden,

und überall sah man, daß ihre Gestalt in den Hütten des Glends bekannt und beliebt war!

(Ich habe alle diese Einzelheiten, die mich des Erzählens nicht unwert dünken, von der Augenzeugin, der alten Magd, gehört.)

Als Jungfrau Magdalene endlich über den knisternden Schnee der Pfarre zuschritt, beleuchtete bereits der Mond ihren Pfad, und sie kam gerade zurecht, um dem Vater beim Anlegen des Ornates behilflich zu sein und sich selbst in das Festgewand zu werfen. Dann riefen die Weihnachtsglocken zur Christnacht!

An des ehrwürdigen Greises Seite schritt die Tochter zur Kirche, die in der Mitte des Dorfes lag. Von nah und fern kamen auf den Ruf der Glocken die Dorfbewohner zum Gottes-
hause, und freundliche Grüße wurden der Pfarrfamilie von allen Seiten zuteil. Bald strahlte der Tempel des Herrn in einem prächtigen Flammenmeer, weil jeder Besucher sein Licht mitgebracht und angezündet hatte, denn es ist in unserer Gegend Sitte, daß Kinder und Erwachsene am heiligen Abend mit Wachslichtern oder Fackeln zur Kirche ziehen.

Als das herrliche Lutherlied: „Lobt Gott, ihr Christen, allegleich“, von der andächtigen Gemeinde gesungen war, trat Magister Pfeffer vor den Altar, die Weihnachtsliturgie zu halten.

Ehen hatte er die Epistel verlesen, und im Wechselgesang erklang es nun:

„Vom Himmel kam der Engel Schar,
Erschien den Hirten offenbar“ u. s. w.,

da hörte man auf der Dorfstraße Pferdegetrappel und gleich darauf entsetzliches Geschrei.

Im selben Augenblick wurde die Thür aufgerissen, und ein Haufe wüst aussehender polnischer Lanzenreiter stürmte mit

wilhem Geheul in das Gotteshaus und direkt auf den Altar zu, wo die heiligen Gefäße standen.

Wie eine aufgeschreckte Taubenschar flüchtete die entsetzte Gemeinde aus der Kirche, um draußen einem zweiten Trupp Soldaten in die Hände zu fallen und greulich mißhandelt zu werden. Bald hallte das ganze Dorf von Schmerz- und Zammertönen wieder, und wo noch vor kaum einer Stunde frohe Kinder ihre Weihnachtslieder sangen, fluchten und zeterien jetzt polnische Schnapphähne.

In der Kirche waren mittlerweile die Räuber auf den Pfarrer eingedrungen. Ein Kerl, der deutsch sprechen konnte und augenscheinlich der Anführer war, setzte dem Greise die Lanzenspize auf die Brust und rief:

„Versuchter Ketzerpfaff, so Du nicht gleich die allerheiligste Jungfrau anrufest, jage ich Dir die Lanze durch den Leib!“

Hochaufgerichtet, ohne jegliche Furcht, stand der Priester: greis vor der wüsten Motte:

„Da sei Gott vor, daß ich in meinen alten Tagen abtrünnig werden sollte! Im Luthertum bin ich geboren und hab' ich allzeit gelebt! So es des Herrn Wille ist, sterbe ich mit Freuden für meinen evangelischen Glauben!“

Mit leuchtenden Blicken sah der fromme Held bei diesen Worten seinen Bedroher an.

Der knirschte fluchend mit den Zähnen und wollte eben erbarmungslos zustoßen. Doch Magdalene, die todesmutig an des Vaters Seite stand, ihn mit ihren Armen umschlungen hielt und angstvoll jede Bewegung des Feindes beobachtete, riß noch einmal die Waffe zur Seite.

Vergeblich Liebesmühen.

Im selben Augenblick schon fauste auf das unbedeckte Haupt des Geistlichen der schwere Lanzenschaft eines von hinten herzu geschlichenen Soldaten, und lautlos sank der Greis zu Boden.

Mit einem Weheslaut kniete Magdalene an des Theuren Seite, und bettete sein blutiges Haupt in ihren Schoß. Noch einen letzten Blick empfing sie aus den geliebten, brechenden Augen, dann kehrte die Seele des Märtyrers in die ewige Heimat zurück, um da droben das rechte Weihnachtsfest zu feiern.

Stumm und starr saß die Jungfrau auf den Stufen des Alters, den toten Vater in ihren Armen. Erst nach und nach kam sie zum vollen Bewußtsein des Schrecklichen, das so plötzlich über sie hereingebrochen war.

Mit sanfter Hand band sie ihr Tuch um die klaffende Wunde.

„Mein Vater, mein theurer Vater!“ sagte sie leise und zärtlich, wie um den Schlaf des Geliebten nicht zu stören, und nun kamen auch die erlösenden Thränen und flossen unaufhaltsam auf den Toten erhab.

Merkwürdigerweise kümmerten sich die Mörder jetzt weder um den Erschlagenen noch das Mädchen mehr! Was mochte die wilde Bande wohl abhalten, die Tochter für die Verteidigung des Vaters zu strafen? War es unbewußte Ehen, einen zweiten Mord im Gotteshause zu begehen, oder rührte der tiefe Schmerz der Waise diese grausamen Gesellen?

Genug, sie thaten Magdalene weiter kein Leid und ließen sie ungestört ihrer Trauer nachhängen. Nachdem sie die wertvollsten Altargeräte eingesaßt hatten, verließen sie die Kirche, um draußen im Dorf ihren Gesellen bei der Plünderung zu helfen; und das Wehegeschrei der Mißhandelten drang schaurig durch die Grabesstille des Gotteshauses zu den Ohren der schmerzgefüllten Waise.

Stunde um Stunde verrann. Beim Scheine der herab-brennenden Weihnachtskerzen hielt Magdalene Pfeffer die Totenwacht an der Seite des geliebten Vaters. Keine Furcht kam in ihr Herz, nur Trauer, namenlose Trauer um den besten der Väter.

Wie lag er auch so friedlich auf den Stufen des Altars, der greise Hirte, der bis zum letzten Augenblicke treu, nun im Schmuck des Märtyrers prangte. Wahrlich, wer so stirbt, der stirbt wohl!

Nach und nach wurde es auch draußen stiller, und endlich hörte man die Plünderer das Dorf verlassen.

Als der Morgen graute, öffnete sich leise die Kirchenthür, eine gebrochene Gestalt wankte auf den Altar zu, warf sich neben des Pastors Leiche auf den Boden und schluchzte:

„Mein Herr, mein theurer Herr, ich folge Euch bald!“

Es war Marten, der alte Pfarrknecht, dem man gestern Abend die Obhut des Pfarrhauses anvertraut hatte. Beim Herannahen des Feindes versteckte der besonnene, treue Diener die wertvollsten Sachen der Familie. Zum Dank dafür wurde er von den Räubern greulich mißhandelt und zuletzt der linken Hand beraubt. Als ihm eine mitleidige Nachbarin die Wunden notdürftig verbunden hatte, machte er sich auf, seinen Herrn zu suchen.

Dies alles erfuhr Magdalene nach und nach von dem Alten und ihre Thränen flossen aufs neue. Es wurde dem glaubensstarken Mädchen keineswegs leicht, sich unter die gewaltige Hand des Herrn zu beugen, als sie aber jetzt den Schmerz des greisen Knechtes sah, vergaß sie einen Augenblick ihr eigenes Weh und gewann es über sich, den Gebengten mit liebevollen Worten zu trösten.

Im Dorfe hatte sich mittlerweile die Kunde von dem Geschehenen verbreitet, und nach und nach versammelte sich an der Leiche ihres Seelsorgers das kleine Häuflein der nicht erschlagenen und verwundeten Gemeindeglieder.

Da ging viel Klagen und Weinen um den langjährigen, treuen Hirten durch das Gotteshaus! Dann hoben die Männer den Körper des Erschlagenen auf eine Bahre und trugen ihn nach Hause.

In stummem Schmerze folgte Magdalene dem traurigen Zuge und bettete dann den geliebten Greis unter Tannengrün auf seinem Lager. Heiße Thränen fielen auf das Antlitz des Toten, wenn sie daran dachte, wie er sich gestern um diese Zeit die Feier des Christabends mit seinem Kinde ausgemalt hatte! Nun war nach Gottes Rathschluß alles ganz anders gekommen!

Wohl waren Vater und Tochter unter dem Weihnachtsbaum vereinigt, aber nur die friedliche Hülle des Tduren konnte die Liebe der Jungfrau umfassen! Die Seele feierte mit Gottes Engeln ein schönes Weihnachtsfest.

In der Verwirrung, Trauer und Angst, die im Dorfe herrschten, man glaubte nämlich die üblen Gäste würden wiederkommen, vergaß man ganz, den Sohn des Erschlagenen von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen.

Als daher am dritten Weihnachtstage Pfarrer Pfeffer aus Bukau mit seinem Sohne Joachim kam, der Verabredung gemäß den Vater zu besuchen, da fand er den verehrten Greis auf der Totenbahre. Uuendlicher Schmerz, und doch auch wieder gläubiger Triumph, ging durch des Sohnes Seele, als er erfuhr, welch frommen Märtyrertodes der ehrwürdige Priester gestorben war.

Er nahm seinen Knaben bei der Hand und führte ihn zu dem Verklärten, dessen bleiches Antlitz Himmelsfrieden zeigte.

„Joachim, mein Sohn,“ sprach er in tiefster Bewegung, „nimm dir ein Beispiel an diesem deinem Großvater! Gedenke stets daran, daß er, als echt evangelischer Christ, für seinen Glauben lebte, litt und endlich mit Freuden starb! Es kommt vielleicht bald wieder auch über uns Angst und Verfolgung. Möge uns dann der Herr in Gnaden Stärke und Beharrlichkeit verleihen, damit wir, wie dieser Greis, dem evangelischen Bekenntniß bis ans Ende treu bleiben!“

Da nahm der Knabe weinend Abschied von dem geliebten

Großvater und gelobte feierlich im Angesicht des Toten, für seinen evangelischen Glauben leben und sterben zu wollen.

Als man den Glaubenshelden im Schatten seiner Kirche zur letzten Ruhe bestattet hatte, bat die verwaiste Gemeinde seinen Sohn, den Pastor Joachim Pfeffer aus Bukau, an des Vaters Stelle ihr Seelsorger zu werden.

Pfeffer willigte freudig ein und ist nun schon seit etlichen Monaten Pfarrer in Stentsch. Seine Schwester Magdalene lebt vorläufig in seinem Hause, denn sie konnte sich nicht entschließen, die Heimat und des Vaters Grab zu verlassen.

Weihnachten 1616.

Unser verehrter Diaconus, Herr Magister Jakob Kurze, ist am 28. Oktober 1616 den Leiden seines schwächlichen Körpers erlegen.

Er genoß hier überall das größte Ansehen und war ein vortrefflicher, exemplarisch frommer und gelehrter Mann, dazu ein gar guter Prediger. Möge er im Frieden ruhen! Sein Andenken unter uns wird stets im Segen bleiben!

Zu seinem Nachfolger haben wir meinen Verwandten, Herrn Pastor Joachim Pfeffer aus Stentsch, ersehen und bereits die Zusage erhalten, daß derselbe im Laufe des neuen Jahres bei uns eintreffen wird.

In Glaubenssachen haben wir in der letzten Zeit, merkwürdigerweise, vollkommene Ruhe gehabt, also daß sich die Stadt recht erholen konnte. Gott gebe, daß es immer so bleiben möchte!

Was nun mich und die Meinen anbelangt, so kann ich in jeder Hinsicht Gutes berichten. Michael, mein ältester Sohn, der über drei Jahre lang Witwer war, hat endlich meinen Bitten nachgegeben und wieder eine Hausfrau heimgeführt. Seine Wahl ist über alles Erwarten gut ausgefallen, und ich bin froh, daß das große Hauswesen nun wieder eine tüchtige,

fromme Herrin hat. Es ist gleich ein ganz anderer Zug in die Knechte und Mägde gekommen. Ja, ja, es ist schon recht, wenn ein altes Sprichwort sagt: „Ein Haus ohne Hausfrau sei wie eine Laterne ohne Licht!“

Auch zu dem Stiefkinderchen Hanna stellt sich die neue Mutter vortrefflich, und mein sanftes, stilles Enkelchen ist die begeistertste Verehrerin Frau Renatas. Mein Sohn ist in seinem neuen Glücke wieder sichtbar aufgelebt; und ich, der Urheber des Ganzen, der zu Anfang heimlich Sorge trug, ob auch mein Rat gut ausfallen möchte, bin nun ganz beruhigt über der Kinder Wohl; denn als ich neulich in der Dämmerstunde leise ins Wohnzimmer trat, da stand Michael am Fenster, hielt sein junges Weib fest umschlungen und sagte zärtlich:

„Gott und dem Vater sei es gedankt, daß ich dich gefunden habe, Renata!“

Hanna aber saß frohgemut zu den Füßen der Eltern und sang leise:

„Beschützt von Elternliebe,

Bin ich ein glücklich Kind!“ u. s. w.

Da drückte ich behutsam die Thür wieder zu, ging zufrieden in mein Zimmer zurück und dankte Gott von Herzen, daß er diesmal Menschenanschlag habe so wohl geraten lassen.

Weihnachten 1617.

Meinem Michael ist vor einigen Tagen ein Söhnlein geboren worden, und in der Familie ist die Freude darüber allenthalben groß. Hanna besonders weicht nicht von des Bräuerleins Bette und ist seine treueste Pflegerin. Der glückliche Vater hat den Kleinen, abweichend von der althergebrachten, väterlichen Sitte, „Renatus“ taufen lassen.

Mir ist es recht, und ich sehe darin weder eine gute noch eine schlimme Vorbedeutung für den Knaben. Name ist Name, sofern er nur christlich ist. Ich kann mir nicht denken, wie

ein guter Nachbar meinte, daß sich der Segen für den Neugeborenen nur an den gebräuchlichen Familiennamen hängen sollte. Wenn ein Mann sein Weib so lieb hat, daß er den erstgeborenen Sohn nach ihrem Namen nennen will, so ist das doch nur löblich und nicht zu tadeln. Michael natürlich lachte nur zu allem Gebattergeschwäg und sagte froh: „Laß sie reden, Vater, mich kümmert's nicht. Sie wissen ja nicht wie glücklich ich bin, daß ich jetzt eine Renata und einen Renatus habe.“

Ich habe mir von Herrn Pfeffer sagen lassen, daß Renatus „der Wiedergeborene“ heißt und bin nun ganz beruhigt über des Enkels Namen. Möge der Knabe Zeit seines Lebens ein Wiedergeborener in Christo Jesu sein!

Weihnachten 1618.

Am 10. November 1618 ist mein Vetter, der hochverdiente Ratsälteste, Kaiserl. Zolleinnehmer u. s. w., Herr Bonaventura Schickfuß, einen Tag vor seinem 71. Geburtstage, in Frieden aus dieser Welt abgeschieden. Drei Tage darauf haben wir ihn mit großen Ehren zur Ruhe bestattet. Magister Pfeffer hielt ihm die Abdanfungsrede. *) Nun schläft dieser treue Christ und Bürger an der Seite seiner am 16. Januar 1617 vorangegangenen Gattin, in seinem Erbbegräbnis auf dem neuen Gottesacker, der Auferstehung entgegen. Niemals aber soll die Vaterstadt vergessen, was der fromme, kluge und wohlwollende Mann an ihr und ihren Bürgern gethan hat!

Ergänzung der Erzählerin:

Diesem verdienten Manne wurde später in der offenen Halle über seiner Gruft ein kostbares Epitaphium errichtet, dessen Inschrift wörtlich also lautet:

*) Diese Abdanfungsrede ist noch vorhanden.

„Epitaphium.

Religiosissimus Prudentissimque vir,

Dn. Bonaventura Schickfuss,

Regiorum vectigalium Curator,

et Reipublicae Patriae Proconsul atque Aedilis

Qui XI. die Novembr. Anno M. D. XLVII.

Svebusii natus, et inter peregrinos
maxime educatus,

Familiae Totius Spe omni jam pene extincta, unicum germen permansit: Sed e peregrinatione reversus, matrimonium cum laudatissima foemina, Hedwige Guschmannia, XIII. Juli M. D. LXXII iniiit; et posteritatem quasi novam excitavit: Ac filios quatuor, interque hos duos in utroque jure promotos Doctores; itemque tres filias, feliciter elocatas; patriam vero, cum ad Reipubl. clavum per XXX annos sedisset, privatis, publicisque consiliis et aedificiis auctam reliquit: tandem dierum longitudine exsaturatus, ac pietatis et justitiae encomio publice decoratus, leni quartana 10. Novemb. An. 1618 aetatis suae LXXI. completo, placidissime excessit: ad censorium usque diem in hoc dormitorio, quod vivus sibi paravit, cum conjuge carissima, quiescit.“

Zu deutsch ungefähr so lautend:

„Der sehr fromme und kluge Mann, Herr Bonaventura Schickfuß, Kurator der Kaiserl. Zölle und der Vaterstadt Prokonsul und Aedilis, welcher am 11. November 1547 zu Schwiebus geboren und größtenteils unter Fremden erzogen worden ist.

Nachdem beinahe alle Hoffnung auf Erhaltung der Familie geschwunden war, blieb er als einziger Sproß. Aber als er aus der Fremde zurückgekehrt war, verheiratete er sich mit der sehr lobenswerten Frau Hedwig

Guschnann am 13. Juli 1572 und gründete eine neue Nachkommenschaft. Er hinterließ vier Söhne, darunter zwei Doktoren der Rechte, ebenso drei sehr glücklich verheiratete Töchter. Nachdem er am Ruder der Vaterstadt dreißig Jahre gesessen, und dieselbe durch private und öffentliche Einrichtungen und Bauten vermehret hatte, verließ er dieselbe. Öffentlich geschmückt mit Frömmigkeit und Gerechtigkeit ging er endlich heim, gesättigt durch Länge der Tage, im Alter von 71 Jahren. In diesem Grabe, welches er sich selber errichtet hat, ruht er mit seiner geliebten Gattin bis zum Auferstehungstage."

Unter dieses Epitaphium ließ der älteste Sohn des Toten, der hochberühmte, schlesische Geschichtsschreiber, Jakob Schickfuß, folgende lateinische Verse setzen:

"A Nato aeternum, Genitor clarissime, Salve
Aeternumque vale! lacrumae jam plura negarunt!"

Jakobus Schickfuss, Philos. et J. V. D.

Zu Deutsch:

"Sei gegrüßt vom Sohn, du geliebtester Vater! Lebe wohl auf ewig! Weiteres versagen mir die Thränen!"
Jakob Schickfuß der Philosophie und beider Rechte Doktor,
Rat von Liegnitz und Brieg und zugleich der Kaiserl.
Präfectur für beide Schlesien.

Der andere Sohn unterschrieb seine, bei gleicher Gelegenheit gedichteten Verse folgendermaßen:

"Argentorati Alsationum Calendis Martii Anno 1619.
David Schickfuss, J. V. Doctor, jam jam iturus in Italiam."

Weihnachten 1619.

"Kaiser Matthias ist tot und Ferdinand II. hat den Kaisersthron eingenommen!"

Was das sagen will, brauche ich hier des weiteren nicht zu erörtern! Möge Gott sich unser in Gnaden erbarmen! Wohl denen, die schon überwunden haben und allem Erdenleid entrückt sind!

IV.

Im Namen Jesu!

Schwiebusen, Januar 1620.

„Ja, wohl denen, die überwunden haben und allem Erdenleid entrückt sind!“

Mein lieber Vater Michael Sckerle, geboren am 20. Mai 1551, hatte kaum diese Worte niedergeschrieben, da erfüllte der Herr seinen Wunsch und nahm ihn durch einen schnellen, sanften Tod zu sich.

Unter tausend Thränen haben wir den herzlieben Alten zu Grabe getragen. Wie schmerzlich vermiffen wir überall die ehrwürdige Greisengestalt; wie sehr fehlt uns sein frommer Rat, sein gutes, liebevolles Wort!

Ohm Drabsch, der 71jährige, der treue Freund und Gesinnungsgenosse des Entschlafenen, sagte fast verweisend, als er unsere heftige Trauer sah:

„Was klagt Ihr also? Gönnst doch dem frommen Knechte die ersehnte und verdiente Ruhe! Er ist hinweggenommen vor dem großen Sturme, der bald durch alle Lande gehen wird. Nicht er, der nun in Gott Ruhende, sondern wir, die Überlebenden, sind zu beklagen. Denkt an mich. Wenn nun die Trübsal und Verfolgung herein brechen wird, dann werden wir dem Herrn danken für alle, die er diesen Zeiten bereits entrückt hat!“

Weihnachten 1624.

Von Ohm Drabsch' trüben Prophezeiungen in Bezug auf unsere Religionsfreiheit sind bislang keine eingetroffen. Dagegen haben wir unter den herrschenden Kriegsnothen mancherlei

zu leiden. Die vielfachen Truppendurchmärsche und Einquartierungen sind eine große Plage; und gar oft mußten wir hungrig zu Bett gehen, weil uns die abziehende Soldateska kein Stück Brot gelassen hatte. Trotzdem aber wollen wir solche äußere Nöten mit Geduld tragen, wenn uns nur das beste Gut, unsere freie Glaubensübung, erhalten bleibt!

Im übrigen geht in meinem Hause alles seinen gewohnten Gang. Mein Renatus ist nun allbereits sieben Jahre gewesen und ein schöner, kräftiger und kluger Knabe. Leider jedoch beginnt seine Charakterentwicklung mir und meinem Weibe einige Sorge zu bereiten. Ich möchte wohl wissen, woher der Junge dieses fahrige, unstäte Wesen, diese unbegrenzte Genußsucht und Prachtliebe hat! Kein Gerät, kein Gewand ist ihm gut genug, und die Mutter hat allemal ihre liebe Not, wenn er ein einfaches Kleidungsstück anziehen soll. Alle Strenge, die wir gegen solche Untugenden anwandten, hat bis jetzt wenig genützt, und die einzige, die über den Troßkopf in dieser Beziehung noch etwas vermag, ist seine Schwester, meine älteste, nun bereits zwanzigjährige Tochter Hanna.

Es ist merkwürdig und zugleich rührend, welche zärtliche Liebe diese beiden an Jahren so verschiedenen Geschwister miteinander verbindet! Renatus hängt an der Schwester mindestens ebenso sehr, wie an der Mutter! Meine Renata aber, statt darüber eifersüchtig zu sein, freut sich dessen und sagte neulich:

„Du glaubst gar nicht, wie glücklich ich darüber bin, Michael. Wenn wir beide nicht mehr sein werden, wird diese Liebe unseres Sohnes Halt und Rettung werden.“

Januar 1626.

Schwere, schwere Tage liegen abermals hinter uns!

Mißwachs, Teurung, Hungersnot, Pest und Tod wetteiferten, die arme Stadt zu verderben!

Zwar bin ich noch ziemlich gnädig fortgekommen, aber viele andere, mir nahe Verwandte und werthe Familien sind schwer heimgesucht worden. So auch unser Herr Magister Pfeffer, der seit neun Jahren unser treuer Seelsorger ist.

Es ist merkwürdig, welches Glück Schwiebussen bis jetzt mit seinen Pastoren gehabt hat! Da war auch kein einziger unter ihnen, der sich als feiger Mielling gezeigt hätte! Mein Großvater, Herr Schickfuß starb, nachdem er seinen Pfarrkindern in der schrecklichen Pest anno 1552 allen erdenklichen Beistand geleistet hatte, und mein Vetter, Herr Pfeffer, trat anno 1625 in seine Fußstapfen und pflegte in Gemeinschaft mit seiner Schwester, Jungfrau Magdalena Pfeffer, Tag und Nacht die armen Kranken!

Doch ich will ordnungsmäßig von vorn an erzählen.

Es war am Bartholomäustage des Jahres 1625, als ich mit unserem derzeitigen Bürgermeister Herrn Georg Langhans und etlichen Ratsmännern vor der Kirche stand, um den Beginn des Gottesdienstes zu erwarten. Da kamen just zehn Minuten vor dem Läuten Herr Magister Pfeffer und sein ältester Sohn Joachim, jetzt ein stattlicher schlanker Jüngling in Scholarentracht, angeschritten.

Als bald entspann sich ein gar ernstes Gespräch über die gegenwärtigen schlechten Zeiten. Wir hatten nämlich abermals eine schlechte Ernte gehabt und litten große Noth, da der Scheffel Roggen zehn Reichsthaler, eine unerhört hohe Summe, galt und die Zufuhr aus Polen des Krieges wegen schon lange aufgehört hatte. Mit sorgenvoller Miene schaute darum der Bürgermeister zu Boden und sagte dann mit einem Seufzer: „Daß Gott erbarm! Wann wird dies Elend enden! Selbst bei mir zu Hause häßt man schon Kleie und allerlei Abfälle mit ins Brot! Wie mag es da erst bei andern aussehen! Beim Tagelöhner Briese besteht die Nahrung schon seit Wochen aus unreifen Äpfeln und gemahlener Baumrinde! Wenn doch unser

Herrgott endlich den Jammer einsehen und bessere Tage schicken möchte! Man muß ja sonst schier verzweifeln an seiner Vater-treu und Güte!"

"Nicht also, Herr Bürgermeister, versündigt Euch nicht," fiel Pfeffer fast erschrocken ein. "Denkt an das Wort des Herrn: 'Sorget nicht!' Der die Vögel unter dem Himmel ernähret, der wird auch uns nicht verlassen! Geht es auch knapp zu, so kann doch keiner von uns sagen, daß er hungrig zu Bette gegangen ist!"

Und dann ist's nicht eine unendliche Gnade Gottes, daß wir in den letzten Jahren schier ungestört unserem theuren, evangelischen Glauben leben durften? Ich danke meinem Herrn täglich dafür und bitte ihn, uns auch hiefür vor Religions-verfolgungen zu bewahren, denn ob jeder evangelische Christ, gleich meinem erschlagenen Herrn Vater, bis zum Ende standhaft bleiben würde, ist doch sehr fraglich. Meine größte Sorge ist immer, daß ich selber vielleicht einst im Angesichte gräßlicher Todesqualen den Herrn verleugnen könnte, und darum wünsche ich nichts so sehr, als vor solchem Elend im Frieden abzuschneiden."

"Ja, der Herr Diaconus hat recht," bestätigte der Rathmann Kurze. "Ich finde auch, das Schrecklichste, was uns treffen kann, sind Glaubensverfolgungen, und darum können wir Gott nicht genugsam für die Ruhe der letzten Jahre danken, wollen auch alle irdischen, insonderheit die Nahrungssorgen, auf ihn werfen."

Wir nickten einverstanden und wollten nun zur Kirche schreiten, weil eben das Geläut anhub, da begann Joachim Pfeffer, der Scholar, bescheiden: "Haben die Herren schon gehört, daß im oberen Spital mehrere Pestkranke liegen sollen?"

Entsetzt fuhren wir alle zurück, denn wir arme Schwie-busser wissen zur Genüge, was solche Nachricht zu bedeuten

hat, war doch die Stadt von 1510 an schon sechsmal von dieser grausigen Krankheit heimgesucht worden!

„Um Gott, Joachim!“ rief Herr Pfeffer, „ist die Schreckensbotschaft verbürgt?“

„Muß wohl sein, Herr Vater,“ entgegnete der Jüngling trübe. „Der Spittelvogt sagte es mir eben, als ich ihn vorher traf. Er wollte die Trauerkunde gerade einem wohlwollenden Magistrat anzeigen.“

Aufs höchste bestürzt schwiegen wir. Da sagte Pastor Pfeffer:

„Ihr Herren, vielliebe Freunde, gegen des Höchsten Rathschluß dürfen wir nicht hadern, können auch nichts thun, als beten. Kommt darum mit mir zur Kirche und laßt uns gemeinsam den Herrn anflehen, daß er gnädig mit uns verfare!“

In großer Kummernis schritten wir alle nun in das Gotteshaus, wo die Gemeinde bereits versammelt war. Als die Glocken schwiegen, begann der Gesang, und nach diesem bestieg Pfeffer die Kanzel und hielt einen herzbeweglichen Gottesdienst, so daß wir alle aufs tiefste ergriffen nach Hause gingen.

Auf des Herrn Pastors Aufforderung begleitete ich ihn und unsern Primarius Tzetschnobius in sein Heim.

Dort trafen wir Jungfrau Magdalena Pfeffer, die Schwester des Magisters, die mit dem Bruder noch Schwiebussen gezogen war und nun in seinem Hause lebte. Das stille, sanfte Mädchen, das seit des Vaters Märtyrertode niemand mehr lachen sah, war der gute Engel der Thren und aller Nothleidenden und Kranken geworden. Wo irgend ein Leidender seufzte, da erschien gewiß Magdalena Pfeffer zum Pflegen und Trösten.

Als sie jetzt hörte, welch fürchterlicher Gast in die Stadt eingezogen war, trat sie leise zu dem Diakonus und sagte bittend:

„Nicht wahr, Joachim, liebster Bruder, ich darf zu den armen Kranken und sie pflegen? Ich fürchte weder Ansteckung noch Tod, und kann vielleicht manchem Hilfe bringen. Um Euch die Seuche nicht ins Haus zu schleppen, werde ich mich dann anderswo allein einquartieren.“

Freundlich zustimmend reichte der Pastor seiner Schwester die Hand: „Es sei ferne von mir, liebste Magdalene, dir hinderlich zu sein. Thue, was dein Herz gebietet. Aber von uns gehen sollst du darum nicht. Denkst du, ich habe vergessen, daß ohne Gottes Willen kein Haar von unserem Haupte fällt? Das würde sich schlecht für einen Prediger des Evangeliums schicken, wenn er die Gemeinde in Todesnot allein ließe! Läßt es der Herr zu, daß sich die fürchterliche Krankheit ausbreitet, dann wollen wir beide allen Kranken nach Kräften beistehen. Die nötigen Vorsichtsmaßregeln dürfen wir deswegen nicht aus den Augen lassen. Das ist Pflicht, die jeder Christ gegen sich und die Seinen hat.“

Hier sah Joachim bittend den Vater an, aber dieser sagte abwehrend: „Du, mein Sohn, bleibst hübsch davon. Wer würde für die liebe Mutter und die jüngeren Geschwister sorgen, wenn mir etwas zustößen sollte!“

Betrübt trat der Jüngling zurück und versprach nach des Vaters Willen zu thun, ob er gleich tausendmal lieber thatkräftig eingegriffen hätte.

Leider bewahrheitete sich die traurige Nachricht über das Auftreten der Seuche in vollem Umfange, und bald wütete die schreckliche Krankheit in der ganzen Stadt. Auch ich wurde heftig davon ergriffen, kam aber wider Erwarten bald wieder auf.

Bürgermeister und Magistrat hatten unterdessen kein Mittel unversucht gelassen, um die Seuche auf ihren Herd zu beschränken. Die Kranken mit ihren Wärtern wurden streng von

allen anderen Einwohnern abgesperrt. Man verbrannte auf der Stelle die Sachen, die ein Verstorbener benutzt hatte; räncherte allenthalben mit Wachholder und Essig, und zündete in den Straßen große Holzstöcke an.

Vergebliche Mühe!

Bald gab es kein Haus, wo nicht ein Kranker lag! Es hatte Not, daß die Toten ordnungsmäßig bestattet wurden, da ihre Anzahl von Tag zu Tag wuchs. Die Schule ging schon längst nicht mehr mit zu Grabe. Magister Pfeffer und die Totengräber waren die einzigen, die dem Verstorbenen die letzte Ehre erwiesen.

Ihrem Gelübde getreu, warteten Joachim und Magdalene Pfeffer Tag und Nacht ihres schweren Amtes, und die brechenden Augen vieler Sterbenden dankten ihnen für den letzten Trost.

Und zu all dieser Krankheitsnot kam nun auch noch der Hunger! Wer abends halbwegs gesättigt zu Bette ging, dankte Gott auf den Knien dafür.

Kurz es war ein Elend ohnegleichen, und es gehörte festes Gottvertrauen dazu, in diesen Trübsalstagen getrosten Mutes zu bleiben und andere aufzurichten! Erst in dieser schweren Zeit erkannte die Gemeinde ganz und voll, welchen Schatz sie an ihrem Seelsorger und seiner Schwester besaß!

Unter soviel Not und Jammer verging der Sommer und das liebe Weihnachtsfest kam heran.

Zu unser aller Freude verminderte sich mit beginnendem Frost die Anzahl der Kranken, und es schien, als ob die Seuche ihrem Ende nahe sei. Die Krankheitsfälle verliefen nicht mehr so rasch und tödlich, sondern wurden langsam, schleichend, und führten meist zur Genesung.

Siebenhundertundfünfundsiebenzig Menschen hatte der grause Gast von Bartholomäi bis Weihnachten dahingerafft, und in allen Familien herrschte Trauer.

Troßdem aber blickte man jetzt mit Hoffnung und Freude dem Christfest entgegen, denn man vermutete, daß sich bis dann die Seuche ganz verloren haben würde.

In Magister Pfeffers Hause jedoch sah man das liebe Fest mit banger Sorge herankommen, denn gerade acht Tage vor dem heiligen Abend erkrankte die jüngste Tochter Hanna lebensgefährlich an der schlimmen Krankheit.

Mit Schrecken und Entsetzen sah die erfahrene Tante Magdalene die gefürchtete, schwarzgeränderte Eiterbeule unter dem Arme der Nichte. Tag und Nacht wach sie nicht mehr vom Bette und machte ununterbrochen die heißen Breiumschläge. Endlich, endlich rief der Thee aus Pimpinell, Enzian, Aloe u. s. w. die gehoffte Wirkung hervor! Ein starker Schweiß trat ein und das Mädchen war gerettet!

Magdalene aber, die treue Pflegerin, lag zum Tode getroffen als letztes Opfer der Pest auf ihrem Lager! Umsonst versuchten Joachim und die Seinen alle Mittel, die Treue zu retten!

Am heiligen Abend in der Dämmerstunde kam es mit der frommen Jungfrau zum Sterben.

Als sie aus ihres Bruders Hand das heilige Mahl empfangen hatte, sagte sie leise:

„Ach, Joachim, liebster Bruder, wie ist mir doch so unaussprechlich wohl! Heute vor elf Jahren, um diese Stunde, erlitt unser theurer Vater den Märtyrertod und ging ein zu seines Herrn Freude! Ich bin glücklich, daß ich ihm so bald schon folgen darf! Weinet nicht um mich, Ihr Lieben, mir ist wohl geschehen!“

Als die Glocken zur Christnacht riefen, bat die Sterbende: „Nun singet mir zum Abschied Luthers Weihnachtslied.“

Mit zitternder Stimme begann der Diakon: „Vom Himmel hoch, da komm ich her, ich bring euch gute, neue Mär! Der guten Mär bring ich so viel, davon ich sing'n und sagen will.“

Weinend fielen die Hausgenossen alle ein. Als sie zum letzten Verse kamen: „Lob, Ehr sei Gott im höchsten Thron, der uns schenkt seinen ein'gen Sohn!“ verschied die Jungfrau sanft und still.

Der Schmerz der Gemeinde über den Tod der treuen Armenfreundin und Pflegerin war außerordentlich groß, und am Bestattungstage gab Jung und Alt der verehrten Magdalene Pfeffer das letzte Geleit.

Die Schwester unseres Diaconus war also wirklich das letzte Opfer der Pest, und der allgemeine Gesundheitszustand in der Stadt besserte sich so auffallend schnell, daß auch nicht ein einziger Kranker mit ins neue Jahr hinübergeworfen wurde, und wir Gott bereits am Neujahrstage unser Dankopfer darbringen konnten.

Außerdem erhörte der Herr auch unsere anderen Gebete und stillte endlich die große Hungersnot. Es kam ganz unerwartet Zufuhr aus Polen, und damit hatte der Jammer ein Ende.

Weihnachten 1626.

Nach viel Kreuz und Trauer hat Herr Magister Pfeffer die Freude gehabt, daß sein ältester Sohn Joachim, nach glücklich überstandenen Examina, an unserer Stadtschule als Baccalaureus angestellt ist. Wenige Wochen darauf feierte der junge Lehrer seine Hochzeit, und zog dann mit seinem lieblichen Weibe in das erst 1604 durch Herrn Schickfuß neu-erbaute große Schulhaus. Wenn meine Tochter Hanna und Herrn Pastors Tochter Hanna, ihre Freundin, Frau Elisabeth, im neuen Heim besuchen, können sie nie genug rühmen, wie zufrieden und seelenvergnügt das junge Paar dort oben in seiner zierlichen Wohnung haust.

Von meiner eigenen Familie ist weiter nichts neues zu sagen. Meine älteste und einzige Tochter Hanna ist allgemach zu einer frommen, lieblichen Jungfrau herangewachsen. Sie

hat bisher der lieben Mutter und mir noch keine einzige trübe Stunde bereitet, wohingegen uns Renatus, der doch erst neun Jahre zählt, schon rechte Sorge macht. Ich weiß gar nicht, woher der Junge diesen unbändigen Leichtsinn, diese unbegrenzte Genußsucht hat! Zwar muß man ihm hinwiederum lassen, daß er dabei von Herzen gutmütig, ja fast allzuleicht von jedermann zu lenken ist. Ich wünschte sehr, er hätte einen festeren Willen, denn so fürchte ich, er wird demaleinst ebenso schnell verderblichen, als besseren Einflüssen zugänglich sein.

Als ich in seinem Alter war, da wußte ich ganz genau, was es bedeutet, katholisch oder evangelisch zu heißen und hielt mein lutherisches Bekenntnis über alles hoch. Renatus aber macht sich zu meinem Leidenwesen noch wenig genug daraus und sagte neulich auf meine diesbezügliche Rede:

„Aber die Katholiken haben es überall doch tausendmal besser als wir, Vater!“

Umsonst versuchte ich ihm zu beweisen, daß die Seligkeit nicht in äußeren Dingen bestünde. Er hörte kaum darauf und schielte sehnsüchtig nach seinem bunten Federball.

„Vater, die andern sind schon all auf dem Ager; darf ich nun nicht gehen?“

Da ließ ich seufzend ab und dachte: „Gott besser's!“ Nachher fiel mir zu meinem Troste ein, daß der Junge bei alledem doch noch ein Kind sei, und der Herr ihm mit den kommenden Jahren gewiß auch ein festes, evangelisches Herz geben werde.

Weihnachten 1627.

Die evangelische Gemeinde Schwiebussen hat abermals einen schweren Verlust gehabt.

Unser verehrter Seelsorger, Herr Diaconus Pfeffer, starb am 7. November 1627 ganz plötzlich an einem Schlagfluß und

ist am Martinstage unter viel Thränen zu Grabe getragen worden.

An des Verstorbenen Stelle haben wir Herrn Magister Johannes Baptista Gebelius oder Gebel aus Radau zum zweiten Geistlichen berufen, und derselbe ist Anfangs Dezember bereits hier angezogen.

Wir scheinen durch Gottes Fügung abermals eine vorzügliche Wahl getroffen zu haben, denn Herr Gebel predigt das lautere Evangelium mit großer Begeisterung und Kraft und ist nebenbei dem alten Primarius, Herrn Tzetschnovius, ein williger, treuer Helfer. In der Gemeinde weiß er sich aufs beste zu stellen, und mit vielen, z. B. Herrn Baccalaureus Pfeffer, Herrn Bürgermeister Hirschkorn, Ohm Drabsch und auch meiner Familie ist er bereits in ein freundschaftliches Verhältniß getreten. Seine liebliche, junge Frau, Dora, findet an meiner Tochter Hanna großes Wohlgefallen, und gar oft kann man die vier Altersgenossinnen: Frau Pastor Gebel, Frau Baccalaureus Pfeffer, Jungfrau Hanna Pfeffer und Jungfrau Hanna Sckerle beisammen finden.

1. Januar 1628.

Soeben war Ohm Drabsch hier und erzählte mir, daß er mit seinem Weibe und etlichen andern Freunden, worunter auch Abraham Hirschkorn und die Pfeffers waren, den letzten Tag des Jahres in gar feiner, frommer Weise bei Magister Gebel verlebt habe.

Ich war mit den Meinen auch geladen gewesen, da aber meine Renata krankheits halber das Bett hüten mußte, konnten sich weder Hanna noch ich entschließen hinzugehen. So ließ ich mir denn nur von Better Drabsch erzählen und staunte wieder aufs neue, welch feine Beobachtungsgabe und scharfen Verstand der achtzigjährige Alte noch besitzt. Wenn er spricht, dann leuchten die lebhaften, blauen Augen des Greises wie die

eines Jünglings, und es ist jedesmal ein Vergnügen, ihm zuzuhören.

Ich konnte mir darum lebhaft vorstellen, welchen Genuß es dem fremd hierher gekommenen Geistlichen bereitet hatte, aus dieses ehrwürdigen Altvaters Munde die ausführliche Reformationsgeschichte von Schwiebusen zu vernehmen. (Gebel hatte nämlich Drabsch gebeten, ihn am Sylvesterabend mit der Spezialgeschichte seiner neuen Gemeinde bekannt zu machen.)

Das war denn auch geschehen und der Ohm erzählte mir, wie ergriffen alle von den Leiden und Kämpfen der armen Stadt gewesen seien. Selbst die, die einzelnes zum Teil noch miterlebt hatten, hörten mit größter Aufmerksamkeit zu, und Joachim Pfeffer, der als 14-jähriger Knabe an der Leiche eines evangelischen Märtyrers, seines Großvaters stand, sagte ernst: „Habt Dank, Herr Drabsch. Eure Erzählung hat mir gar wohl gethan. Nichts weckt und stärkt das evangelische Gewissen so, als die stete Erinnerung an das, was unsere Väter um des Glaubens willen erduldet haben.“

Hanna Pfeffer weinte bei des Bruders Worten leise. Sie mochte wohl an den erst vor kurzem verlorenen Vater denken, an welchem sie mit ganz besonderer Verehrung und Liebe gehangen hatte. Ihre Schwägerin, Frau Elisabeth Pfeffer, umschlang tröstend das schöne Mädchen, dessen ernste, dunkle Augen schon manch stattlichen Freier herbeigelockt hatten.

„Weine nicht, Hanna,“ sagte die junge Frau liebevoll. „Dem Vater ist wohl geschehen. Er ruht im Frieden. Weißt du nicht mehr, wie sehr er sich's vom Herrn erbeten hatte, vor etwaigen Religionsverfolgungen von der Erde genommen zu werden, damit er nicht etwa schwach und elend, wie er war, im Angesicht schrecklicher Todesqualen, seinen Glauben verleugnen möchte?“

Die Jungfrau nickte und trocknete ihre Thränen, während Joachim Pfeffer leise fortfuhr: „Ich bin froh, daß der liebe

Vater schläft, denn mich verläßt schon lange nicht mehr die lange Ahnung, daß uns Überlebenden schwere Zeiten bevorstehen. Allenthalben mehrt sich das Geschrei der verfolgten und gemarterten Protestanten. Geistliche und Lehrer werden vertrieben oder getödet; Kirchen und Schulen fortgenommen. Wer weiß, wie lange wir unserem Glauben noch in Ruhe leben dürfen!"

Trübes Schweigen folgte diesen Worten, dann begann Abraham Hirschkorn: „Ich glaube, Ihr habt nicht unrecht, Herr Pfeffer. Auch mich will es bedünken, als ob sich die Zeichen der Zeit mehreten. Trotzdem aber bin ich getrosteten Mutes, denn der Herr, der bisher mit uns war, wird uns auch fürder nicht verlassen.“

„Ja," fiel hier Drabsch ein, — „der Ansicht bin ich auch. — Nur nicht vorher zagen und sorgen!

Ein feste Burg ist unser Gott!
Ein gute Wehr und Waffen!
Er hilft uns treu aus aller Noth,
Die uns wohl hat betroffen!"

Mit diesem Schutze können wir getrost das neue Jahr anfangen und allem Kommenden mutig ins Auge sehen. Denn:

Nehmen sie uns den Leib,
Gut, Ehre, Kind und Weib;
Laß fahren dahin!
Sie haben's kein Gewinn:
Das Reich muß uns doch bleiben!"

Das Reich muß uns doch bleiben! In diesem Glauben wollen wir leben und sterben!"

Die Männer alle, jung und alt, waren aufgesprungen, schlugen fest die Hände in einander und riefen voll Begeisterung:

„Dem evangelischen Bekenntnis treu im Leben und trenn im Tode!"

Feierliches Schweigen herrschte nach diesem Gelübde, und es wollte kein rechtes Gespräch mehr in Gang kommen. Jeder war mit seinen eigenen, ernstesten Gedanken beschäftigt.

Da plötzlich, es war vielleicht gegen elf Uhr nachts, kamen eilende Schritte die Straße herauf, und gleich darauf pochte es laut und heftig gegen die Thür. Die Frauen fuhren erschrocken von ihren Sizen in die Höhe. Gebel aber sagte beruhigend: „Es wird ein Kranker sein, der meiner begehrt,“ — und ging hinaus zu öffnen.

Doch statt des erwarteten Boten stand vor ihm, gestiefelt und gespornt, ein Kaiserlicher Offizier und fiel ihm lachend um den Hals.

„Grüß Gott, Herr Schwager, nicht wahr, das ist eine gelungene Überraschung? Den Manuel hättet Ihr heut nicht mehr erwartet? Aber ich stehe seit einigen Tagen mit meinem Regiment nur sechs Meilen von hier und da wollte ich doch gerne den Schwesterabend mit Euch verleben. Wie geht es meinem lieben Schwesterlein Frau Dora?“

Freudig erstaunt zog der Diakonus den späten Gast ins Zimmer, wo ihn Frau Gebel mit einem Freudenruf begrüßte. „Manuel, liebster Bruder, woher so spät des Nachts?“

„Ja, liebe Schwester, beinah wäre ich auch nicht mehr zum Thor hereingekommen. Ich mußte mich erst gehörig ausweisen und tüchtig Sperrgeld zahlen. Aber du weißt ja, meinen Willen setze ich doch immer durch.“

„Du übermut,“ lachte Frau Dora, „wer weiß, ob es dir mit deinem Willendurchsetzen immer so gut gehen wird! Aber nun sei herzlich willkommen und mache es dir bequem. Ich gehe und sorge für eine Erfrischung.“

Geschäftig eilte die junge Frau hinaus, während der Pastor den Zuleztgekommenen mit seinen Gästen bekannt machte: „Der Kaiserl. Rittmeister, Herr Manuel von Lenzen,

der Pflegebruder meiner Frau, der in ihrem Vaterhause von Jugend auf erzogen wurde“.

Mit offener Herzlichkeit begrüßte der Offizier die Freunde seines Schwagers und voll ungeheuchelter Bewunderung sah er dabei auf Hanna Pfeffer, die in ihrer ersten Jungfräulichkeit gar holdselig anzuschauen war.

Auf das stille Mädchen aber, das bisher alle Freier zurückgewiesen hatte, schien der stattliche Rittmeister gleichfalls großen Eindruck zu machen. Sowie des Mannes leuchtende Blicke ihren Augen begegneten, erröthete sie heiß und wandte sich verlegen an ihre Schwägerin. Ihr sonstiges ruhiges und sicheres Wesen schien sie ganz verlassen zu haben.

Erst als es vom Turm herab Mitternacht schlug, und der Diakonus mit den Anwesenden zu singen begann: „Ein feste Burg ist unser Gott“, gewann sie ihre Ruhe wieder und stimmte voll Andacht in das herrliche Lutherlied ein.

Sie merkte jetzt nichts mehr davon, daß Lenzen sie unverwandt betrachtete. Erst als er beim Abschied ihre Hand mit festem, warmem Druck umspannte, sie strahlend ansah und herzlich sagte: „Auf ein glückseliges, neues Jahr und baldiges, frohes Wiedersehen, edle Jungfrau,“ kam die vorige seligbeängstigende Befangenheit wieder, und hastig entwand sie dem andern ihre Hand!

„Gieb acht, Michael, im Pfarrhause giebt es bald eine fröhliche Hochzeit,“ schloß Ohm Drabsch heiter lächelnd, als er mir solches alles mit innigem Behagen erzählt hatte. „Diesmal hat mein Patentkind und Liebling, die ernste Hanna Pfeffer, Feuer gefangen. Ich freue mich des von Herzen, denn in diesen unsicheren Zeiten thut der Verwaisten ein Schützer wohl gut. Außerdem gefällt mir der Pflegebruder Frau Gebels ausnehmend, und ich glaube, die beiden jungen Leute werden prächtig zusammenpassen“.

Der gute Alte ging, und ich erzählte meiner Hanna von seinen Beobachtungen.

„Welch herrliche Aussicht!“ rief diese erfreut. „Da wird meine liebste Freundin wieder aufleben und froh werden!“

Einen Tag später.

O weh, es ist nichts mit der frohen Hochzeit! Soeben erzählte mir meine Tochter ganz traurig, daß der Rittmeister von Lenzen katholisch sei!

Wer hätte so etwas geahnt!

Als meine Hanna heute früh zu ihrer Freundin Jungfrau Pfeffer ging, fand sie dieselbe, zu ihrem Erstaunen, noch ernster und stiller als sonst. Als sie sie aber nun, nach Mädchens Art, mit dem kaiserl. Offizier zu necken begann, da brach die andere plötzlich in leises Weinen aus und sagte traurig: „Wenn du mich liebst, schweige! Manuel von Lenzen ist katholisch!“

Da wußte mein Kind genug und sah ganz erschrocken und mittheilig auf die Ärmste.

Nein, für den katholischen Offizier und die evangelische Pastorentochter gab es kein gemeinsames Glück! Hatte doch Hanna Pfeffer, die strenge, überzeugungstreue Lutheranerin, ihrem sterbenden Vater das heilige Versprechen gegeben, niemals einem anders gläubigen Manne die Hand zu reichen.

Pastor Gebel ist ganz erschrocken, daß das unverhoffte Kommen seines Schwagers für zwei junge Herzen so traurig-verhängnisvoll geworden ist.

Der rasche, thatkräftige Rittmeister hat nämlich schon am Neujahrsmorgen seinen Geschwistern unumwunden erklärt, daß er gesonnen sei, sich um Jungfrau Pfeffer zu bewerben. Darüber ist es zwischen ihnen zu einer langen Auseinandersetzung gekommen, in deren Laufe der Diakonus dem Schwager sagte, daß dies niemals angänglich wäre. Er selber sei durchaus

gegen jede gemischte Ehe, und hier läge außerdem noch des Mädchens Eid, als fester Kiegel, vor.

Der Rittmeister zwar wollte nichts gelten lassen und meinte, bei wahrer Liebe fielen solche äußere Schranken von selbst.

Doch Gebel blieb fest. „Bei Hanna Pfeffer ist das Bekenntniß keine äußere Schranke, sondern Herzenssache. Darum laß ab von deinem Beginnen und bringe nicht erst ein edles Mädchen in unnötige Kämpfe. Glaube mir, du wirst mir später für meine Festigkeit danken, denn ich kenne den Jammer der gemischten Ehen aus eigener Erfahrung.“

Als der Schwager aber trotzdem bei seiner Meinung blieb, hielt Gebel es für das beste, offen mit Joachim Pfeffer zu sprechen. Nach dem Neujahrsgottesdienst ließ er ihn zu sich in die Sakristei rufen und begann ohne Umschweife:

„Liebster Freund, seid nicht böse, gestern Abend in der Freude und Eile, als meiner Frau Pflegebruder zu uns kam, habe ich gänzlich vergessen, Euch zu sagen, daß dieser Bruder katholisch ist. Ihr erschreckt, und ich sehe daraus, daß Ihr ahnt, warum ich so aufrichtig mit Euch rede: Ihr kennt Eure Schwester Hanna so, wie ich meinen Schwager Manuel kenne!

Ihr wundert Euch, wie ich, der eifrige, evangelische Geistliche, zu dieser katholischen Verwandtschaft komme? Laßt Euch erzählen:

Mein Schwiegervater, der lutherische Pfarrer in M., hatte einen Jugendfreund, mit dem er ein Herz und eine Seele war. Von Kindheit an waren sie zusammen gewesen und hatten alles mit einander geteilt, ausgenommen ihren Glauben, denn Heinrich von Lenzen war streng katholisch. Trotzdem blieben beide ihr Leben lang eng verbunden; und selbst als Lenzen von seinen Reisen eine bigotte Spanierin als Weib heimbrachte, that dies seiner Freundschaft keinen Abbruch. Die Frau starb übrigens in jungen Jahren und

hinterließ dem gebrochenen Gatten nur ein Kind, Manuel, den der vereinsamte Mann fast abgöttisch liebte.

Als der Knabe zehn Jahr war, kam es auch mit seinem Vater zum Sterben, und da wußte sich dieser, der andere Verwandte nicht besaß, keinen besseren Rat, als den Sohn dem evangelischen Freunde anzuvertrauen. Mein Schwiegervater aber hielt treu, was er dem Sterbenden versprochen hatte, und ließ den Knaben im Glauben seiner Väter erziehen. Manuel lohnte diese Treue durch kindliche Liebe und Verehrung und wurde, als der Pastor starb, die Stütze seiner Pflegegeschwister, denen er in herzlicher Liebe verbunden blieb. Er hat sich stets wie ein rechter Bruder zu uns gestellt, und darum hat er vorhin mir und meinem Weibe offen gestanden, welcher großen Eindruck Eure Schwester auf ihn gemacht habe, und daß er beabsichtige, um sie zu werben."

Mit ernster Aufmerksamkeit hatte Joachim Pfeffer zugehört.

"Ich danke Euch herzlich, werter Herr Diakonus, und weiß Eure Aufrichtigkeit wohl zu schätzen. Es thut mir herzlich um diese beide jungen Menschen leid, aber bange ist mir um Hanna nicht. Ihr ernster, fester Sinn weiß am besten, was in dieser Sache zu thun ist. Sollte ihr Herz wirklich schon gesprochen haben, so wird sie es kraftvoll unterdrücken und überwinden".

Erleichtert schüttelte Gebel des verständigen Freundes Hand.

Als dieser aber nachher seiner Schwester, wie beiläufig, erzählte, daß Frau Gebels Pflegebruder katholisch sei, da erschrak er doch über die Totenblässe, die des schönen Mädchens Antlitz überzog. Joachim Pfeffer hatte sich mit dieser Schwester stets ganz besonders gut verstanden, und darum fühlte er jetzt deutlich ihren Schmerz.

Ich muß aufrichtig sagen, auch mir und den Meinen thut es über alle Maßen leid, daß diesmal nichts aus der Hochzeit wird. Hanna Pfeffer war uns von jeher lieb, wie eine Tochter,

und es hat etwas unsäglich Trauriges, wenn zwei junge, prächtige Menschenkinder, die wie geschaffen für einander scheinen, nicht zusammen kommen können, weil die Wasser, die sie trennen, viel zu tief sind!

Februar 1628.

Der Rittmeister ist fort; aber er hat vorher nichts unversucht gelassen, die Geliebte zu gewinnen. Mit Bitten und Flehen hat er sie unausgesetzt bestürmt, die Seine zu werden, und es gehörte schon große Standhaftigkeit dazu, um solchem Drängen gegenüber fest zu bleiben, besonders wenn das eigene Herz aus allen Kräften „ja“ sagen möchte.

Doch Hanna Pfeffer, die treue, evangelische Pastorentochter, ist nicht einen Augenblick von ihrer Pflicht gewichen. Allen Gründen und Lockungen des Geliebten hat sie tapfer widerstanden. Was ihr eigenes Herz dabei gelitten hat, weiß nur der allein, dem sie willig dies schwerste Opfer ihres Lebens brachte.

Jetzt geht sie, noch ernster und stiller, denn vordem, ihres Weges und sucht Trost in der Armen- und Krankenpflege.

Mai 1628.

Im Pfarrhause hat ein kleines Mädchen die blauen Augen aufgethan, und Herr Gebel und sein Weib sind übergelücklich über das Töchterchen. Ohm Drabsch, Hirschkorn und Joachim Pfeffer haben bei der kleinen Katharina Baptista Gebatter gestanden, und wahrlich, bessere und würdigere Paten konnte sich der Herr Diaconus nicht aussuchen! Möchte das Kind ihnen ähnlich werden!

Oktober 1628.

Allen trüben Ahnungen und Erwartungen zuwider haben wir in Gemeinschaft mit den Freunden einen gar schönen, friedlichen Sommer verlebt. Gebels, Pfeffers, Drabschs und wir waren wie eine Familie, und haben allabendlich, wenn

es das Wetter zuließ, im großen Garten des Ohm Hans zusammen geseßen.

Fast fange ich an zu glauben, daß der Herr die liebe Vaterstadt vor Religionsverfolgungen diesmal gänzlich beschützen will. Die Herren zu Wien und Breslau scheinen Schwiebussen zum Glück vergessen zu haben.

Wir leben ungestört in größter Ruhe, während allenthalben im Reich die Protestanten aufs grausamste bedrückt und gequält werden.

Einen Tag später.

Die Vögel, die zu frühe singen, holt noch vor Abend die Nak! An dies alte Sprichwort muß' ich denken, als ich heut früh ahnungslos in die Schöppensitzung ging, allwo ich den Magistrat in größter Aufregung und Verstörung antraf.

„Wißt Ihr schon, Herr Sckerle, es ist vorbei mit unserer Religionsfreiheit! Eben ist die Kaiserliche Botschaft eingetroffen, daß binnen kurzem Lichtensteiner Dragoner, unter Leitung eines geübten päpstlichen Reformators nach Schwibussen kommen werden, um die ganze Stadt katholisch zu machen. Geistliche und Lehrer haben sich von heut an für abgesetzt zu betrachten und dürfen keinerlei Amtshandlungen mehr verrichten. Taufen und Trauungen sollen liegen bleiben, bis der neuernannte katholische Pfarrer eintrifft!“ So rief man mir von allen Seiten entgegen.

Ich war zuerst ganz starr vor Schrecken. Also doch! also doch!

Ohm Drabsch war der erste, der sich wieder faßte und ruhig, fast heiter sagte:

„Warum seid ihr alle so entsetzt und verstört? Wißt ihr nicht, daß ohne Gottes Wille kein Haar von unserem Haupte fällt? Ich denke, wenn es nun des Herrn Wille ist, uns in Not und Verfolgung zu bringen, dann wird er uns auch die nötige Kraft und Ausdauer dazu verleihen! Denn von Ven-

gung unter des Kaisers Befehl kann ja natürlich keine Rede sein. Ich weiß, alle, die wir hier versammelt sind, leben und sterben für unsern evangelischen Glauben."

Ein begeistertes Zurufen erhob sich auf diese Worte. Wir alle sprangen von den Sätzen und umringten den glaubensfesten und frohen Greis: „Lutherisch für immer! Niemals, niemals katholisch!"

In der Stadt hat sich die schlimme Botschaft wie ein Lauffeuer verbreitet. An allen Ecken sieht man die bekümmerten Einwohner zusammenstehen und sich gegenseitig ihre Befürchtungen mitteilen. Trotz dieser natürlichen, äußeren Furcht aber, denn wir wissen, was es heißt: „die Lichtensteiner kommen!" herrscht überall volle Glaubenszuversicht und Festigkeit.

„Lieber tot, als römisch!" heißt die Losung und die Frauen sind dabei keineswegs die Zaghaftesten. Gott gebe, daß dieser allgemeine Mut auch standhalten möge, wenn nun wirklich Verfolgung, Not und Tod an uns herantreten!

November 1628.

Noch sind die gefürchteten Seligmacher, die Lichtensteiner, nicht eingetroffen, aber es heißt, daß dies bestimmt in den ersten Tagen des Dezembers geschehen würde.

Unterdessen haben unsere drei Pastoren, denn der alte und sehr gebrechliche Tzetschnovius hat einen Adjunktus, Herrn Johann Feierabend, bekommen, treulich weiter gepredigt und amtieret und sich in keiner Weise an den kaiserlichen Befehl gehalten. Auch die Schullehrer, der Rektor Gregorius Martini, der zweite Lehrer Gregorius Bruchmann, und der Vaccasaureus Joachim Pfeffer, haben mutig weiter Schule gehalten und den Kindern in dieser lektbetrübten Zeit vor allen Dingen Gottes Wort und die Lehren des lutherischen Bekenntnisses einzuprägen gesucht.

Möchte nur mein Menatus alles Gehörte, was er mir daheim trenlich wiedererzählte, auch in einem feinen, guten Herzen behalten und es endlich reiche Frucht tragen lassen! Ich habe immer das Gefühl, als ob mein Einziger noch durch viel Not und Anfechtung hindurch gehen müßte, ehe er das Kleinod, das seine Väter durch Blut und Thränen erworben haben, sich selber im Geist und in der Wahrheit zu eigen machen wird. Nun Herr, wie du willst! Soll er straucheln und fallen, so halte ihn, daß er nicht ganz versinkt! Sollte er schwach werden im evangelischen Glauben, so stärke Du ihn zur rechten Erkenntnis und laß uns einst bei Dir ein frohes Wiedersehen feiern!

„Nur selig, wenn auch wunderbarlich!!“

V.

Im Namen Jesu!

Ostern 1629.

Geschrieben von Hanna Sckerle im Forsthaufe in der großen, polnischen Heide.

Nimmer hätte ich je gedacht, daß meine, des Mädchens, Hand in dieses hoch und wert gehaltene Hausbuch unserer Familie Einträge machen würde! War doch dies stets das Ehrenamt des ältesten Sohnes und Hausvaters.

Aber nun bin ich allein, ganz allein! Vater und Mutter sind tot, gestorben um ihres Glaubens willen, der Bruder ist verschwunden, entführt! In Schwiebussen selbst giebt es nur noch in der weiblichen Linie einige Seitenverwandte. Ich bin die einzige, die zur Zeit den Namen „Sckerle“ trägt!

Darum hat mir auch mein sterbender Vater aufgetragen, an Sohnes Stelle in dies Buch zu schreiben, und hat es mir zur heiligen Pflicht gemacht, genau und ausführlich alle Be-

gebenheiten der letzten, schrecklichen Zeit hier aufzuzeichnen; damit, wenn mein Bruder, mein zärtlich geliebter und heiß beweinter Renatus, durch Gottes Gnade dereinst wiederkommt, er hier drin lesen soll, was seine Väter um des Glaubens willen gelitten und dahingegeben haben.

Aber ich will ordnungsmäßig von vorn an erzählen und da anknüpfen, wo mein teurer Vater aufgehört hat.

Den ganzen November hindurch hatten wir noch in der Ruhe unseres Glaubens leben können, aber am 11. Dezember 1628 in aller Frühe kam ein reitender Bote mit der Nachricht, daß im Laufe des Tages eine Abteilung Lichtensteiner, die gefürchteten Seligmacher Österreichs, unter dem päpstlichen Reformator, Karl Hannibal, Burggrafen zu Dohna (Herr zu Wartenberg und schlesischer Kammerpräsident) in Schwiebusen eintreffen würde. Ach, jedermann wußte, was das zu bedeuten hatte, denn die Lichtensteiner, diese Teufel in Menschengestalt, waren überall hinlänglich bekannt! Der Burggraf aber rühmte sich, seine Wunder seien fast sehr viel größer als des Petri; jener habe wohl dreitausend Seelen mit Predigen an einem Tag bekehrt, er aber habe dies ohne Predigen vermocht!

Lähmender Schrecken überfiel darum die armen Einwohner. „Herr, stehe uns in Gnaden bei!“ seufzten die Geängstigten und eilten dann, alles zum Empfang der schlimmen Gäste vorzubereiten. Die Lehrer schlossen eiligst die Schule, beteten mit den Kindern und entließen sie nach Hause in die Obhut der Eltern. Es war ordentlich erschütternd anzusehen, wie die sonst so übermütige Jugend so still und bekümmert durch die Straßen schritt. Die Ahnung kommenden Unheils hatte die noch vor kurzem so sorglosen Kinder ergriffen!

Unser Renatus, der bereits elf Jahre zählte, kam natürlich auch mit den Kameraden heim, aber er zeigte merkwürdigerweise keinerlei Furcht. „Vater, nicht wahr, unsere große Schützenwehre wird die bösen Lichtensteiner bald genug vertreiben?“

„Nein, mein Sohn, das geht nicht an,“ antwortete der also Gefragte ernst. „Gottes Wort verbietet uns, mit der Waffe gegen unsere Obrigkeit uns aufzulehnen. Hier heißt es, sich entweder des Kaisers Willen fügen, oder in Geduld und Treue alle Anfechtung zu erdulden.“

Da machte der Knabe ein langes Gesicht und ging still beiseit.

Als am Nachmittage die Zeit, die uns die gefürchteten Gäste bringen sollte, heranrückte, waren die Straßen der Stadt wie ausgestorben. Nur hinter den geschlossenen Vorhängen sah man hin und wieder ein angsterfülltes Gesicht hervorlugen.

Gegen drei Uhr ging der Vater, in seiner Eigenschaft als Ratmann, auf das Rathaus, um dort mit dem übrigen Magistrat die Kaiserlichen zu erwarten.

Wir saßen unterdessen daheim in der Hinterstube angstvoll betend um der Mutter Bett, denn die Gute war an jenem Tage etwas unpaß.

Da, um die vierte Stunde erklang Trompetengeschmetter und Trommelwirbel, und als ich leise ins Vorderzimmer eilte und behutsam den Vorhang hob, sah ich einen stattlichen Haufen Dragoner in die Stadt einreiten. Wie mir in jenem unvergeßlichen Augenblick zumute war, kann ich heute nicht mehr beschreiben! „Herr Jesus, steh uns bei!“ war mein einziger vernünftiger Gedanke.

Renatus dagegen, der mir heimlicherweise nachgeschlichen war, hatte an den bunten Reitern und Pferden ein übergroßes Wohlgefallen, und es fehlte nicht viel, so wäre er auf die Straße hinaus und hinter ihnen hergelaufen.

Die Lichtensteiner ritten die Gasse hinauf, nach dem Markt, vor das Rathaus, wo der Bürgermeister mit dem Magistrat sie entblößten Hauptes empfing. Der Anführer, Graf Dohna, jedoch achtete kaum auf die demütigen Grüße der geängstigten

Männer, sondern schritt mit seinem nächsten Gefolge, unter welchem sich auch der neue katholische Pfarrer Peter Kadau und sein Kaplan, Pater Robert von Werden, befanden, die Treppen hinauf in den Sitzungssaal.

Hier eröffnete er den Stadthauptern noch einmal in bürren Worten den Zweck seines Kommens und daß er alles thun werde, jedweden Protestanten in Schwiebussen katholisch zu machen.

„Meine Helfer da draußen, die Lichtensteiner,“ schloß er, „verstehen ihre Sache aus dem Grunde; die haben schon manchen verstockten Keker herumgebracht. Also besinnt euch: Entweder ihr seid binnen vierundzwanzig Stunden gut katholisch, oder ich lasse euch alle auf Lichtensteiner Art bekehren.“

Die evangelischen Männer erschrafen furchtbar! Das hatten sie denn doch nicht erwartet, sondern im stillen immer noch gehofft, mit Einschränkung ihrer Religionsübungen und doppelt zu zahlenden Stolgebühren davon zu kommen (d. h. die Gebühren für Taufen, Trauungen, Begräbnisse u. s. w. nicht bloß an den amtierenden, evangelischen Geistlichen, sondern auch an das katholische Pfarramt zu zahlen, wie dies in vielen Orten der Umgegend geschah).*)

Niemand hatte es aber für möglich gehalten, daß das Ganze auf völligen Religionswechsel hinauslaufen würde!

Bescheiden wagte Abraham Hirsckorn, der Bürgermeister, an den Majestätsbrief Kaiser Rudolfs II. vom Jahre 1609 zu erinnern.

*) Anmerkung der Verfasserin: Diese aus damaliger Zeit datierende Einrichtung besteht heut noch in vielen Orten unserer, ehemals zu Oesterreich gehörenden Gegend. Ich kenne ganze evangelische Dörfer, deren gut lutherischen Besitzer dem katholischen Pfarramt der nächsten Stadt alljährlich beträchtliche Steuern entrichten müssen. Man hat leider zur rechten Zeit versäumt, diese ungerechten Übelstände aufzuheben!

Dohna lachte nur höhnisch und wies seine neue Kaiserliche Vollmacht vor: „Spart euch die Mühe, ihr Herren. Ein neuer Brief hebt den alten auf! Bei mir ist jedes eurer Worte vergeblich. Ich kenne meine Pflicht! ‚Wollt‘ Ihr nicht im ‚Guten‘, so ‚müßt‘ Ihr im ‚Bösen‘. Ich hoffe aber, Ihr werdet euch bis morgen besinnen, denn noch einmal, meine Lichtensteiner verstehen ihre Sache.“

Dann zeigte er auf die katholischen Geistlichen und sagte: „Da stehen eure neuen Pfarrer, denen ihr von jetzt ab unbedingten Gehorsam schuldig seid! Am nächsten Sonntag ist der erste katholische Gottesdienst, wehe dem, der nicht zur rechten Zeit in der Messe ist! Und nun für heute genug davon. Ihr wißt nun, wie ich es meine! Sorgt jetzt für das Unterkommen meiner Leute und schafft mir ein anständiges Abendessen.“

Schweren Herzens verließen die bedrängten Protestanten das Rathaus und erfüllten schleunigst die Forderungen des Gestrengen.

Dohna wurde bei dem Bürgermeister und die übrigen Lichtensteiner bei den Bürgern einquartiert.

An diesem Abend bekamen die armen Evangelischen einen Vorschmack von dem, was ihrer in Zukunft wartete! Gleich von Anfang an zeigten die Selbstmacher, wes Geistes Kinder sie waren, und peinigten ihre bedauernswerten Wirthe dergestalt, daß manch einer Gut und Blut, Leib und Leben darüber lassen mußte!

Schon in dieser ersten Nacht haben wohl nur die alljüngsten Kinder einen ruhigen Schlaf genossen; dagegen schrien allenthalben die Gebete und Thränen der Gequälten gen Himmel!

Auch wir wurden keineswegs von den Bedrückern verschont, und ihr Besuch hatte namenloses Elend im Gefolge!

Noch saßen wir sorgend und betend am Lager der Mutter, der Vater war noch nicht vom Rathause zurück, da erschienen plötzlich vier Dragoner und begehrten heftig Einlaß und Quar-

tier. Während unser Hausknecht öffnen ging und die Magd Wein und Speisen ins Vorderzimmer trug, mußte ich mich, auf der Mutter strenges Geheiß, in eine verborgene Kammer flüchten.

„Geh nur, geh, Hanna,“ drängte die Teure, „ich weiß, wozu es gut ist.“

Endlich folgte ich, und kaum war es geschehen, da polsterten die Unholde ins Zimmer. Ich konnte in meinem Versteck deutlich ihr Toben hören, und mein Herz bebt nicht wenig um die liebe Mutter.

Da plötzlich hörte ich Menatus laut aufschreien und gleich darauf einen dumpfen Fall. Nun hielt ich es nicht länger in der Verborgenheit aus, sondern stürzte so schnell ich konnte vor zu den andern.

Ach Gott, ich kam eben zurecht, um die teure Mutter leblos am Boden liegen zu sehen! Die Unmenschen hatten nicht glauben wollen, daß sie krank sei, sondern sie heftig bedroht, aufzustehen und ihnen eine warme Abendmahlzeit zu bereiten. Als die Leidende nun mit Mühe und Not ihrem Willen nachkam, ging das den Ungebuldigen wieder zu langsam und der eine wollte sie mit der Waffe in der Hand zwingen sich zu beeilen.

Darüber erschraf die Kranke, die seit jeher nicht zu den Stärksten zählte, derart, daß sie mit einem Wehelauf nach ihrem Herzen griff und bewußtlos zusammenbrach. Als ich dazu kam und das liebe, bleiche Haupt weinend in meine Arme nahm, merkte ich bald, daß alles Leben entflohen war.

Wer beschreibt unsern Jammer!

Die Lichtensteiner aber standen fühllos daneben und der eine sagte höhnisch lächelnd: „Ein Rekerweib weniger, was thut das!“

In diesem Augenblick jedoch legte sich eine schwere Hand auf des Sprechenden Schulter, und meines Vaters vor Born und Schmerz entstellte Stimme rief: „Glender Bube, was thät

dir mein unschuldig Weib, daß du es also behandeltest? Aber wart', ich will dich lehren, wie man mit edlen Frauen umgeht."

Der Schmerz um die geliebte Mutter ließ den armen Vater alle Vorsicht und Mäßigung vergessen. Hagelbicht fausten seine Faustschläge auf des Schuldigen Gesicht und Arme.

Zuerst standen die Söldner, über das Unerwartete dieser Handlung verblüfft, stumm und starr. Im nächsten Augenblick jedoch stürzten sie sich wutschnaubend über meinen Vater, und bald hatten die Vier den einen Mann überwältigt. Blutend und besinnungslos lag er am Boden, und ich meinte nicht anders, als wir hätten nun zwei Leichen im Hause.

Während die Lichtensteiner voll Befriedigung ins Vorderzimmer gingen und sich es dort bei Wein und Speisen wohl sein ließen, wusch ich dem Vater die klaffenden Wunden und schickte den Knecht zum Bader. Der kam baldigst, aus alter Freundschaft, trotzdem er selber zwei Quälgeister im Quartier hatte, und untersuchte die lieben Eltern. Bei der Mutter suchte er betrübt die Achseln und erklärte, es sei alles vorbei; der Vater jedoch könne vielleicht noch einmal davon kommen. Bewußtlos freilich würde er wohl etliche Tage bleiben.

Da dankte ich Gott von Herzensgrund, daß er mir wenigstens das eine theure Leben erhalten wollte, und bettete den Kranken in eine entlegene Kammer, damit er den Unholden aus den Augen kam und so wenig wie möglich von ihnen belästigt werden konnte.

Unterdessen war der andere Morgen herangekommen, und in aller Frühe ließ Graf Dohna den Magistrat, die Gerichtschöppen, die Stadtlästen und Handwerksmeister aufs Rathhaus entbieten.

Als der Bote dieserhalb auch zu uns kam, war ich froh, daß die schwere Verwundung den lieben Vater hinderte, dieser Aufforderung nachzukommen, denn ich konnte mir lebhaft vorstellen, was den evangelischen Männern nun bevorstand.

Eine Stunde später sah ich Ohm Drabsch, als Altmeister der vereinigten Zünfte, und Abraham Hirsckorn, den Bürgermeister, den sauren Gang antreten. Als sie am Nachmittag zerschunden und blutend heimkehrten, kamen sie einen Augenblick zu uns herein und erzählten ausführlich, was sich auf dem Rathhause zugetragen hatte.

Als sie heut früh dort anlangten, war bereits Dohna mit seinen Dichtensteinern und den beiden katholischen Geistlichen anwesend gewesen.

Ohne viel Umstände erklärte der Graf der Versammlung, daß er ein „Statutum“ habe aufsetzen lassen, worin die Schwiebusser Bürger erklärten, daß sie „freiwillig“ und „ungezwungen“ ihren lutherischen Irrtum abschwören und zur alleinseligmachenden katholischen Kirche übertreten wollten.

Dieses Statutum aber lautete wörtlich folgendermaßen:

„Wir Bürgermeister und Rathmanne, Richter, Stadt- und Hoffeschöppen, sowohl Elitiste und Geschworene vor Uns und im Nahmen aller Zünften und Zechen der ganzen Bürgerschaft und Communion in der Stadt Schwiebusen Bekenner hiermit öffentlich, Demnach Wir alle-
samt, Durch erleuchtung der Heiligen, Göttlichen Dreyfaltigkeit, Den Wahren und Alleinseligmachenden, Uralten katholischen Glauben und Religion freiwillig amplexirt und angenommen, Und daß Wir dabei nicht alleine Die Zeit unseres Lebens standhaftig verbleiben, sondern auch Dieselbe auf Unserer posteritet und Nachkommenen zu bringen eifrig bedacht sein wollen. Damit aber Solches um desto mehr fort in's Werk gestellet werde; Als haben Wir freiwillig zur Bezeugung Unseres Wohl eingesehen Gemüthes und eiffers, so Wir zu der erkandten Christlichen, katholischen Religion haben, beßgl. gegen der Röm: Kay: Mj: Unserm Allergnädigsten Kaiser König und Herren Allerunterthenigsten denotion (jedoch bis auff

höchstermeltister Ihrer Kay: My: Allergnädigsten Ratifikation) dieses Wohlgemeinte Statutum und Schluß gemacht, daß nunmehr und hiefür, In Bey- und Umb die Stadt Niemanden des Jus Municipale conferiret, keiner zum Bürger und Einwohner, wie auch auff denen zu gemeiner Stadt gehörigen Dorffschaften zum Unterthan an- und aufgenommen noch geduldet werden soll, Er sei dann der Wahren, Christlichen, Uralten, Römischen Katholischen und Apostolischen Religion zugethan, Und wer solches nicht zuvor mit profitirung seines Katholischen Glaubens, durch die Beicht und Heilige Communion, oder da er ein Fremdbder, durch ordentlichen Magistrat und Obrigkeit Testimonia und Zeugniß genugsam verificiret und erwiesen haben werde. Wir wollen auch in und umb die Stadt gutte Disciplin und Aufsichtung geben, und halten lassen damit hinfür und in künfftig das wenigste nicht wider die Uralte, Römische, Katholische Religion, bey welcher Wir obgesetzter massen ganz eyffrig und standthafftig bleiben wollen, attentiret und vorgenommen werde; Und da sich yemandes etwas darwider zu attentieren, oder vorzunehmen und zu beginnen solte gelüsten lassen: so soll gegen Denen Muthwilligen Frevlern und Verbrechen mit unnachlässiger Straffe zur Männiglichs Abscheu procediret und verfahren werden u. s. w.

Dessen zu wahrer Versicherung, stett, fest und unverbrüchlicher Haltung, haben Wir Unsere, deß Raths, Gerichts sowol aller Zünfften und Zechen, gewöhnliche Insignel hierauff gedruckt. Geschehen zu Schwiebus den zwölften Decembriß deß Sechzehnhundert Acht und zwanzigsten Jahres.

Mit unterthenigster Bitt!“ *)

*) Wortgetreue Abschrift des Originaldokuments!

Als dieses Statutum vorgelesen war, forderte Dohna die Anwesenden auf, zu unterschreiben. Aber niemand rührte sich. Bleich und finster starrten die treuen Protestanten zu Boden. Auf die wiederholten, heftigeren Aufforderungen des Grafen, hatten sie nur ein festes „nein“ und Kopfschütteln zur Antwort. Selbst die schrecklichsten Drohungen, mit dem Hinweis auf die Folterinstrumente, welche die Lichtensteiner, jedermann ersichtlich, wie zum Spiel probierten, fruchteten nichts.

Da ergrimmte Dohna und gab seinen Helfershelfern einen Wink. Und nun begann eine schreckliche Szene!

Blut und Thränen flossen in Strömen, und dumpfes Stöhnen erfüllte den weiten Saal.

Trogbem gab kein einziger der Gemarterten nach und verleugnete seinen Glauben!

Ohm Hans Drabsch, der achtzigjährige, der als Altmeister natürlich auch unter den Märthern war, tröstete und ermunterte die Gequälten fortwährend zur Standhaftigkeit. Die größten Schmerzen entrißen dem Greise keinen Klagelaut, sondern nur Psalmen und evangelische Lieder kamen über seine Lippen.

„Bleibt fest, Ihr Brüder, Gott verläßt uns nicht! Wer bis ans Ende beharret, der wird selig!“ rief er wiederholt mit lauter, freudiger Stimme, während seine hellen, blauen Augen in Begeisterung leuchteten.

Ein heftiger Schlag gegen den Kopf beraubte den mutigen Bekenner einen Augenblick der Besinnung. Sobald er aber wieder zu sich kam, fuhr er in seinen aufmunternden Reden fort und wurde der Halt und Trost der andern, so daß keiner unterschrieb.

Da befahl Dohna endlich die scharfe Tortur anzuwenden, und als das geschehen war, da unterzeichneten die halbbesinnungslosen, erbärmlich zugerichteten Männer das Statutum.

Drabsch und Hirschkorn allein hatten ihre klare Besinnung behalten, und keine Marter war imstande, sie zur Unterschrift zu bewegen.

„Wartet nur, Ihr beide entgeht mir doch nicht!“ sagte Dohna wütend, und entließ dann die Märtyrer, weil er selber durch das Ansehen der langen Tortur müde geworden war. Vorher jedoch hatte er den Versammelten noch einmal verkündet, daß am nächsten Sonntag in der großen Pfarrkirche katholischer Gottesdienst und Messe sei. Wer sich unterstände, davon wegzubleiben, hätte sich über die Folgen nicht zu wundern.

Gebrochen an Leib und Seele verließen die beklagenswerten Männer das Rathaus. Am meisten aber schmerzte diese überzeugungsstarken Lutheraner der Treubruch, zu dem man sie in ihrer Besinnungslosigkeit gezwungen hatte. Drabsch und Hirsekorn hatten viel zu trösten und aufzurichten. Trotzdem jedoch ließ ihnen ihr Gewissen keine Ruhe. Um nicht abermals in Versuchung zu kommen, gingen viele von ihnen schon in der folgenden Nacht mit Hinterlassung aller Habe ins Brandenburgische, um dort ungestört ihrem Glauben leben zu können.

Als ich dies alles hörte, ach Gott, wie froh war ich da, daß der liebe Vater an jenem unseligen Tage besinnungslos im Bette lag, wurde er doch so vor der schlimmen Folter und dem noch schlimmeren etwaigen Treubruch bewahrt! Unter dessen mußte ich, da nun alle Sorge und Verantwortung allein auf meinen Schultern lag, für die Bestattung der geliebten Mutter sorgen.

Ach, wie bitter schmerzlich war es mir doch, zu denken, daß die fromme Frau, entgegen der christlichen Sitte, ohne Sang und Klang unter die Erde kommen sollte! Denn niemals hätte ich zugegeben, daß an dem Grabe dieser treuen Lutheranerin katholische Priester ihre Litaneien murmeln und amtieren sollten! So bereiteten wir denn in größter Stille alles zum Begräbniß vor, denn ich hatte im geheimen nicht wenig Angst, daß die römischen Geistlichen ihre Mitwirkung an der Beisetzung dieser ersten Leiche (seitdem sie in Schwiebussen waren) mit Gewalt erzwingen würden.

Doch es ging alles ohne jedes Hindernis von statten. Selbst unsere Einquartierung, die zum Glück den ganzen Tag aß, trank und spielte, schien nichts von dem zu merken, was im Hause vorging. Am Abend vor dem Begräbniß kam sogar Magister Gebel, als Knecht verkleidet, zu uns und hielt am Sarge der Entschlafenen eine ergreifende Leichenfeier. Des war ich von Herzen dankbar und machte mir nun nichts mehr daraus, daß wir unsere Mutter ohne Gesang, Geläut und Pastor begraben mußten. Ja, als ich am nächsten Morgen, — schon vor Tagesgrauen um der Feinde willen, — mit Renatus allein hinter dem Sarge herging, der das erste Opfer der päpstlichen Gegenreformation barg, — da war mir feierlicher zu Mute, als wenn die ganze Stadt der Märtyrerin das Geleit gegeben hätte.

In unserem Erbbegräbniß auf dem neuen Salkauer Gottesacker wurde die liebe Tote beigesetzt. Dort ruht sie an der Seite meiner eigenen Mutter neben den Großeltern.

Als alles vorüber war, gingen Renatus und ich still und traurig nach Hause zurück. Ach, wie war es da jetzt so öde und leer! Aller Orten und Enden vermißten wir das liebe Gesicht und die freundliche Stimme der Teuren! Lange, lange kniete ich weinend mit dem Bruder an der Stelle, wo unsere Mutter so unversehens gestorben war. Wer hätte so etwas wohl vor acht Tagen gedacht!

Renatus schien nach dem Tode der geliebten Mutter wie umgewandelt. So sehr ihm zuerst, nach Knaben Art, die bunten Soldaten gefallen hatten, so wenig mochte er sie nun leiden. Diese jedoch zeigten allerwege großes Wohlgefallen an dem schönen, kräftigen Knaben. So sie seiner habhaft werden konnten, scherzten sie mit ihm, und seine kecken, klugen Antworten gefielen ihnen ausnehmend.

Mir war dieser Verkehr des Bruders mit den Feinden von Anfang an ein Dorn im Auge. Geradezu einen Stich

ins Herz gab es mir aber, als ich eines Tages zufällig sehen mußte, wie der katholische Pfarrer, der zu unsern Lichtensteinern kam, von diesen auf Menatus aufmerksam gemacht wurde und sich nun in der eingehendsten und leutseligsten Weise mit dem Jungen zu unterhalten begann.

Von da an konnte ich mich einer unbestimmten Angst nicht mehr erwehren und gebot dem Liebling aufs strengste, den Seligmachern aus dem Wege zu gehen. Trotzdem merkte ich deutlich, wie der römische Priester das evangelische Kind an sich zu locken suchte.

Meine Befürchtungen wuchsen. Was hatte diese gleißnerische Freundlichkeit des Fremden für einen Zweck? — Wollte er den begabten Knaben entführen, in ein Kloster stecken und katholisch machen? Ach, nichts anders konnte es sein! Wie viele Eltern hatten bereits auf diese Weise ihre Kinder verloren!

Von nun an ließ ich Menatus keine Minute mehr aus den Augen, und der liebe Vater, der allgemach zum Bewußtsein kam, hieß meine Sorge recht und gut. Leider jedoch sollten meine Bemühungen auf die Dauer wenig nützen!

Von päpstlicher Seite wurde die Schule neu eröffnet, mit katholischen Lehrern besetzt und alle Kinder mit Gewalt gezwungen, hineinzugehen. An jenem Tage habe ich bitterheiße Thränen geweint, und als Menatus heim kam, mußte er ausführlich erzählen, was er gehört hatte. Das widerlegten dann Vater und ich in einfach deutlicher Weise, aber es ist doch nicht unmöglich, daß etwas von den neu empfangenen Irrlehren in der leicht beweglichen Seele des Knaben haften blieb.

Unterdessen wurde in der Stadt von Dohna und seinen Helfern alles zum ersten katholischen Gottesdienst vorbereitet. Doch als am nächsten Sonntag die gewohnten Glockenklänge ertönten, erschien, außer den Lichtensteinern, kein einziger Anbächtiger in der Kirche.

Da mußte der Graf denn abermals die Hilfe der Selig-

macher in Anspruch nehmen. Fluchend und schimpfend verließen die Dragoner die Kirche, und nach einer halben Stunde brachten sie, unter Geschrei und Heulen, die Besucher mit der blanken Waffe angetrieben. Kein einziger der Schwiebussfer Bürger hatte gutwillig der feindlichen Aufforderung Folge geleistet; erst als man sie mit den bloßen Säbeln übel traktierte, wichen sie der Gewalt und saßen jezt, zerschlagen, blutig und mit finsternen Gesichtern auf ihren Plätzen.

Da waren sie nun alle versammelt, die treuen, evangelischen Männer: Diakonus Gebel, Joachim Pfeffer, Johann Feierabend, Gregor Martini, Georg Bruchmann, Hans Drabsch und wie sie sonst noch hießen! Heißer Schmerz aber erfüllte aller Herzen, wenn sie daran gedachten, zu welchem Zweck sie in dem lieben, alten Gotteshause anwesend waren! Ach, schon das Äußere desselben war gar traurig verändert! Überall sah man Heiligenbilder und Fahnen angebracht, und scharfer Weihrauchduft durchzog die weiten Räume.

Mit unendlicher Trauer schaute Joachim Pfeffer auf die schöne Kanzel, die sein Großonkel, Johann Nitschke, 1598 für schweres Geld in Leipzig hatte schnigen lassen und dann der evangelischen Kirche verehrt. Wie oft war von diesem Predigtstuhl herab, aus dem Munde seines verstorbenen Vaters, das lautere Evangelium erklingen! Nun stand an der doppelt geweihten Stätte der katholische Pfarrer und versuchte mit donnernden Worten die abtrünnigen Ketzer zu bekehren. Welch ein Anblick für den evangelischen Pastorensohn!

Die Schwiebussfer Frauen waren natürlich ebenso, wie die Männer, mit Gewalt in die Kirche getrieben worden. Frau Dora Gebel, die sich wie eine Löwin wehrte, wurde von zwei Lichtensteinern fast hergetragen gebracht. Auch mir hatte mein heftiger Widerstand gar nichts genügt. Mit unwiderstehlicher Gewalt zog mich ein Dragoner hinter sich her und lachte über meine verzweifelten Thränen und Bitten.

Ich kam grade neben die Frau Diaconus zu sitzen, und diese flüsterte mir unter der Predigt zu: „Hanna, wenn nachher geklingelt wird und wir niederknien und uns bekreuzen sollen, dann thun wir es auf keinen Fall. In die Kirche haben sie uns zwar mit Gewalt treiben können, aber katholisch machen sollen sie uns darum noch lange nicht.“ Ich drückte zustimmend der Freundin Hand und sagte es dann meiner Nachbarin zur linken weiter.

Als gleich darauf das Zeichen ertönte und der Priester allen Protestanten gebot, niederzuknien und sich zu bekreuzen, da sagte die mutige Pastorfrau laut: „Nein, das thun wir nicht!“ blieb ruhig sitzen und ihrem Beispiel folgten alle andern Frauen.

Dohna war voll Zorn. Doch schonte er sich wahrscheinlich, in der Kirche selbst Gewalt anzuwenden, und sagte nur ingrimmig zu Frau Gebel: „Wartet nur, Frau! Euer Widerstand soll schon noch gebrochen werden!“

Als der wenig erbauliche Gottesdienst endlich zu Ende war, wurden wir mit Schelt- und Drohworten entlassen. An der Kirchthüre kam Ohm Drabsch auf uns zu. „Gott segne euch, Frau Dora,“ sagte er mit leuchtenden Augen. „Bleibt fest, bleibt fest! Ihr glaubt nicht, wie solch Beispiel wirkt!“

Während ich, die Freundin bewundernd, nach Hause ging, konnte ich mich einer großen Sorge um sie nicht erwehren, denn Dohna vergißt nichts! Auch Hanna Pfeffer, die am Nachmittage nach uns sehen kam — wie denn überhaupt diese treue Seele sich in der letzten, schweren Zeit als eine wahre Freundin an mir erwiesen hatte — auch Hanna Pfeffer theilte meine Befürchtungen und sagte traurig:

„Die Lichtensteiner haben eine fürchterliche Art, die Frauen und Mütter zu befehlen! Ich weiß von einer jungen Frau, an der hatten die Seligmacher ihre Kunst lange Zeit vergeblich versucht. Da nahmen die Unmenschen zuletzt den Säugling

der armen Mutter, legten ihn in einiger Entfernung nieder und erklärten nun der Bedauernswerten, daß sie dem wimmernden Kinde nicht eher Nahrung reichen dürfe, bis sie katholisch geworden sei.

Wahrlich eine Folter, wie sie für ein Mutterherz nicht grausamer erdacht werden kann! Viele, viele Mütter waren auf diese Weise schon katholisch gemacht!

Diesmal aber blieb die Gepeinigte fest. Mit brennenden, thränenlosen Augen betrachtete sie unausgesetzt ihren leidenden Liebling. Als es nach langen, qualvollen Stunden mit ihm zum Sterben kam, rief sie laut: „Fahr hin, mein Söhnlein, in des guten Hirten Arm und Schoß bist du wohl geborgen!“ Dann brach sie bewußtlos zusammen und ist einige Tage später ihrem Kinde nachgefolgt.“

Hanna schwieg, und ich blickte sie entsetzt an: „Meinst du, daß Dohna mit Dora Gebel auch so verfahren könnte?“

„Dies ist sogar sehr wahrscheinlich,“ entgegnete die Gefragte trübe. „Unsere tapfere Freundin hat den Grafen allzu sehr gereizt, obgleich sie als evangelische Pastorenfrau nicht anders handeln konnte und durfte.“

Unsere trüben Ahnungen hatten uns leider nicht betrogen.

Schon am nächsten Morgen wurde Frau Gebel vor den päpstlichen Reformator gefordert. Ein großer Schrecken zog durch das Herz der jungen Frau: „Herr, gieb mir Kraft!“ flehte sie. Selbstverständlich ließ der Diakonus sein Weib nicht allein in die Höhle des Löwen gehen. Als die Mutter unter vielen Thränen von ihrem jetzt halbjährigen Kinde Abschied genommen hatte, trat sie mit ihrem Manne den sauren Gang an.

Dohna lachte höhnisch, als er das Paar ankommen sah. „Aha! der Herr Ex-Pastor ist auch dabei! Da können wir ja alles auf einmal abmachen!“

Dora fühlte, wie sie beim Anblick des gefürchteten Mannes und der schrecklichen Lichtensteiner schwach wurde. Fester

klammerte sie sich an ihren Johannes, der sie stützend umschlang und dann furchtlos begann:

„Edler, gestrenger Herr, Ihr habt mein Weib gefordert, da ist es doch recht und billig, daß ich es begleite. Hier stehen wir, Eurer Gewalt und Eurer Gnade anheimgegeben, und bitten Euch herzlich, laßt Eure Gnade walten.“

Der Graf lachte grimmig. „Wie schön Ihr bitten könnt! Gewiß will ich Gnade walten lassen, aber nur dann, wenn Ihr mir zu Willen seid. Und so fordere ich Euch denn kurz und bündig auf, hier dies Schriftstück, zugleich auch im Namen Eurer Frau, zu unterzeichnen: Ihr schwöret darin ein für allemal den lutherischen Kezereien ab und bekennst Euch von jetzt ab zur katholischen Kirche. Thut Ihr nach meinem Wunsche, so soll es Euer Schaden nicht sein. Man hat mir gesagt, Ihr wäret ein kluger, gelehrter Mann, darum will ich Euch mit nach Breslau nehmen und an der Kammer einen ehrenvollen, einträgliehen Posten verleihen. Seid Ihr aber starrköpfig, so schreibt Euch selbst die Folgen zu. Also kommt und unterzeichnet und überlegt nicht erst lange.“

„Nein, wir überlegen auch keinen Augenblick,“ sprach Gebel fest und ruhig. „Nun und nimmermehr werden wir unserem theuren Glauben untreu! Habt Dank für Eure Güte, gestrenger, edler Herr, aber wir können davon keinen Gebrauch machen.“

Dohna stampfte zornig mit dem Fuße.

„Nun denn, Ihr wollt es nicht anders! Profoß, thue Deine Schuldigkeit. Zuerst der Mann, vielleicht besinnt sich die Frau unterdessen.“

Der Lichtensteiner mit Strick und Eisen näherte sich dem Pastor, aber mit einem Wehlaut fiel Frau Dora dem Schrecklichen in den Arm: „Herr, Herr! erbarmt Euch! Um Gottes willen, thut das nicht. Gerne wollen wir ja als Bettler die Stadt verlassen!“

„Sowie Ihr unterschreibt, könnt Ihr gehen.“ Stumm

schüttelten beide Eheleute den Kopf, und kalt winkte der Graf dem Schergen.

Eine schreckliche Marter begann. Doch gleich im Anfang umhüllte eine wohlthätige Ohnmacht Doras Sinne. Als sie wieder zu sich kam, saß ihr Gatte bleich und todesmatt auf einem Stuhle. Weinend umschlang die arme Frau den Gefolterten: „Mein Liebster, mein Liebster, wie geht es dir? Nicht wahr, du hast nicht verleugnet?“

Gebel verneinte stumm, denn noch konnte er nicht sprechen.

Gleichgültig sahen die Lichtensteiner auf das ergreifende Bild, und Dohna unterbrach bald die feierliche Stille: „Nun, habt Ihr Euch besonnen? Meine Zeit ist um. Schon ist es zwölf Uhr, und ich will zu Tische gehen.“

Frau Dora erschrak. Schon Mittag? Und sie hatte daheim, als sie in aller Frühe fortgeholt wurde, nicht mehr für ihr Rädchen sorgen können!

„Gestrenger Herr,“ bat sie flehentlich voll Angst, „laßt mich nach Hause; ich habe einen Säugling daheim!“

Ein grausamer Gedanke durchfuhr Dohna. War hier vielleicht der Faden, an dem dies mutige Weib zu fassen und herumzuziehen war? Und als Antwort auf die flehentliche Bitte der Mutter sagte er kalt: „Sowie Ihr unterzeichnet, könnt Ihr nach Hause gehen, eher nicht. Überlegt wohl: das Leben Eures Kindes liegt in Eurer Hand. Ich schicke jetzt nach Eurer Wohnung und lasse die Magd mit dem Kinde einsperren.“

„Herr, so teuflisch könnt Ihr nicht handeln!“ schrie die bedauernswerte Mutter voll Entsetzen. „So grausam werdet Ihr nicht sein!“

„Ihr, Frau, nicht ich bin grausam,“ entgegnete Dohna. „Sowie Ihr unterschreibt, sind Ihr frei. Ich gehe jetzt und überlasse Euch dem Wachtmeister. Er hat die Ermächtigung, Euch die Thür zu öffnen, sobald Ihr meinen Willen thut.“

Als der Schreckliche hinausgegangen war, brach Dora an des Gatten Seite zusammen. Den Kopf auf des Geliebten Knie gestützt, lag sie regungslos im bittersten Schmerze. Ach, warum hatte der Herr ihr Kind nicht längst durch einen sanften Tod zu sich genommen! Des Diaconus schwacher Körper war durch die Folter allzusehr mitgenommen, als daß er vermocht hätte, sein armes Weib zu trösten.

Von Zeit zu Zeit fragte der Wachtmeister, ob sie nun unterschreiben wollten.

Gebel schüttelte stumm den Kopf, und Dora antwortete gar nicht. Sie lag noch immer halb besinnungslos auf den Knien. Als es vom Turm herab sechs Uhr schlug, schrie sie laut: „Jetzt ist Mailäzchen (der Rosenname ihres Kindes) tot!“ und brach ohnmächtig zusammen.

Als sie nach und nach wieder zu sich kam, starrte sie wie geistesabwesend vor sich hin und merkte nicht mehr darauf, wie die Zeit verstrich.

Endlich, gegen acht Uhr abends, kam ein Bote von Dohna mit der Weisung, die Gefangenen zu entlassen.

Frau Dora schauerte zusammen. „Ich kann nicht nach Hause. Laßt mich hier sterben!“

Da redete ihr Gebel ernst und tröstend zu, sich zu fassen und dem Herrn stille zu halten, und geduldig ließ sich die arme Mutter fortführen.

Wie wurde ihr aber, als ihr beim Betreten des Hauses helles Kindergeschrei entgegen schallte! Mit einem Freudenruf riß sie sich aus dem Arm des Gatten und stürzte in das Zimmer, wo ihr Kätzchen vom Arm der Wärterin entgegen lachte! Die treue Alte, die auf Dohnas Befehl wirklich mit dem Kinde in einem Zimmer des oberen Stockwerks eingesperrt worden war, hatte ihrem Liebling durch eine unschuldige List das Leben gerettet. Nachdem der Lichtensteiner, der als Wache vor der Stubenthüre stand, auf alle ihre Bitten um Nahrung

taub geblieben war, guckte sie verzweiflungsvoll und hilfesuchend zum Fenster hinaus. Da sah sie im Nebenhofe den Lehrling des befreundeten Nachbars, und nun kam ihr ein rettender Gedanke.

„Hans,“ rief sie, „komm und hilf mir, die Lichtensteiner wollen unser Kind Hungers sterben lassen!“

Wie eine Kage kletterte der Junge über den Zaun und fing geschickt die Kleine auf, die von der Wärterin in ein großes Tuch gebunden, an dem starken Wiegenbände zum Fenster hinunter gelassen wurde.

Diesen Weg machte das Kind im Laufe des Tages wiederholt und wurde so am Leben erhalten. Von Herzensgrund dankten die Eltern der treuen Person und brachten dann dem Herrn ihr Lobopfer dar.

Wenige Tage nach dieser Begebenheit — von Dohna war bis jetzt nichts weiteres gegen die Eheleute erfolgt — stand Gebel trübe sinnend am Fenster seiner Studierstube und schaute auf die Gasse hinab.

Da kam mit einemmal ein seltsamer Zug um die Ecke. Ungefähr zehn bis zwölf Lichtensteiner ritten die Straße herauf, und gebunden, zwischen den Pferden, schritt bloßen Hauptes eine stattliche Greisengestalt, hinter der weinend und gebückt ein altes Mütterchen herschlich.

„Meister Drabsch, lieber Gevalter!“ schrie der Diakonus in großem Schrecken und stürzte aus dem Zimmer hinaus zu dem Gefangenen. „Mein alter Freund, was hat man mit Euch vor?“

„Sie wollen sehen, ob sie mich in Glogau leichter katholisch machen können als hier,“ antwortete der Märtyrer heiter lächelnd. „Darum werde ich mit meinem Weibe jetzt dorthin transportiert. Aber es ist vergebliche Mühe, denn: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben!“

Gebel war außer sich über die an dem Achtzigjährigen verübte Grausamkeit und wandte sich bittend an den Anführer. Doch der sagte nur: „Spart Euch die Mühe, Reher, und laßt Eure Hand von dem Alten. Ihr kommt auch noch zeitig genug an die Reihe.“

Trotz dieser Abweisung aber gab der Pastor dem werten Freunde noch das Geleit bis vor die Stadt, und manch ernstes, heiliges Wort redeten die beiden noch mit einander. Zuletzt fragte der Geistliche den Greis, was er denn für ein schweres Paket in den gefesselten Händen trage.

„Das ist meine liebe Bibel, Herr Magister. Von der trenne ich mich nicht, denn ich muß den Herren in Glogau die Wahrheit meines Glaubens schwarz auf weiß beweisen.“

Gebel wandte sich erschüttert ab und nahm dann, auf des Anführers Gebot, Abschied von dem betagten Ehepaare. Wie ein Vater segnete Drabsch den Diakonus und folgte darauf mit seinem schwachen Weibe getrosten Mutes seinen Beinigern.

So weit hatte ich die Geschichte selber miterlebt. Den weiteren Verlauf hat mir neulich mein Wirt, der Heideläufer, als er mit einer Holzfuhr in Schwiebussen gewesen war, berichtet, ebenso wie er mir eine wortgetreue Abschrift der Kaiserl. Antwort auf das von Dohna erpreßte Statutum mitgebracht hat. Doch davon später mehr. Vorläufig will ich das Schicksal meines Großohns, Hans Drabsch, zu Ende erzählen.

Als nach mühevoller, tagelanger Wanderung die betagten Eheleute in Glogau ankamen, begann man sie alsbald von neuem zu bearbeiten. Aber alle Quälerei war umsonst!

In der Pfarrkirche, vor zahlreich versammelten Zeugen, bekannte Hans Drabsch treu und fest seinen lutherischen Glauben und berief sich in allen Streitfragen auf seine Bibel, die vor ihm auf dem Tische lag.

Zuletzt faltete er betend die Hände über dem aufgeschlagenen Buch und beteuerte mit kräftiger, weithin vernehmbarer

Stimme, daß er nun und nimmermehr von seinem evangelischen Bekenntnis lassen würde.

Da ergrimmten seine Peiniger und schlugen die dreizehn Pfund schwere Bibel so heftig zu, daß dem Alten die Finger zerquetscht wurden und das Blut umherspritzte. *)

Nach Wochen, als man müde wurde, die beiden treuen Alten zu quälen, entließ man sie endlich in die Heimat. Krank und elend kamen sie dort an und sind nicht lange darauf in Frieden heimgegangen.

Und nun wieder zurück zu jenem Augenblick, wo Gebel von dem betagten Freunde Abschied genommen hatte.

Als der Diakonus traurig nach Hause kam, empfing ihn dort die Nachricht, daß er die Stadt mit den Seinen binnen vierundzwanzig Stunden zu verlassen habe. Es war bekannt geworden, daß er heimlich zu seinen armen, geplagten Pfarrkindern in die Häuser ging, die Bedrückten aufrichtete, tröstete, ihnen das Evangelium predigte und sie vor allen Dingen zur Standhaftigkeit ermahnte.

Da suchte Dohna sich diesen gefährlichen Reher vom Halse zu schaffen und verfügte die Ausweisung der Geistlichen. Johannes Gebel und Johann Feierabend mußten die Stadt verlassen.

Dem alten hochbetagten Primarius, Michael Tzetschnovius, dagegen erlaubte man wunderbarerweise, in seinem kleinen

*) In jener denkwürdigen Bibel von 1594 ist in Sach. 5 ein großer, bräunlichroter Fleck, darunter steht geschrieben: „Dieser Nothe Fleck ist bluth und haben in der großen Reformation (kath. 1628) in Schlesiens unsere Thren Eltern Vatter, Ein greiß Von 80 Jahren, welcher diese Bibel in Händen gehabt, und nicht hatt wollen fahren lassen, in der glogauischen Pfarr-Kirchen so zu Schlagen, daß Dieses bluth ihm unter Seinen Nägeln her Vorgesprizet, ist aber doch, nebst seiner alten Mutter (Frau) beständig bey der Evangelischen Religion geblieben.“

Hause auf der Schwemme wohnen zu bleiben. Wahrscheinlich hielt man den Greis, seiner großen Gebrechlichkeit wegen, für gänzlich ungefährlich.

Am 22. Dezember 1628 verließ unser verehrter Magister Gebel mit Frau und Kind die Stadt. Eine zahllose Menge gab dem geliebten Seelsorger das Geleit, fast bis nach dem eine halbe Meile entfernten Dorfe Wilkau. Von dort aus wollte der Pastor nach Müncheberg im Brandenburgischen gehen, allwo er Freunde und Verwandte hatte.

Vor dem Abschiede erfuhr er von den Schwiebusfern noch viel Liebe. Wer es irgend hatte und konnte, steckte dem gänzlich Mittellosen Geld und Kleinodien zu, damit er wenigstens für den Anfang nicht auch noch leibliche Not zu erleiden brauche.

Zuletzt betete Gebel mit der verlassenen Gemeinde, segnete sie und bestieg dann den bereit gehaltenen Wagen, der ihn über die Grenze bringen sollte. Still und traurig kehrte die Menge seiner Begleiter in die Stadt zurück, und die bange Frage: „Was wird nun aus uns werden?“ bewegte aller Herzen.

Während sich solches alles in der lieben, armen Vaterstadt zutrug, herrschte auch in unserem Hause eitel Leid und Kummer. Die schlimmen Wunden des Vaters wollten nicht heilen, und der Schmerz um die so jählings verlorene Mutter lag immer noch wie ein Bann auf uns. Dazu kam das wüste Treiben der Lichtensteiner! Daß Gott erbarm! was mußte man da alles erdulden! In Hof und Haus wirtschafteten die Unholde wie die Türken, und es war gerade, als ob die Eigentümer nichts mehr zu sagen hätten!

Das Schlimmste jedoch war der Besuch des katholischen Gottesdienstes, zu dem man täglich gezwungen wurde. Die Schläge und Prüfte, die ich deshalb habe ausstehen müssen, sind nicht zu zählen! Aber ach, mit Freuden hätte ich noch

einmal so viel leiden mögen, wenn ich dadurch das Unheil von meinem liebsten Bruder hätte abhalten können!

Ich habe schon erzählt, daß mir die unausgesetzten Bemühungen des römischen Pfarrers um den begabten Knaben große Sorge verursachten, denn ich witterte hinter dieser Freundlichkeit des Mannes gegen ein Störkind eine besondere Absicht.

Ich hatte mich nicht getäuscht und konnte bald erkennen, wie uns Renatus nach und nach entfremdet wurde. Der große Eindruck, den der Tod der Mutter auf das leichtbewegliche Herz des Jungen gemacht zu haben schien, war leider nicht nachhaltig. Die im Hause herrschende Trauer- und Krankheitsstimmung behagte dem Leichtsinn wenig, und so griff er denn mit Freuden zu, als ihn Pfarrer Kadan aufforderte, täglich zum Ballspiel zu ihm zu kommen.

Umsonst beschwor ich weinend den Bruder davon zu bleiben.

„Ich weiß nicht, was du willst, Hanna,“ sagte er mürrisch. „Dort ist es tausendmal unterhaltlicher, als bei uns.“

„Nun gut, so will ich mit dir spielen,“ entgegnete ich kurz entschlossen. „Den kranken Vater kann derweil die Magd versorgen.“

Einen Augenblick schwankte der Knabe, dann rief er leicht hin: „Laß nur, du verstehst es doch nicht. Ich weiß auch gar nicht, warum ich nicht zu Pfarrer Kadan gehen soll? Derselbe ist immer so nett und freundlich zu mir. Auch in der Kirche gefällt es mir ganz gut. Die vielen schönen Bilder, die bunten Gewänder, der Gesang! Ich finde alles sehr unterhaltend und begreife nicht, warum Ihr darüber so entsetzt seid?“

Ich war sprachlos vor Entsetzen! So weit war es also mit meinem Bruder, dem Sohne der treuesten Lutheraner, gekommen! Angstvoll dachte ich nach, ob ich mir selber einen Teil der Schuld daran zuzuschreiben habe. Aber nein, ich hatte

Menatus mit Argusaugen bewacht, ihn mit größter Liebe umgeben und niemals durch Vorwürfe und Strenge zurückgestoßen. Nur dem Kinde angeborener Leichtsinn und Genußsucht waren die Haupttriebfedern seiner Umwandlung!

Ich sah ein, daß ich mit Reden und Gegengründen bei dem zum Glück ja noch so jungen Bruder nichts ausrichten würde, und hielt ihn darum verschiedenemal mit List von dem Besuch des Pfarrers zurück. Doch nur zu bald entdeckten die Lichtensteiner mein Thun und führten den Knaben im Triumph zum Pfarrer.

Ich habe ihn nicht wiedergesehen!

Am Abend desselben Tages ließ mir Kadau sagen: „Er befiel den Knaben von jetzt an ganz bei sich, denn er habe eingesehen, daß ich nicht verstehe, Kinder zu erziehen.“ Mir drohte bei dieser Botschaft das Herz still zu stehen! „Herr, Herr, warum konntest Du solches zulassen!“

Dann aber versuchte ich alles mögliche, um des Bruders wieder habhaft zu werden. Ich that einen Fußfall vor Dohna und Kadau und flehte sie um Christi willen an, mir Menatus herauszugeben.

Ich erntete nur Spott und Hohn, und Dohna sagte kalt: „ich hätte gar kein Recht mehr auf den Bruder, da derselbe freiwillig und ungezwungen zu dem Pfarrer gekommen sei und erklärt habe, katholisch zu werden.“

Ich wußte, daß dies eine Lüge war, aber ich bat bescheiden, so möchte man mich den Knaben nur noch einmal sehen und sprechen lassen. Allein auch diese Bitte wurde mir aus guten Gründen abgeschlagen, und ich mußte unverrichteter Sache an das Bett des todfranken Vaters heimkehren.

Diakonus Gebel, der zu jener Zeit noch in der Stadt war und von dieser gar himmelschreienden Gewaltthat hörte, kam alsbald mit seinem Weibe und tröstete mich: „Verzweifelt nicht, Jungfrau Hanna,“ sagte er ernst. „Gott wird die Seele

des Knaben auch in den Händen der Feinde bewahren! Ich bin gewiß, der Sohn so treuer Bekenner und Märtyrer geht dem Herrn nicht verloren! Früher oder später lehrt Menatus zu Euch zurück."

Einige Tage später war der liebe Vater so weit, daß ich ihm die traurige Geschichte erzählen konnte. Er erschrak zuerst furchtbar, sagte aber dann zuversichtlich: „Laß mich nur erst gesund sein, Hanna; dem Vater können und dürfen sie den Sohn nicht vorenthalten. Solches ließe wider alles Menschenrecht!"

Von da an ging es mit dem Kranken wunderbar vorwärts. Es war, als ob die Sorge um Menatus alle Kräfte ausspannte. Schon am 21. Dezember war der Vater imstande, zwar noch in Binden und auf mich gestützt, zu Dohna zu gehen und den widerrechtlich fortgenommenen Sohn zu verlangen. Der Erfolg dieses Schrittes war derselbe, wie bei mir.

Dohna stellte alle Rechte des Vaters auf Menatus in Abrede, da der Knabe freiwillig katholisch geworden und somit jeder elterlichen Gewalt entrückt sei. Es gäbe nur ein einziges Mittel uns zu Willen zu sein, und das wäre der Übertritt unserer ganzen Familie zum katholischen Glauben. Sobald der Vater sich durch Eid und Unterschrift verpflichten würde, mit all den Seinen für immer zur alleinseligmachenden Kirche zurückzulehren, solle ihm der Sohn ausgeliefert werden. Dieses Verlangen konnten wir natürlich niemals erfüllen, und so wurden wir denn mit harten Worten unverrichteter Sache entlassen.

Wie uns beiden nach diesem vergeblichen Gange zu Mute war, kann ich unmöglich beschreiben! Gott allein weiß, was wir gelitten haben, und doch bedauerten wir nicht einen Augenblick, um unseres teuren Glaubens willen dieses schwerste Opfer gebracht zu haben! Doch das Trauerspiel, darin wir unfreiwillig mitwirken mußten, war noch nicht zu Ende!

Zwei Tage nach diesem, am 23. Dezember 1628, erhielten Vater und ich die Weisung, unverzüglich die Stadt zu verlassen. Wahrscheinlich fürchteten Dohna und der Pfarrer, daß unsere Anwesenheit für Renatus gefährlich werden könne, denn sicherlich waren sie der Gesinnung des Knaben nicht so gewiß, wie sie sich uns gegenüber den Schein gaben. Ja, ich glaube noch heute ganz bestimmt, daß mein armer Bruder nur mit Gewalt von ihnen zurückgehalten wurde.

Also wir hatten die Stadt binnen einer Stunde zu verlassen. Ich war empört über die Grausamkeit, mit der man einen Todkranken, denn des Vaters Wunden waren meist noch offen, in die Winterkälte hinaustrieb.

Doch Aufschub oder gar Weigerung gab es natürlich nicht! Es blieb uns nichts anderes übrig, als so schnell wie möglich unser Bündel zu schnüren. Ich nahm auf des Vaters Geheiß die Bibel und das Hausbuch, während er nur für den Notfall etwas Geld zu sich steckte, da uns geboten war, „mit Hinterlassung aller Habe davon zu gehen.“ Weinend nahmen dann Knecht und Magd von uns Abschied. Zuletzt knieten wir betend an der Hausschwelle nieder und befahlen uns und die Vaterstadt dem Schutze Gottes.

Eine Stunde später befanden wir uns auf der Straße nach Bräg, denn wir wollten vorerst nach Lissa gehen, wo der Vater Freunde und Verwandte hatte. Langsam, fast nur im Schneeschritt, kamen wir vorwärts, denn des lieben Kranken Wunden schmerzten in der Winterkälte doppelt, und die von mir gebotene Unterstützung beim Gehen war auch nur schwach.

Als wir so kaum eine Meile zurückgelegt hatten, merkte ich plötzlich, daß eilende Schritte hinter uns her kamen, und dann auch bald zwei Gestalten auftauchten. Erschrocken zog ich den Vater beiseite, weil ich eine neue Gefahr im Anzug wähnte. Allein diesmal war es nichts, sondern liebe Freunde, Joachim

Pfeffer und seine Elisabeth, nun Flüchtlinge gleich uns, begrüßten uns hocherfreut. Da sie desselben Weges zogen wie wir, dankte ich Gott für die liebe Gemeinschaft. Der Baccalaureus nahm gleich des Vaters Arm und unterstützte den Schwachen so wirksam, daß meine Hilfe entbehrlich wurde.

Da gesellte ich mich denn zu meiner Freundin Elisabeth und hörte von derselben die Geschichte ihrer Bedrängnisse und Flucht. Joachim Pfeffer hatte um des Glaubens willen viel Not und Qualen ausstehen müssen. Elisabeth jedoch war, dank der Vorsorge ihres Vaters, von allen Verfolgungen verschont geblieben, trotzdem die Vichtensteiner verschiedenemal nach ihr gefahndet hatten. Der Baccalaureus entdeckte nämlich auf dem Boden des Schulhauses ein für Fremde fast unauffindbares Versteck. Dorthin brachte er die Geliebte und rettete sie auf diese Weise vor den Nachstellungen des Feindes. Als er mit den übrigen Lehrern den Ausweisungsbefehl erhielt, gelang es ihm bei dieser Gelegenheit auch seine Frau unbemerkt aus der Stadt zu schaffen.

Teilnahmevoll hörte ich die Erzählung der Freundin, und mit nicht weniger Mitgefühl vernahm diese die Geschichte unserer Leiden. Gleich mir trauerte sie um Renatus, tröstete mich aber dann, und sagte mir fast dieselben Worte wie Herr Gebel.

Unter solchen Gesprächen waren wir endlich, es mochte wohl Mitternacht sein, in der großen polnischen Heide angelangt. Hier wollten wir bei einem bekannten Forstaufseher, einem Glaubensgenossen, die erste Station machen. Doch wußten wir freilich nicht genau, ob dieser Heideläufer nicht inzwischen selber vertrieben worden war. Vorsicht schien darum geboten, und Herr Pfeffer ging, nach geschelter Beratung, zunächst allein auf das Forsthaus zu und klopfte leise.

Nach geraumer Zeit öffnete sich behutsam ein Fensterladen, und die bekannte Stimme des Försters rief: „Wer da?“

Ein inniges „Gott sei Dank!“ entfuhr Pfeffers Lippen, und staunend erkannte der andre den Baccalaureus.

„Herr Pfeffer, Ihr? Um Gott, wie kommt Ihr bei nachtschlafender Zeit in die polnische Heide?“

Gilg klärte Joachim den Erschrockenen auf und dieser lief schnell und weckte sein Weib, damit sie für die Halberstarren ein Warmbier bereiten solle.

Bald saßen wir alle wohlgeborgten im warmen Wohnzimmer des Heideläufers und erquickten uns an dem wohl-schmeckenden, heißen Trank.

Mit Staunen und Entsetzen hörten unterdessen die teilnehmenden Wirte von dem, was sich inzwischen in Schwiebusen zugetragen hatte, und viele Thränen flossen, als wir des ehrwürdigen Meisters Hans Drabsch und anderer Märtyrer gedachten. Nachdem wir uns genügsam aufgewärmt und erquickt hatten, geleiteten uns unsere freundliche Wirte zur Ruhe, und mit herzlichem Dank gegen Gott schliefen wir ein.

Am andern Tage erwachten wir erst gegen Mittag, und unser erster Blick fiel auf einen herrlichen Tannenbaum, den der Förster in aller Frühe aus dem Walde geholt, so gut als möglich ausgepukt und mit einigen Lichtlein besteckt hatte. Erst jetzt beim Anblick des Christbaumes fiel uns ein, daß ja heut heiliger Abend sei.

Ach, ein so trauriges Christfest hatten wir noch nie erlebt! — Tiefes Wehegefühl überschlich uns, wenn wir daran gedachten, wie schön wir noch vor einem Jahre das liebe Fest feiern durften. Jetzt waren wir arm, vertrieben, heimatlos! und mußten froh sein, daß uns der barmherzige Jäger in christlicher Liebe aufnahm!

Unterdessen hatte unsere freundliche Wirtin den Tisch gedeckt und mit allem besetzt, was Küche und Keller bot. Mit herzlichen Worten lud sie uns nun zum Zulangen ein, und mit innigem Dank genossen wir die Wohlthat der guten Menschen.

Als der Abend kam, bat uns der Heideläufer, mit ihm die Geburt des Heilandes zu feiern. Schnell waren die dürftigen Lichter angezündet, und nun gestaltete sich eine ergreifende Christfeier unter dem brennenden Weihnachtsbaum im einsamen Forsthaus, in der großen, polnischen Heide! Herr Pfeffer, der ursprünglich Theologe ist, hielt eine herzbewegliche Ansprache, und als wir zum Schluß alle anstimmten: „Vom Himmel hoch, da komm ich her,“ bis zum letzten Verse:

„Lob, Ehr sei Gott im höchsten Thron,
Der uns schenkt seinen ein'gen Sohn.
Des freuet sich der Engel Schar,
Und singet uns solch neues Jahr!“

da fühlten wir uns nicht mehr verlassen auf der Flucht, sondern wie Kinder im Vaterhause und mit unseren Wirten verbunden und eins im evangelischen Glauben!

Nachdem wir die Feiertage still und fromm verlebt hatten, schied zu Anfang des neuen Jahres Herr Pfeffer mit seinem Weibe von uns, um nach Neustädte! zu gehen, wo er eine Anstellung im Kirchen- oder Schulsach zu finden hoffte.

Wir konnten die Freunde leider nicht begleiten, denn der liebe Vater lag schwer krank darnieder. Die lange Wanderung in der Winterkälte hatte den Wunden nicht gut gethan. Wachend und betend saß ich an des Teueren Lager. Ach Gott, wie würde alles enden! Konnte es denn des Herrn Wille sein, mir auch noch das letzte Gut zu nehmen, welches ich besaß?*)

*) Da wir Joachim Pfeffer in dieser Erzählung nicht mehr begegnen, sei hier in Kürze sein ferneres Schicksal mitgeteilt: Es gelang dem vielgeprüften Glaubenshelden wirklich, in Neustädte! Anstellung zu finden, und zwar erwählte ihn die dortige evangelische Gemeinde zu ihrem Seelsorger. Allein auch hier sollte er sich nicht allzulange der Ruhe erfreuen. Er mußte abermals um seines Glaubens willen flüchten und zeigen, daß er der würdige Enkel seines Großvaters sei und sein einst an dessen Sarge gethanes Gelübde treulich

Gottes Gedanken sind nicht unsere Gedanken! Nach wochenlangem, schwerem Leiden ist mein lieber Vater sanft im Herrn entschlafen. Unter tausend Thränen habe ich ihn im polnischen Walde zur letzten Ruhe gebettet.

Mein frommer Wirt, der Heideläufer, zimmerte selbst den Sarg und half mir mit den Seinen, den Toten in aller Stille würdig zur Erde zu bestatten.

Vor seinem Ende hat mich der Heimgegangene noch mit vollem Bewußtsein gesegnet und mir aufgetragen, alles in dies Buch zu schreiben. Zuletzt machte er es mir zur heiligen Pflicht, sobald es angängig wäre, wieder nach Schwiebusen heimzukehren, damit, wenn Renatus kommen sollte, die Schwester ihn empfangen könnte.

zu halten wußte! — In Lissa endlich kam er zur Ruhe und starb dort als Pastor der evangelischen Gemeinde, hochbetagt und hochgeehrt, am 21. April 1678. Sein jüngster Sohn, Paulus Pfeffer, wurde nachmals regierender Bürgermeister zu Budissin. Der Schreiber der inhaltreichen und zuverlässigen Schwiebusser Chronik, der erst 1800 verstorbene Pastor Knispel, schließt seinen Bericht über die Pfeffersche Familie wörtlich also: „Der jüngere Sohn dieses ehemaligen Schwiebusischen Baccalarii, Paulus Pfeffer, Doktor beider Rechte, war regierender Bürgermeister zu Budissin und nur erst ganz kürzlich verstorben, als ich An. 1742 in diese Stadt kam, um auf dem Gymnasio daselbst mein Studiren fortzusetzen. Ich bekam noch die Leichenpredigt zu lesen, die ihm der damalige Pastor Sekundarius und nachmalige Primarius zu Budissin, M. Lange, gehalten hatte. Sie handelte: *de desiderio infinito hominis finiti.*“ Auch sah ich eine gedruckte Sammlung von Liedern, die der Bürgermeister Pfeffer gebichtet hatte und die sehr erbaulich waren. Man wird mir diese Abschweifung vergeben: Es war mir ein ganz besonderes Vergnügen, einen so rührenden Beweis von der Vorsorge Gottes für eine Familie zu erfahren, die aus meinem Vaterlande ihren Ursprung hatte.“

Samuel Gotthilf Knispel,
Pastor zu Schwiebus.

Drei Wochen ist nun der liebe Vater schon tot, und ich sitze noch immer hier im Forsthaus, in der polnischen Heide. Mein Wirt, der Förster, meint, es sei noch nicht geboten, jetzt schon nach Schwiebussen zu gehen, denn was er bei seinem letzten Aufenthalte daselbst gesehen und gehört habe, sei wenig befriedigend. Die armen Evangelischen werden noch wie vor gedrückt und gequält, und die Lichtensteiner hausen noch immer in alter, schrecklicher Weise.

Von meinem lieben Renatus hatte der Heideläufer nicht das geringste in Erfahrung bringen können. Ich fürchte sehr, daß der Knabe überhaupt nicht mehr in Schwiebussen ist. Hanna Pfeffer, die der Forstläufer bei dieser Suche traf, hatte auch die Befürchtung ausgesprochen, daß mein Bruder wahrscheinlich schon längst in ein weit entferntes Kloster gebracht worden sei.

Als ich mir diese Möglichkeit vergegenwärtigte, da hätte ich vor Schmerz fast vergehen mögen. Der einzige Sohn des evangelischen Märtyrers im katholischen Kloster! Ach, Herr, erbarme dich! Schicke den herzlieben Bruder wieder heim!

Hanna Pfeffer, die mit ihrer Mutter, der verwitweten Frau Magister Pfeffer, in aller Stille und Verborgenheit in Schwiebussen lebt, schickte mir übrigens durch den Heideläufer die neulich eingetroffene Antwort des Kaisers auf das von Dohna erpreßte und dem Hofe übermittelte Statutum. Ich will nicht verfehlen, dasselbe hier in wortgetreuer Abschrift mitzutheilen:

„Wir Ferdinand, der Acker, von Gottes Gnaden Erwehlter Römischer Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs in Germanien, zu Ungarn, Boheimb, Dalmatien, Croatien und Slavonien u. s. w. u. s. w. König. Erzherzog zu Oesterreich, Marggraf zu Mähren, Herzog zu Lützenburg und in Schlesien und Marggraf zu Lausitz u. s. w. u. s. w. Bekennen öffentlich mit diesem Brieff

undt thuen kundt allermänniglich. Daß Uns Bürgermeister und Rath, der in Unserem Fürstenthumb Blogau gelegenen Stadt Schwiebusen gehorsamist zu vernehmen gegeben, daß, demnach sie, sambt ihrer ganzen Bürgerschaft undt Gemeinde daselbst durch gnadenreiche erleuchtung des Allerhöchsten, Ihren Irrthumb, so Sie eine Zeithero in Glaubenssachen geführt, erkennet, denselben sinken undt fallen lassen, undt sich darauf zu Unserer Heiligen, alleinseligmachenden Catholischen Religion gewendet, auch darinnen nicht allein vor Sich selbst beständiglich zu leben und zu sterben gentslich gemaint, sondern auch Ihre Posteror undt Nachkommen dabey erzogen undt hierzu obligirt und verbunden gerne sehen wollten, Sie sich in Gestalt undt Kraft eines immer undt ewigwehrenden Statuti, eynhelliglich und freiwillig dahin verglichen, geschlossen, daß nun undt hinfüro zu ewigen Zeiten Niemand zum Burger oder Inwohner daselbst zu Schwiebusen, vielweniger auf denen zu selbiger Stadt gehörigen Gütern, Dorffschafften, Grund und Boden zum Unterthan aufgenommen, noch gebuldet werden solle, Er sey dann der Uralten Römischen Chatholischen, Apostolischen Religion zugethan, Wassen dann solcher Schluß zu fester undt unverbrüchlicher Haltung desselben sowohl unter gemainer Stadt, als auch aller undt jeder daselbst befindtlichen Bünfften undt Bechen, Insiegel gefertigt und von Wort zu Wort also lautet:

„Wir Bürgermeister, Rathmann, Richter, Stadt-
und Hoffeschöpfer, sowohl Eltiste und Geschworene
„u. s. w. u. s. w.“

(Folgt die wörtliche Wiederholung des bereits vorn ausführlich mitgetheilten Statutums):

„Wir geruhten, solch Ihr gemachtes Statutum als
Regierender König zu Böhaimb und Obrister Herzog in

Schlesien gnedigst zu belieben undt zu bestettigen. Wie uns nun Solcher des Raths undt der gesambten Bürger=schafft undt Gemainde daselbst Christlicher Eyffer undt bezeugung zu der Heiligen, Catholischen Religion zu sonderbarem gnedigsten Gefallen gereicht, Unserer Hochtragenden Kayser= und Königlichem Ambt auch nichts mehreres zuständig undt gemetz zu sein gnedigst erachtet, als auff allerhand thunliche Mittel und Wege bedacht zu sein, wie nachst beförderung Gottes des Allmächtigen Ehr, hochgedachter Unserer, Heiligen, Alleinseligmachenden, Catholischen Religion, so eine Zeithero beboraus in dießen Landen nicht wenig unterdrückt werden wollen, wiederum auffgeholfen undt in Ihren vorigen Flor gesetzt, Unsere Catholische Unterthanen undt Inwohner in einträchtigkeit des Glaubens beständiglich erhalten, die Hochärgerlichen Ketzereyen, so viel immer mensch= und möglich, ausgerottet undt denselben wiederumb einzuschleichen alle Occasionen undt Gelegenheiten abgestriekt werden möchten: Als haben wir umsoviel desto weniger in solch mehrbemalten Raths zu Schwiebussen demütigstes Suchen zu verwilligen Bedenken gehabt undt derowegen solchen Ihren gemachten einhelligen Schluß seines Inhalts undt Begreiffß, allermassen derselbe von Ihnen verfaßt undt hier oben inserirt, gnedigst confirmet und bestettiget; Thuen das confirmiren undt bestettigen denselben auch hiemit in Krafft dießes Brieffes, auß Königlichem macht undt Gewalt, als Regierender König zu Behem, Obrister Hertzog in Schlesien undt Hertzog des Fürstenthums Glogau wissentlich Mainen, setzen undt wollen, daß solch gemachtem Schluß undt dießer Unserer darüber erteilten gnedigsten Confirmation allerdinges nachgelebet, undt derselben hinfüro zu ewigen Zeiten, stett, fest, unverbrüchlich undt unwiederrufflich

gehalten werden solle. Undt gebietten hierauff allen undt jeden Unsern Unterthanen, Was Würden, Standes, Ampts undt Wesens dieselben seindt, Insonderheit aber Unsern jetzigen undt künfftigen Oberamtsverwaltern undt Obristen Hauptleuten in Mehrgedachtem Unserm Landt Schlesien, auch allen Unsern Hauptleuten des Fürstenthumbs Glogau, hiemit ernst undt festiglich, daß Sie Mehrbesagten Rath undt Burger schafft zu Schwiebussen, wie auch Ihre Nachkommen bey gemeltem, Ihrem freywillig gemachten Schluß, undt dießer Unserer darüber gefertigten gnedigsten Confirmation festiglich schützen undt handhaben undt darbey ruhiglich verbleiben lassen, Sie in keinerlei Weiß noch Wege darwider beirren, noch beschweren, vielweniger solches jemanden andern zu thun verstaten, alß lieb einem jedweden sey, Unsere Schwere Straff undt Ungnadt zu vermeiden. Das mainen Wir ernstlich, undt es wird daran vollbracht, Unser gnedigster Will undt Mainung.

Zu Urkundt diß Brieffs mit Unserem Kaiser- undt Königlichem anhangendem größerm Insigel besigelt, der geben ist in Unser Stadt Wien den Acht und Zwanzigsten Tag des Monats Decembris nach Christi, Unseres lieben Herrn undt Seligmachers gnadenreichen Geburt, im Sechzehenhundert Acht und Zwanzigsten, Unserer Reiche des Römischen im Zehenden, des Hungerischen im Aylfften und des Behemischen im Zwölfften Jahr.“

Ferdinand,

(L. S.)

Ad mandatum Sac.

Caes. Majestatis proprium.

Guilielmus Comes Slavata.

R'is Bohae S.

Cancellarius.

Schwiebussen, Weihnachten 1630.

So bin ich denn durch Gottes Gnade wieder in der Vaterstadt und im Vaterhause, welches mir auf eine merkwürdige und rührende Weise erhalten worden ist. Der alte Hausknecht oder besser Hausfreund unser Familie, der schon zu Lebzeiten meines Großvaters Hof, Garten und Feld in Ordnung hielt, hat bei der nach unserer Ausweisung erfolgten Einziehung unserer Güter dieselben für sein erspartes Geld erstanden und treulich weiter bewirtschaftet. Als es mir nun Anfang November dieses Jahres durch Fürsprache einiger Freunde gelang, wieder in die Stadt zu kommen, da empfing mich Jost mit Freuden und führte mich im Triumph in „mein Haus,“ wie er sagte.

„Für Euch, Jungfrau Hanna, nur für Euch habe ich es ja erworben,“ sagte er schmunzelnd. „Ich konnte doch das Gut meines Herrn nicht in fremde Hände geraten lassen! Wenn sein einzig Kind wäre wiedergekommen und hätte als Bettlerin vor der nun fremden Schwelle des Vaterhauses stehen müssen, hätt' ich mir ja die Augen aus dem Kopfe geschämt! Nein, da nahm ich lieber meine paar ersparten Groschen und kaufte alles. Freilich, eine schlimme Bedingung war dabei,“ setzte der treue Alte verlegen hiezu, „aber ich hoffe, der Herr wird mir, um des guten Zweckes willen, verzeihen. Ich bekam das Haus nämlich nur unter dem Versprechen, daß ich mich von jetzt ab zur katholischen Religion halten wolle. Ich muß also fleißig zur Kirche gehen. Im Herzen natürlich bin ich ein treuer Lutheraner geblieben, und der Besuch der Messe u. s. w. ist mir eine solche harte Strafe, daß ich gewiß glaube, Gott wird mir schon, um dieser Pönitenz willen, mein Unrecht vergeben. Alle Tage bitte ich ihn wegen meiner Heuchelei demütig um Verzeihung und lese nach jeder Messe desto eifriger in Bibel und Predigtbuch.“

Mir kamen die Thränen ob solch köstlicher Treue gegen das vierte Gebot, und ich drückte in herzlicher Dankbarkeit des Alten Hand. Ach, wir alle, die zur Zeit in Schwiebussen wohnten, machten es ja um kein Haar besser, als dieser fromme, einfältige Greis! Auch wir wurden regelmäßig zum katholischen Gottesdienst getrieben, und jede Weigerung, selbst krankheits halber, kostete Geld- und Gefängnisstrafen. Ausgewiesen zwar wurde niemand mehr, denn Dohna fürchtete, daß sich die Stadt allgemach ganz entvölkern würde, da sich schon mehr als die Hälfte ihrer Einwohner freiwillig ins Brandenburgische geflüchtet hatte. Es war darum jetzt aufs strengste verboten, Schwiebussen zu verlassen, und die Pichtensteiner hielten strenge Wacht.

Wir standen jetzt also ganz und gar in der Gewalt der gegenwärtigen katholischen Obrigkeit, die es nicht an allen erfindlichen Martern und Qualen fehlen ließ, uns ihrem Willen geneigt zu machen. Im Herzen jedoch war die ganze Gemeinde gut lutherisch geblieben, und wenn Kaiser Ferdinand, der andere, in seiner Antwort auf das Statutum schreibt, daß: „die uralte, römisch-katholische Religion in Schwiebussen wieder in einem guten Flor stünde,“ so ist daran kein wahres Wort! „Der Flor“ ist nur äußerlicher Schein, das weiß Herr Kadan ganz genau und verfährt darum mit äußerster Strenge. Trotzdem kann er nicht hindern, daß heimlich in der Nacht in Kellern und Scheunen evangelischer Gottesdienst gehalten wird, und die meisten Kinder von Herrn Tzetschnovius längst evangelisch getauft sind, wenn sie der katholische Pfarrer zur Kirche bringen läßt. Auch viele Paare hat unser Pastor auf diese Weise getraut, also daß, wenn Revision erfolgen sollte, es sich herausstellen würde, daß auch nicht ein einziger Schwiebuser vom lutherischen Glauben gefallen ist.

Von meinem herzlieben Bruder Renatus habe ich, Gott sei es gefallt! nichts weiter erfahren können, als daß derselbe

wirklich von Schwiebussen fortgebracht worden ist. Wohin? weiß niemand zu sagen, und Hanna Pfeffer, die mir eine rechte Trösterin meiner Einsamkeit geworden ist, erzählte mir, daß sie umsonst versucht habe, des Knaben auch nur ein einzig Mal ansichtig zu werden.

Ich kann also nichts weiter thun, als die ganze traurige Sache dem Herrn überlassen und fleißig für den Verlorenen beten.

Zu dieser großen inneren Noth und Bedrängnis hat sich im verflossenen Jahre wieder die böse Krankheit, die Pest, gesellt. Die Menschen sterben wie die Fliegen und man kann nichts besseres thun, als sich allstündlich auf das eigne Ende vorzubereiten!

Auch eine schlimme Hungersnot haben wir gehabt, und die Katholischen thaten alles Mögliche, sich diesen Umstand zu nuß zu machen. Sie boten den Darbenden Geld und Brot an, wenn sie sich endgültig verpflichten wollten, katholisch zu werden. Doch ist, Gott sei Dank, kein Einziger auf diesen Handel eingegangen! Wir haben unsere Noth dem Herrn befohlen, und der hat zur rechten Zeit geholfen!

Ostern 1631.

Kadan hat leider entdeckt, daß unser alter Primarius Tzetshnovius im geheimen evangelische Amtshandlungen verrichtete! Der treue Greis mußte schwere Strafe leiden und wird nun in seinem Hause wie ein Gefangener gehalten.

Der große Krieg zieht sich jetzt auch in unsere Gegend, und unsere Herzen schlagen in Furcht und Hoffnung zugleich. Wird uns Gustav Adolf, der evangelische Schwedenkönig, der jubelnd begrüßte Retter vom römischen Joch, wird er auch uns Hilfe bringen?

Vorläufig freilich empfinden wir nur die große Plage der fortwährenden Truppendurchmärsche und Einquartierungen von Kaiserl. Seite. Denn seitdem König Gustav Adolf Stettin,

Garz und Greifenhagen eingenommen hat, ziehen sich die geschlagenen Kaiserl. Truppen immer mehr in unsere Gegend.

Zum Glück läßt die gegenwärtig noch immer in der Stadt herrschende Pest die Soldaten nie lange hier weilen. Völl Furcht und Grauen machen sie sich immer sobald als möglich von dannen. Aus diesem Umstand kann man wieder einmal ersehen, wie Gott selbst das Übel zum Guten wenden kann.

Weihnachten 1632.

Seitdem ich zum letztenmal in dieses Buch geschrieben, hat sich im innern und äußeren Leben der Stadt nichts geändert. Wir werden nach wie vor um des Glaubens willen geplagt, und es ist schon dahin gekommen, daß man die verstorbenen Protestanten nicht mehr auf dem, doch ursprünglich evangelischen Gottesacker beerdigen läßt. An Wegen und Zäunen, in Feld und Garten, werden sie ohne Sang und Klang eingescharrt! Nun, Gott der Herr wird am Auferstehungstage die Stätten schon zu finden wissen, wo seine treuen Bekenner schlafen!

Meiner guten Freundin Hanna Pfeffer ist große Freude und zugleich großer Schmerz zu theil geworden. Rittmeister Manuel von Lenzen, dessen Hand sie einst, trotz ihrer großen Liebe, um des Glaubens willen ausschlug, ist an einem Sommertage schwer verwundet bei der noch immer Geliebten eingekehrt und hat gebeten, bei ihr sterben zu dürfen.

Wer beschreibt der treuen Hanna leidvolles Glück! Tag und Nacht wach sie nicht vom Lager des Todwunden, der endlich sanft und still in ihren Armen starb. Vor seinem Ende hatte sie noch die traurige Genugthuung, ihn aus vollster Überzeugung zum Luthertum übertreten zu sehen.

Zu spät für ihr beiderseitiges, irdisches Glück! Doch Gottes Gedanken sind nicht unsere Gedanken, und was er thut, ist immer wohlgethan!

Januar 1633.

Hanna Pfeffer ist ihrem Bräutigam in die Ewigkeit nachgefolgt! Als in den ersten Tagen des neuen Jahres die böse Pest mit erneuter Heftigkeit auftrat, erlag ihr auch die treue Armen- und Krankenfreundin. Wohl ihr! sie hat alles Leiden dieser Zeit überwunden!

März 1633.

Gestern wurde unser hochverehrter, alter Primarius, Herr Michael Tzetschnovius, in seinem Garten unter dem Birnbaum ohne Sang und Klang begraben. Gott schenke ihm die ewige Seligkeit!

Ach, wie gern hätten wir dem frommen, treuen Pastor ein ehrliches Begräbniß geschafft! Aber alle Bitte an zuständiger Seite waren vergeblich!

„Die Schweden kommen!“ Möchten sie uns Ruhe und Glaubensfreiheit bringen!

Ostern 1633.

Über Bitten und Verstehen hat der Herr unsere Gebete erhört! Wir haben volle Glaubensfreiheit! und indem ich dies niederschreibe, zittert meine Hand vor Freuden!

Der schwedische General Baudis, der Mitte März mit seiner gesammten Reiterei nach Schwiebussen kam, setzte gleich die katholischen Geistlichen ab und schaffte Ordnung in der Stadt. Die geflohenen und vertriebenen Bürger kehrten aus den Grenzstädten zurück, und der ganze Rat wurde wieder mit evangelischen Männern besetzt. Auch Abraham Hirsckorn kam mit den Seinen und nahm alsbald den Bürgermeisterstiz ein.

Als auf diese Weise die gute, alte Ordnung wiederhergestellt war, berief man vor allen Dingen den vertriebenen Herrn Diakonus Gebel zurück und machte ihn zum Pastor Primarius. An einem herrlichen Frühlingstage zog der lang entbehrte, verehrte Geistliche mit den Seinen, die sich inzwischen um einen Sohn vermehrt hatten, in Schwiebussen ein. Was

war das für ein Freudentag! An allen Orten und Enden sahe man frohe, erwartungsvolle Gesichter, sollte doch nun, nach fünf langen, langen Jahren, in der lieben Pfarrkirche der erste evangelische Gottesdienst gehalten werden!

Wie damals an jenem betäubten Scheidetage die Bürger ihrem Seelsorger fast bis Willkau das Geleit gegeben hatten, so zogen sie ihm jetzt nun wieder in freudiger Hast entgegen. Ein vielhundertstimmiges: „Willkommen!“ erscholl, als man des Wagens mit den lieben Reisenden ansichtig wurde. Als das Gefährt hielt, trat Abraham Hirschkorn mit dem Magistrat heran und sagte freudestrahlend: „Gott zum Gruß, Herr Magister! Der Herr segne Euren Eingang!“

Da sprang Gebel vom Wagen und fiel dem alten Freunde freudeweinend um den Hals: „Gott sei ewig Preis und Ehre, daß er uns diesen frohen Tag geschenkt hat!“ Nun begann ein freudig Grüßen hin und her, und auch Frau Dora und die beiden Kinder bekamen ihr reichlich Theil.

„Gottwillkommen allesamt in der lieben Heimat!“ rief Hirschkorn und reichte der „verehrten Frau Gebatterin Gebel“ und seinem Patenkinde, Katharina Baptista, fröhlich die Hände. Langsam bewegte sich nun der ganze Zug nach der Stadt zurück.

Als man am Kreuzthor ankam, begannen alle Glocken zu läuten, und Hirschkorn stimmte an:

„Ein' feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen!
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns jetzt hat betroffen!“ u. s. w.

Brausend fiel die ganze Gemeinde ein; und so unter den Klängen des Schutz- und Trutliedes Dr. Luthers zogen die um ihres Glaubens willen Vertriebenen in tiefster Bewegung in die Heimat ein.

Am andern Tage, am Sonntag, fand der erste, evangelische Gottesdienst statt und gestaltete sich zu einer allen Theil-

nehmern unvergeßlichen Dank- und Siegesfeier! Freudeweinend saß Jung und Alt in den Bänken, und als Gebel die Kanzel bestieg, erscholl es, wie aus einem Munde:

„Herr Gott! Dich loben wir,
Herr Gott! wir danken Dir!“

Den Text zur Predigt lieferte dem Hrn. Pastor des einstigen Schwiebusser Rektors, Jakobus Ebertus (der nachgehends Doktor und Professor der Theologie zu Frankfurt a/D. wurde) bekanntes Lied: „Du Friedefürst, Herr Jesu Christ.“

Am Nachmittage dieses denkwürdigen Sonntages fand dann noch eine ergreifende Feier statt: Auf Befehl des schwedischen Generals, der noch in der Stadt weilte, sollte unser verstorbener Primarius Tzetschnovius, dem unter katholischem Regiment ein ehrlich Begräbniß verweigert war, ausgegraben und nun mit allen kirchlichen Ehren in der Pfarrkirche neben seinen vorangegangenen Amtsbrüdern beigesetzt werden. Der Bürgermeister hatte dazu schon alles Nötige vorbereiten lassen, und zur bestimmten Stunde zogen unter dem Geläut der Glocken Geistlichkeit, Magistrat und Schule, nebst vielen schwedischen Soldaten, nach dem Ruheplatz des alten Pastors. Der Totengräber und seine Gehilfen öffneten das Grab, und bald war der Sarg herausgehoben und von der Erde gereinigt. Nun nahmen die Träger den Sarg auf ihre Schultern, und unter fortwährendem Geläut ging der Zug nach der Pfarrkirche, wo die Gemeinde bereits vollzählig versammelt war.

Primarius Gebel hielt dem heimgegangenen Amtsbruder über: „Ei, du frommer und getreuer Knecht,“ eine gar erbauliche Grabrede, und manch Auge wurde naß um den alten, langjährigen Seelsorger. Nach beendeter Feier setzte man den Sarg unter dem Altar der Kirche neben Jakob Schickfuß und Magister Pfeffer bei. Möge der müde Leib des Gottesmannes in Frieden dort ruhen bis zum Tage der Auferstehung!

Am Abend dieses ersten evangelischen Sonntages ging ich zu meiner Freundin, Frau Dora Gebel, der ich alle Begebnisse der letzten Jahre ausführlich erzählen mußte. Bitterheiße Thränen weinte sie, als ich vom Tode ihres lieben Pflegebruders Manuel von Lenzen und seiner Braut Hanna Pfeffer berichtete.

„Ach, warum erkannte der fromme Katholik nicht eher die Wahrheit des Evangeliums!“ seufzte sie. „Dann konnte Manuel seine Hanna heiraten, gab das wilde Soldatenleben auf und lebte jetzt vielleicht mit seinem holden Weibe in Glück und Zufriedenheit auf dem väterlichen Erbgute!“

„Was Gott thut, das ist wohlgethan!“ sagte der hinzuge tretene Diakonuß ernst. „Wenn wir auch nicht begreifen können, warum er so und nicht anders handelt: Sein Wille ist doch stets gerecht und gut!“

Weihnachten 1634.

In ziemlicher, äußerer Ruhe und vollster Glaubensfreiheit haben wir die letzten beiden Jahre verlebt! Wer niemals Glaubensnot und -Verfolgung erlitten hat, kann sich unmöglich vorstellen, wie hoch wir jetzt die freie Ausübung des lutherischen Bekenntnisses schätzen!

Alle Unbequemlichkeiten und Lasten des Krieges sind leicht zu tragen im Vergleich mit der Schreckenszeit unter den Dichtensteinern! Und obgleich die immerwährende Ginquartierung keineswegs zu den Annehmlichkeiten zählt, wollen wir solches alles gern leiden, wenn uns nur fernerhin die Glaubensfreiheit erhalten bleibt!

Von meinem Bruder habe ich bis jetzt trotz aller gethanen Nachforschungen auch nicht die geringste Nachricht erhalten können! O, wie schwer ist doch der Gedanke zu ertragen, daß er widerstandslos römischer Gewalt und römischen Einflüssen anheimgegeben ist!

Oktober 1635.

In den letzten Monaten ist Schwiebussen über Gebühr von Kaiserl. und besonders Kurfürstl. Sächsischer Einquartierung heimgesucht worden. Wir haben furchtbare Tage mit der rohen Soldateska verlebt, bis der Magistrat solches endlich nicht länger mit ansehen konnte und ein demüthiges Bittschreiben an den Kurfürsten von Sachsen absandte.

Daraufhin kam Ende Mai folgende Antwort:

Sr. Churfürstl. Durchlaucht zu Sachsen Resolution auf C. C. W. Rathes und sämmtlicher Burgerschaft unterthäniges Suppliciren, in Sachen die schwere und hochverderbliche, Churfürstl. Sächsische, Bösische Einquartierung betreffend.

Dem Durchl. Churfürsten zu Sachsen und Burggrafen zu Magdeburg u. s. w. u. s. w. ist des Großglogauischen Fürstentums Weibbildt Stadt Schwiebussen, unterthänigstes Suppliciren gebührend vorgetragen. Die weil nun Höchst gedachte Ihre Churfürstl. Durchlaucht wie es in einem undt dem andern, undt also auch der Unvermögenden halber zu halten, sich gegen die Großglogauischen Stände, undt Ihren Abgefertigten Hans Fabian von Kottwitz, in Schrifften erkläret: Alß laßen es Ihre Churfürstl. Durchlaucht darbey allerdinge bewenden undt wirdt mehrberührte Stadt Schwiebussen, ihre Notdurfft bei ihnen, den Ständen, anzubringen wissen.

Signatum Dresden, am 14. May 1635.

Johann George, Churfürst Mp."

Man sieht aus dieser kurfürstl. Antwort gerade keine Zusage von Abhilfe. Doch verließen die besagten, sehr lästigen und räuberischen Truppen die Stadt am 25. Juli 1635. Allein unsere Freude darüber hatte keine lange Dauer, denn gleich

nach dem Abzuge der Sachsen erhielten wir zur Deckung der Grenzen, wie es angeblich hieß, eine noch viel stärkere kaiserl. Cinquartierung, die gegenwärtig noch in der armen Stadt haust.

Umsonst hat sich der Magistrat an die Stände und den Herzog zu Münsterberg in Schlesien um gnädige Erleichterung gewandt. Ich will aber hier mit der genauen Aufzählung aller Kriegsplagen, die wir tagtäglich erdulden müssen, niemand langweilen. In dieser betrübnen Zeit weiß ja jedermann, wie es den armen Einwohnern zu gehen pflegt!

Weihnachten 1636.

Es ist alles noch beim Alten. Die Cinquartierungen und Erpressungen dauern fort! Trotzdem sind wir alle aber eigentlich ziemlich getrosten Mutes, denn das Beste in der Welt, die „völlige Glaubensfreiheit“, genießen wir noch ungestört.

Ostern 1637.

Ein großes Unglück hat abermals die arme Stadt getroffen!

Am 21. Januar, abends zwischen 7 und 8 Uhr, entstand in dem Hause des Fleischermeisters Zacharias Hahnfeld am Ringe eine Feuersbrunst, die sich bei dem herrschenden Winde so schnell ausbreitete, daß bald die Kreuzgasse, die Kirchgasse und der Ring (Markt) in Asche lag. Auch die Kirche begann zu brennen, und nur den größten Anstrengungen gelang es endlich, das werthe Gotteshaus vor gänzlicher Zerstörung zu bewahren. Doch sind der oberste Teil des Turmes und das Dachgesperre vollständig abgebrannt.

Mein Vaterhaus ist, Gott sei Dank, verschont geblieben, aber sonst ist die Not allenthalben sehr groß, und es hat viel Mühe gekostet, alle Obdachlosen unterzubringen. So wie mein Urahne Michael Sckerle im ersten Teil dieses Buches das große Brandunglück anno 1541 beschreibt, ist es fast auch diesmal wieder!

Meister Zacharias Hahnfeld, bei dem das Feuer auskam, und der deswegen, nach dem hiesigen Gesetz, an Leib und Leben gestraft werden sollte, ist endlich auf sein und seiner Familie flehentliches Bitten diese Strafe erlassen und folgender Bescheid erteilt worden:

„Demnach am abgewichenen 21. Jan. a. c. 1637 bey Zacharia Hahnfeld, dem Fleischer, welcher am Ringe zwischen Herrn Heinrich Müllers und Herrn Jakob Georgens Häusern gewohnet, zwischen Sieben und Achten des Abends eine Feuersbrunst entstanden, wodurch nicht allein die Creutzgasse, undt das eine Viertel am Ringe, als iziger Zeit bewohnteste und beste Ort der Stadt, besonders auch die Kirche, bis auffs Gewölbe, nebst dem obersten Teil des Kirchturms, worinnen die Glocken gehangen, so auch zerschmolzen und heruntergefallen, wie ingleichen die Cappelaney undt die umb die Kirche undt Schule liegende Häuser (ausgenommen die Schule, Pfarrhauß, des Herrn Doctoris und des Glöckners Wohnungen) im Feuer erbärmlich auffgegangen, und in Asche geleyet worden, daß hierauff gerügter Hahnfeld in gefängliche Haft genommen, und demselben, vermöge der hiesigen Statuten, zu Leib und Leben gegriffen werden wollen, undt endtlich aber, nachdeme er etliche Wochen im Gefentnuß geseßen, und beynebenst mit thränenden Augen, so oft er vor C. C. Rath gefordert worden, beklaget, daß es ihm herzlichen Leid wäre, daß bey ihm die Feuersbrunst entstanden wäre, so seine Nachbarn um ihren bißsen brot gebracht, undt ins Betrübnisse gesezet hätte, darbey auch umb Gottes Willen zum fleißigsten gebeten, weil er und seine Chewirtin mit guttem Gewissen betheuren können, daß ihnen nicht bewust, wie und welcher Gestalt die gerügte Feuersbrunst bey ihnen entstanden wäre, undt also auch nicht wüßte,

sambt es von ihnen und den Ihrigen vorsehlichen oder durch üble Wirtschafft, deren sie wohl bezüchtigt werden wollten, verursacht wäre worden, ihnen solches zu verzeihen undt zu vergeben, E. E. Rath dannenhero aus beweglichen Ursachen ihnen, Hahnfelden, heute dießen Bescheid erteilet:

1) Daß es ihme zwarsten aus Christlicher Liebe vorziehen, auch ihme undt den Seinigen inskünftige nie keinen Argen gedacht werden, darnebenst er aber zu bessere Wiedererbaumunge der Kirchen 100 Rthlr. erlegen sollte.

2) Weil auch hiebevorn an dem Ort, wo die Feuersbrunst entstanden, die Häuser sehr nahe an einander gebauet gewesen, und gegen der Hohen Obrigkeit, und gemainen Stadt E. E. Rath, sich nicht wohl getrauet zu verantworten, da hinwiederumb die Häuser so uff einander, wie vormahls geschehen zu bauen, verstattet sein sollte, weil leichtlich in solchen engen Häußern, welche alle Brauhöfe sein, ferner Unheil entstehen könnte, demnach so soll oftgemelter Zacharias Hahnfeld seine abgebrannte Stelle hinsüro und zu ewigen Zeiten nicht wieder auffbauen, sondern selbst zu den umbliegenden Häußern gezogen werden. Es will aber E. E. Rath, ihme, dem Hahnfeld, weil er vielfältig gebeten, daß man doch Gnade vor Recht gehen, und dafern er ja nicht uff seiner Brandstelle zum Bauen wieder gelangen könnte, ihme einen andern Ort zum Bauen anweisen wollen lassen, wenn er wird. wieder eine Stelle undt Hauß auffbauen wollen uff sein ferners Ansuchen, aus sonderbaren Ursachen so der Hohen Obrigkeit und dießer gemainen Stadt Interesse concerniren, an einem andern, bequemen Orte einen andern Raum und Ort, wohin er seiner Gelegenheit nach, ihme ein Hauß wird bauen

können lassen, einräumen und übergeben, Wornach sich vielgerügter Zacharias Hahnfeld zu richten undt hiefür auf sein Feuer im Hause besser Achtunge zu geben wird wissen.

Actum ufm Rathhause zu Schwiebussen den 4. Martii An. 1637."

Wir alle, die wir den ehrlichen Meister Hahnfeld näher kennen, sind hoch erfreut über diesen Bescheid, denn es wäre doch entsetzlich gewesen, wenn der arme Mann, dessen Hab und Gut in den Flammen aufgegangen ist, dafür an Leib und Leben bestraft worden wäre! Es ist ja freilich überaus traurig, daß durch dieses Unglück eine so große Anzahl Bürger in große Not geraten ist, aber das Feuer hätte ja ebenso gut bei jedem andern auskommen können! Bei der hier herrschenden Sitte der allgemeinen Braugerechtigkeit (d. h. viele Hauswirte dürfen all vierzehntägig nach Belieben Bier brauen; man nennt die sechzig Besitzer, denen dies uralte Recht zusteht: „Brauverwandte“ und die Geseke und Privilegien, die ihnen insolgedessen gehören: „das Braurbar“) kann solches Schicksal gar leicht passieren.

Weihnachten 1637.

Daß Gott erbarm! was haben wir doch im verflossenen Jahre für Elend ausstehen müssen! Kaum war der niedergebrannte Stadtteil zur Not aufgebaut, da bekamen wir schwedischen Besuch! Aber diesmal zeigte sich derselbe nicht wie sonst als Freund, sondern als grimmer Feind!

Ich saß am Abend des 6. Juli 1637 ahnungslos bei Dora Gebel. Da ertönte mit einemmal auf der Straße wüstes Lärmen und Geschrei, und als wir erschrocken zum Fenster hinausfahen, zog eben ein ansehnlicher Zug Soldaten plündernd und raubend durch die Stadt. Wie wir nachher hörten, waren es Soldaten des Generals Bannier, die auf dem Rückzuge

begriffen, sengend, mordend und brandschlagend das Land durchritten.

Voll Schrecken steckte der Primarius gleich uns Frauen und Kinder in einen großen, verborgenen Wandschrank, dann schritt er ruhig den schlimmen Gästen entgegen. Die fingen auch gleich in einer Weise zu haufen an, daß uns himmelangst wurde. Alles was nicht niet- und nagelfest war, wurde davon geschleppt, und als die Räuber endlich abgezogen, standen wir vor einer geradezu unglaublichen Verwüstung!

Vom Pfarrhaus aus begab sich die wilde Horde nach der Kirche und plünderte auch diese rein aus. Was noch sonst für Schandthaten von den Schweden verübt wurden, will ich hier übergehen! Ich wagte mich an jenem Abend überhaupt nicht nach Hause, sondern blieb bei Gebels, bis die schlimmen Gäste fort waren. Wie ich mein Heim wiederfand, kann man sich ungefähr denken! Es brauchte Wochen, ehe einigermaßen Ordnung geschafft wurde!

Und doch war diese Plünderung noch lange nicht die schwerste Züchtigung, die uns traf! Ach, von neuem sollten wir der nur so wenige Jahre genossenen Religionsfreiheit beraubt werden! Die Kaiserl. Truppen gewannen schon im Sommer in unserer ganzen Gegend die Oberhand, und nach und nach verbreitete sich das traurige Gerücht, daß es mit dem evangelischen Leben in Schwiebusen nun bald ein Ende haben würde.

Und so war es leider Gottes auch. Bereits am 29. September 1637 empfangen sowohl der Magistrat als auch der Pfandesinhaber drohende Befehle, die lutherischen Geistlichen, Herrn Gebel und seinen Diakonus Michael Schönknecht, abzusetzen und dem katholischen Pfarrer Peter Kadau die Kirche einzuräumen.

Zur nachdrücklichen Unterstützung dieser Forderung langten auch alsbald Kaiserl. Soldaten an. Bereits am 4. Oktober 1637

war alles wieder in katholischer Gewalt, und Gebel mit den Seinen abermals auf der Flucht!

Ich will nicht unterlassen, hier die wortgetreue Abschrift des verhängnißvollen kaiserlichen Befehles einzufügen.

Kaiserl. Resolution,

Welche sämmtliche sieben Städte des Fürstentums Großglogau in Sachen die Zulassung des freyen exercicii der Augspurgischen Confession, betreffende, empfangen:

Der Röm. Kaiserl. auch zu Hungarn und Böhmeib Königl. Majestät, unserß allergnädigsten Herren, wegen der Glogauischen Städte Anwesenden Abgeordneten hie mit anzuzeigen. Allerhöchstgedachter Thro Kaiserl. Majestät, wäre der Nothdurfft nach ausführl. referiret undt vorgetragen worden, was sowohl bey dero hochgeehrtesten Herrn Vattern, der nunmehr in Gott ruhenden, Kaiserl. Majestät, gloriwürdigsten Andenkens, als auch bey iht regierenden Kaiserl. Majestät, sie in Sachen die gesuchte Veränderung des Religionswesens, in selbigen Städten betreffend, so münd- als schriftlich angebracht haben.

Sintemahlen aber Allerhöchstgedachte Ihre Kaiserl. Majestät nicht ermessen können, wie die Chatholische Geistliche, Bürger und Inwohner dazu kommen, daß sie ihres Juris quaesiti, welches sie sowohl durch die vor Jahren, in selbigen Städten der Religion halber, aufgerichtete von dero hochgeehrtesten Herrn Vatter confirmirten auch eglliche Jahre hernach aneinander, bis zu des Feindes Zeiten, ohne einzige Contradiction in offenem Gebrauch und Übung, befestigten Statuten als auch durch Kaiserl. Resolution erworben, sogleich entsetzet, oder wenigstens deterioris conditionis, ohne ihren Verschuld, gemacht werden könnten, ingleichen seheten sie nicht, daß wider den Friedensschluß, und insonderheit den, wegen

des Landes Schlesien, publicirten Friedens-Recess, daß wenigste angeschafft oder fürgenommen worden wäre, sondern befänden vielmehr gnädigst, daß dero höchstgedachter Herr Vatter zu dem, daß Ihre Majestät hochseligen Gedächtnis, das Stadtwesen in den vorigen Stand undt Verfassung, darinnen es vor der feindlichen Verwaltung gestanden, zu setzen anbefohlen, genugsam Zug undt Recht gehabt, auch von Justiz und Ihres Hochtragenden Ampts wegen sonderlich auf der Interessierten öfters Anhalten weniger thun können. Dannehero so lassen es auch mehr Allerhöchsternannt ist Regierende Kaiserl. Majestät darbey allerdinge verbleiben, undt wollen diesem nach, obgemesle Städte zu gehors. Submission, und schuldigen Gehorsam gewiesen, der Stadt Schwiebussen hiemit aber in Ernst auferlegt haben, daß sie ohne längern Anstand undt Aufenthalt ihre Praedicanten abschaffen undt hindanfertigen, auch sonst im übrigen sambt den andern Städten, dem Kaiserl. Restitutionsbefehl allerdinge gehorsame Vollziehunge thun, welchem nach sich nun oberwehnte Abgeordnete zu richten, und ihren Prinzipalen relation zu thun wissen werden.

Decretum, den 4. September An. 1637.

Praesentat. den 29. September An. 1637.

Extrakt der Kaiserlichen Resolution an den vollmächtigen Landeshauptmann des Fürstentums Glogau, in Puncto religionis ergangenen und zu Ebersdorf den 4. September datierten Schreibens:

„Hoch- und Wohlgeborener, lieber Getreuer! Wir wollen Dir in Gnaden nicht vorhalten, daß bey Uns die Städte Unfers Glogischen Fürstentums ihre Abgeordnete gehabt, und um Zulassung des freien Exercitii

der Augspurgischen Confession gehorsamst anhalten und bitten lassen; wessen wir sie nun hierauf beschieden, dessen hast Du Dich aus hierbei kommender Abschrift zu berichten.

Und demnach Wir sowohl aus der Abgeordneten Anbringen, als auch Deinem Bericht verstanden, wasgestalt die Stadt Schwiebusen die Prädikanten dato nicht fortgeschaffet, sondern dieselben, unterm Schutze des Pfandesinhabers, noch immerfort aufhalten sollen; wir aber in selbiger Stadt nicht weniger, als in anderen Reichbildstädten, die anbefohlene Restitution werkstellig gemacht und vollzogen wissen wollen: Als haben wir zwar den Abgeordneten dessen gehorsamste Vollstreckung, selbiger Stadt einzuhalten mitgegeben, Dir aber hiemit in Kaiserl. Gnaden anbefehlen wollen, daß Du nicht allein auf die That, und damit solches wirklich geschehe, Deine Amtsaufsicht fürwendest und bemelten Rat hiezu anhaltest: sondern auch den Pfandesinhaber bey Verlust seines Pfandrechts, der Sachen müßig zu gehen und die angeschaffte Restitution, weder per directum, noch indirectum weiter zu hindern auferlegest; im Fall er aber in seiner Widersetzlichkeit wider Unser Verhoffen fortführe, so hast Du Uns solches mit Deinem Gutachten zu berichten u. s. w.

Ferdinand. Praes. den 29. September 1637.

Des Vollmächtigen Landeshauptmanns des Fürstentums Glogau Befehl an den Hauptmann und Pfandesherrn zu Schwiebusen in Puncto religionis:

Meinen Dienst und freundlichen Willen zuvorn. Edler, Ehrenvester, guter Freund!

Ich hatte mir wohl eingebildet, ich würde bey Euch bessern Credit und zugleich Amtsrespect finden, als ich bis dato erfahren müssen. Hab wohl vermeint, daß

meine treuherzigen Warnungen wegen Abschaffung der Prädikanten zu Schwiebussen und Restituirung des von Euch ordentlich präsentirten, vom Herrn Bischof investirten, und nochmals legitime introducirten Pfarrers, des Ehrwürdigen, Wohlgelehrten Peter Kadau, Statt verlangen würden; ich muß aber nun ungern sehen, daß Ihr meine treuherzige Meinung hindansetzet, diesem, was ich bey Euch anordne nicht pariren, noch einen Mandatarium herschicket; in der Kirchen Restitution seltsamer Worte Euch verlauten lassen, daß Ihr solches nicht thun würdet, bis Ihr Ihrer Kaiserl. Majestät Siegel würdet gesehen haben, und auch nicht verstehen, ja, mit einem Worte zu reden, dieses noch zu vortreten, und zu Fobiren Euch unterstehen wollet, was durch Vermittlung und Hülff des Feindes in Schwiebussen vorgangen, und Euch also dessen allen theilhaftig zu machen nicht Schen traget, welches Ihr heut oder morgen schwer zu verantworten haben werdet, also lasse ich meines Theils auch dahin gesehet seyn.

Auf daß Ihr aber sehen sollet, daß diese Sachen nicht von meinem Kopfe herrühren, als überschicke ich Euch beyliegend, wie eynen Extrakt des Kaiserl. Befehls, also auch an die Städte ergangene Dekrets-Abschrift (welches Zweifelsohne Ihr allbereit, also das Kaiserl. Siegel werdet gesehen haben), aus welchen allen Ihrer Kaiserl. Majestät ernstlicher und endlicher Wille genugsam zu vernehmen u. s. w.

Als befehle Ich im Namen höchstgedachter Ihrer Kaiserl. Majestät unseres allergnädigsten Herren, Euch hiemit ernstlichen, und zwar, unter Verlust Eures Pfandrechts, daß Ihr, wie vor Euch selbst, also auch durch Anhaltung des Raths, weil sich doch der Rath zuvor allezeit mit Euch entschuldiget, alsobald nach Empfang

dieses meines Amtsbefehls, Eure Prädikanten nicht allein aus den Kirchen, sondern auch aus der Stadt zu schaffen, Herrn Petrum Kadau seiner Kirchen restituieret und ihnen alle die bey der Prädikanten Zeiten vorenthaltne Decem und Zugehörunge wieder zurück zu geben. Da denn gemelter Pfarrherr von mir Befehlich hat, mich alsobald zu berichten, wie Ihr Euch in dem Einen oder Andern gehorsam zeigen werdet, welches ich Euch nicht verhalten wollen.

Großenglogau, den 26. September. An. 1637.

George, des heil. Röm. Reichs, Grafe von Oppersdorf, Freyherr zu Nith und Friedstein, Herr auf Oberglogau und Friedeck, Röm. Kaiserl. Majestät Rat, und des Fürstentums Glogau vollmächtiger Hauptmann."

So war denn also wieder die vorige schreckliche Zeit der Religionsverfolgung in Schwiebussen eingekehrt! Dazu plagte uns die Kaiserliche Einquartierung unter dem General Peter Göke, welche Ausgang dieses Jahres auch noch nach der armen Stadt kam, auf eine fürchterliche Art und Weise!

Manch einer will jetzt verzagen und meint, solch doppelte Elend sei auf die Dauer nicht zu ertragen! Nun freilich, wenn wir nicht noch den starken Helfer da droben hätten, möchte man den Kleinmütigen recht geben!

„Aber Deine Güte, Herr! macht es, daß wir noch nicht gar aus sind!“

Gott hat uns auch äußerlich nicht ohne Trost und Aufrichtung gelassen!

Herr Primarius Gebel, unser treuer Seelsorger, hat es diesmal nicht über's Herz gebracht, die arme Gemeinde ganz zu verlassen. Er hat die Seinen von Wilkau aus allein nach Müncheberg geschickt, und ist selber beim Pfarrbauer in Wilkau

geblieben. Von dort aus kommt er jeden Sonnabend, unter allerlei Verkleidung, in die Stadt und hält hie und da in den Häusern Gottesdienst. Ja, er hat sogar gewagt, an hellen Tage eine alte Kranke aufzusuchen und ihr das heilige Mahl zu spenden!

Möchte er nur recht, recht lange unentdeckt seinen heimlichen gesegneten Weg gehen können! Zwar die Verkleidung, die der mutige Mann gewählt hat, ist ausgezeichnet gelungen, so daß selbst die besten Freunde ihn nicht zu erkennen vermögen, ehe er redet. Als er das erstemal, als alter Bauernknecht, mit einem Sack Kohl zu Abraham Hirschkorn in die Stube trat, wies dieser den Eindringling unwillig hinaus. Da nahm Gebel die weiße Perücke ab, und nun erkannte der andre mit unendlicher und großer Freude den werten Gast.

Die Folgen dieser Hirtentreue unseres Seelsorgers sind natürlich nicht ausgeblieben, und Herr Kadau beklagt sich bitter über die Starrköpfigkeit der kegerischen Gemeinde. Ich glaube es gern! Der arme Mann hat nicht viel Freude an seinen erpreßten Pfarrkindern! Kein Sonntag vergeht, ohne daß er nicht die Kaiserliche Obrigkeit entbieten müßte, ihm die leere Kirche mit Gewalt zu füllen!

Weihnachten 1638.

Mehr denn ein Jahr lang hatte Herr Gebel die Gemeinde in evangelischer Weise versorgt, ohne daß die römischen Geistlichen dahinter kamen. Endlich jedoch traf es sich so unglücklich, daß die Gegenpartei seine Anwesenheit in Schwiebussen entdeckte. Doch gelang es ihm, Gott sei Dank, sich noch bei Zeiten in Sicherheit zu bringen!

Acht Wochen lang hielt er sich in der Umgegend verborgen. Dann erschien er wieder in der Stadt, und diesmal derartig unkenntlich, daß ihn selbst seine eigne Mutter nicht erkannt hätte. Die blonden Haare waren kurz verschnitten und schwarz gefärbt, und Kinn und Lippen bedeckte ein ebenfalls schwarzer

Knobelbart. Geleidet war er in das buntfarbige, abenteuerliche Gewand der reisenden Doktoren und Zahnbrecher. Auch geberdete er sich ganz und gar nach Art dieser Leute.

Sehr zu statten kam dem Herrn Dr. van Bleeg, so hatte er seinen Namen verdreht, daß die Stadt abermals von schwerer Krankheit heimgesucht und darum jede Hilfe willkommen war. So mietete sich Gebel denn ganz offenkundig in einer Herberge ein und besucht von dort aus alle Tage seine Kranken, denen er auf diese Weise ein geistlicher und leiblicher Helfer ist, da er vor der Theologie wirklich die Arzneikunde studiert hatte.

Julii 1639.

Der Primarius ist abermals in seinem segensreichen Wirken entdeckt, aber Gott sei Dank, auf wunderbare Weise entkommen!

Wochenlang lebte Dr. van Bleeg hier in aller Ruhe, und selbst die zugezogenen Katholiken lobten seine Tüchtigkeit, ohne eine Ahnung davon zu haben, wer in dieser Hülle steckte. Da kam eines Tages eine Abtheilung Kaiserlicher in die Stadt, und noch am selben Nachmittag sah Gebel etliche davon mit mehreren katholischen Einwohnern nach der Pfarrkirche ziehen. In unerklärlicher Neugier schloß sich der Doktor dem Zuge an und war auch bald nicht mehr im Zweifel, was der Zweck dieses Ganges sei.

In das Grabgewölbe der Kirche, wo die treuen evangelischen Pastoren den letzten Schlaf schliefen, wurden die Fremden geführt, und die zugezogenen Schwiebussier Katholiken machten nun den Vorschlag, die Verstorbenen in ihrer Ruhe zu stören und in irgend einem Garten zu vergraben.

Gebel erschrak furchtbar. Es war ihm ein unerträglicher Gedanke, die Ruhe der frommen Männer gestört zu wissen, und in der unvorsichtigsten Weise sprach er seine Entrüstung über solches Vorhaben aus.

Mißtrauisch sahen ihn die Katholiken darob an, und einer sagte unwillig: „Was gehen Euch diese Ketzer an, Herr Doktor? Warum ereifert Ihr Euch ihretwegen?“

„Weil es Christenpflicht ist, die Toten, welcher Glaubens und Standes sie auch sind, in ihrer Ruhe zu lassen,“ entgegnete der Pastor ernst.

„Ach was, mit Ketzern ist das eine andere Sache,“ rief der verblendete Mann, und drang mit seinen Genossen stürmisch auf den kaiserlichen Offizier ein, ihnen zu willfahren.

In größter Aufregung hörte Gebel alles mit an! „Herr, Herr! laß es nicht zu!“ betete er inbrünstig.

Und siehe da! Der vernünftige Offizier wies die Sprecher zur Ruhe und sagte ernststen Tones: „Laßt diese Toten ruhen! Gott hat sich das Gericht über dieselben vorbehalten!“*)

Ein leises: „Gott sei Dank!“ entschlüpfte des Pastors Lippen, argwöhnisch aufgefangen von den Katholiken, die ihn von nun an mit mißtrauischen Blicken beobachteten.

Zwei Tage darauf, als er ahnungslos zu einem Kranken ging, legte sich plötzlich von hinten eine schwere Hand auf seine Schulter, und eine höhnische Stimme rief: „Haben wir dich endlich, du verfluchter Ketzerpfaff!“

Doch in schneller Geistesgegenwart schüttelte Gebel die Hand ab und sprang in eine Hintergasse, von wo aus er, durch Gärten und Höfe, die Straße nach Wilkau erreichte. Doch bald waren ihm auch die Verfolger hier auf den Versen, und schon gab er sich verloren. Da wurde ihm ein Sturz in eine Fuchsgrube zur Rettung! Während er zum Tode erschöpft in dem tiefen Loch lag, eilten die Verfolger rechts und links an ihm vorbei. Bis zum späten Abend blieb er in der Grube liegen, dann ging er vorsichtig nach Wilkau, wo er erfuhr,

*) Eigene Worte des kaiserlichen Offiziers!

daß man bereits allenthalben nach ihm geforscht habe. Nun sah er mit Trauer ein, daß seines Bleibens hier nicht länger war, und machte sich noch in derselben Nacht auf den Weg nach Müncheberg zu den Seinen, die er länger denn ein und ein halbes Jahr nicht mehr gesehen hatte. Von Müncheberg aus schickte er uns durch einen treuen Mann Botschaft von seiner glücklichen Ankunft.

Weihnachten 1639.

Heut, als am Weihnachtsheiligabend 1639, hat der Herr, unser Gott, der hartbedrängten evangelischen Gemeinde von Schwiebussen unbeschreiblich große Freude gewähret!

Wir haben wieder Glaubensfreiheit! Mein Herz geht in Sprüngen, und fast ist es mir wie ein Traum, daß ich soeben aus dem ersten, öffentlichen, evangelischen Gottesdienst zurückgekommen bin!

Der General Lilienhoef, der im Herbst mit seinen Truppen hier einrückte, setzte alsbald den katholischen Geistlichen ab und berief unsern Primarius Gebel aus Müncheberg zurück. Heut mittag ist der treue Mann, zur Freude der ganzen Gemeinde, aus der Fremde zur Heimat gekehrt, und heut abend hat er uns die Christnacht gehalten!

War das ein ergreifender Gottesdienst! So lange ich lebe, werde ich diese Stunde nicht vergessen!

Schon lange, ehe die Glocken riefen, war das weite Gotteshaus bis auf den letzten Platz gefüllt und strahlte im Glanze der unzähligen Weihnachtslichter, denn nach guter, alter Sitte hatte ein jeder Besucher seine Christkerze mitgebracht und angezündet. Gleich vorn in den Bänken saßen viele schwedische Offiziere und Soldaten, allen voran General Lilienhoef.

Nachdem das Weihnachtslied: „Vom Himmel hoch, da komm ich her,“ zu Ende gesungen war, bestieg Gebel die Kanzel, und hielt über den Engelspruch: „Ehre sei Gott in der Höhe,

Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen!“ eine herzbewegliche Predigt.

Zum Schluß sangen wir alle stehend:

„Ein' feste Burg ist unser Gott“.

In manch ernstem Männerauge sah ich bei dem hehren Gesange verstohlene Freudenthränen blinken. Denn ob es gleich kein Weihnachtslied war, so paßte doch gerade heute an diesem Freudentage nach langer, bitterer Glaubensverfolgung, kein ander Wort besser auf uns, als der herrliche Schluß des Lutherliedes:

„Nehmen sie uns den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib!
Laß fahren dahin!
Sie haben's kein Gewinn!
Das Reich muß uns doch bleiben!“

Ach, mein Gott, was hätte ich doch darum gegeben, wenn ich in dieser köstlichen Stunde meinen herzlieben Bruder auf dem Jünglingschor gewußt hätte! Immer, immer noch keine Spur von dem schmerzlich Vermißten! Wo ich auch frage und forsche, niemand kann mir Rede und Antwort stehen! Elf Jahre waren es neulich, daß mir Renatus entrisen wurde; zweiundzwanzigjährig ist er nun, und da sollte er wohl jetzt soviel Willen und Verstand haben, die fremden Fesseln zu zerreißen!

Manchmal zweifle ich überhaupt an seinem Wiederkommen. Vielleicht ist er schon längst gestorben, während die alternde Schwester Tag und Nacht seiner Wiederkehr harrt! Aber nein, er muß heimkommen! Es kann gar nicht anders sein! Sollte Gott nicht hören das Schreien seiner Auserwählten, die zu ihm Tag und Nacht rufen? „Ja, Herr, ich glaube! Du wirst ihn erretten in einer Kürze!“

Weihnachten 1640.

In Kriegsunruhe und Plage ist das verflossene Jahr vergangen. Manchmal wurde es schier zubielt, aber dann trösteten wir uns mit der köstlichen Glaubensfreiheit und dankten Gott von Herzen für dies höchste Gut! Ach, was ist es doch jetzt wieder für eine Lust in die Kirche zu gehen!

Die Stadt ist übrigens so ziemlich aufgebaut. Ich habe nämlich in dem Unglück und Gewirr ganz vergessen, zu melden, daß am 1. Oktober 1640 abermals ein großes Feuer in der Stadt wütete und siebenundvierzig Häuser in Asche legte. Der Brand entstand in dem Gehöft der Frau Tobias Mößnerin durch die Unvorsichtigkeit eines Leibsckützen des Kapitäns Kämpfendorf. Was für Jammer dadurch angerichtet wurde, ist leicht zu ermessen! Da meines Vaters Haus wiederum verschont geblieben, nahm ich so viel Obdachlose auf, als nur irgend Platz hatten.

Weihnachten 1642.

Wieder die alte Geschichte! Tagtäglich Einquartierung das ganze Jahr hindurch!

Da der Generalmajor Stallhaus mit einem Schwedischen corps d'Armée über elf Monate im Kreise lag, hatten wir unausgesetzt von seinen Völkern unliebsamen Besuch. Dann kamen die Pollackischen und Lillienhoedischen Regimenter in die Stadt und quartierten sich auf 19 volle Wochen ein! Es ist ein reines Wunder, wo immer noch die Nahrung für so viel Menschen und Vieh herkommt!

Im August kam die ganze schwedische Armee von Glogau heruntermarschirt und lagerte in der Gegend. Die Kaiserlichen versuchten nun, Glogau zu nehmen, konnten aber nichts ausrichten.

Am 18. August ging eine Kaiserliche Partei mit 500 Pferden durch die Stadt und aßen alles auf, was an Nahrungsmitteln vorhanden war. Kaiserliche und Schweden wechseln immer

ab, und nach einem jeden derartigen Besuche ist man um so und so viel ärmer geworden!

Weihnachten 1644.

Die freie Religionsübung dauert, Gott sei Dank, fort und so können wir das andere, was uns an Kriegslasten aufgelegt ist, wohl in Geduld tragen!

Als im August 1643 der Kaiserliche General Kratau mit 13 Regimentern aus Böhmen nach Frankfurt a. O. und dann Pommern marschierte, nahm er seinen Weg auch über Schwiebusen. Ihm folgte am 20. September desselben Jahres der schwedische General Königsmark mit einem Armeekorps. Als dieser mit seinen Truppen nach einigen Tagen abzog, war in der ganzen Stadt weder Fleisch, Brot, noch Korn aufzutreiben! 1644 quartierte sich das gesamte Lilienhoedtsche Regiment viermal auf Wochen bei uns ein und verursachte uns viel Beschwerden.

Weihnachten 1646.

Es ist merkwürdig, was eine Stadt aushalten kann, ehe sie zu Grunde geht! Wenn man zusammenfasset, was wir in den Kriegsjahren an Einquartierung, Plünderung, Feuer, Raub und Mord gelitten haben, kann ich mich nicht genug wundern, daß man immer noch lebt und satt zu essen hat!

Im Jahre 45 und 46 ging es ganz besonders schlimm in Schwiebusen zu; wollte ich alle Einzelheiten erzählen, so könnte ich Bücher voll schreiben! Als wir 1646 die geforderte Fournée und Contribution wegen Unvermögens nicht leisten konnten, bekamen wir militärische Exekution, die auf eine fürchterliche Weise in der Stadt hauste! Es geschahen Greuel, die niemand nacherzählen kann! Wer mit dem bloßen Leben davonskam, dankte Gott.

Zu allem andern Unglück geriet auch in diesem Jahre nicht die Ernte, so daß überall Not und Sammer herrschte!

Weihnachten 1648.

1647 und 1648 waren, wie alle vorigen Jahre, für uns Angstjahre! Jetzt ist, Gott sei Lob und Dank Friede, aber noch bis zum letzten Augenblick des Kampfes haben wir fürchterliche Plagen ausstehen müssen! Schweden und Kaiserliche wetteiferten, uns Übels anzuthun!

Nun, es ist ja alles überstanden, und wir wollen nicht weiter klagen, sondern dem Herrn für seine gnädige Bewahrung in aller Gefahr von ganzem Herzen Dank sagen!

Möge er in Gnaden geben, daß wir bei wiederhergestellter Ruhe und den alten Verhältnissen auch unsere Religionsfreiheit behalten dürfen!

Januar 1649.

Großer Gott! Dir sei ewig Lob und Dank! Mein Bruder ist heimgekehrt! Raum vermag ich die Freude zu fassen!

Allein und in Erinnerung verloren, saß ich am Abend des Dreikönigstages am flackernden Kaminfeuer. Da pocht es mit einem Mal an die Thür, und ehe ich noch rufen konnte, trat ein großer, dunkelgekleideter Mann herein. Schweigend, wie um Erlaubnis fragend, blieb er an der Schwelle stehen, und betroffen forschend blickte ich auf den seltsamen Eindringling.

Da nahm er die weit herabfallende Kappe vom Haupte, und nun beschien das Licht hell sein schönes, trauriges Gesicht mit den dunklen Augen. Allmächtiger! Wie wurde mir da mit einem Mal zu Mute!

„Renatus!“ schrie ich laut.

Da lag der Heimgekehrte weinend zu meinen Füßen. „Schwester Hanna, kannst du mir vergeben! Darf ich bei dir bleiben?“

Lachend und weinend vor Freude schlang ich meine Arme um des schmerzlich Betrauten Hals. „Gottwillkommen daheim, mein Bruder! Der Herr segne deinen Eingang!“

Da küßte er meine Hände, und sein vordem so düsternes Gesicht hellte sich wunderbar auf.

„Und du fragst nicht, mit welcher Gesinnung ich das Haus meiner Väter betreten habe?“

Ich lachte froh.

„Was soll ich fragen? Daß du überhaupt wiederkommen bist, ist mir Bürgschaft genug. Und nun wollen wir vorläufig nicht weiter darüber sprechen, denn du bist erschöpft und hungrig, und es ist billig, daß ich dir ein Mahl bereite, wie es sich für den heimgekehrten Sohn dieses Hauses schickt.“

„Sage lieber ‚für den verlorenen Sohn,‘“ schaltete Renatus traurig ein.

„Nein, für den Wiedergefundenen!“ rief ich und schaute glücklich in des so lange Entbehrten Gesicht.

Da nickte derselbe leise. „Wiedergefunden, ja wiederfunden! Gott sei Dank dafür!“

Gut ich ging und alles für den Bruder einrichtete, holte ich meinen treuen Freund und Hausgenossen, den fast neunzigjährigen Sost herbei und weidete mich an der Freude des lieben Greises. Mein Vater konnte über die Rückkehr seines Sohnes glücklicher sein, als dieser fromme, alte Knecht!

Nach geschедener Abendmahlzeit nahm ich das Hausbuch und übergab es, nach des seligen Vaters Geheiß, Renatus. Der ergriff es mit zitternden Händen und ging still damit auf sein Zimmer.

Als er am andern Morgen herunterkam, waren seine Augen trübe vom Wachen und Weinen.

„Ich habe alles gelesen, Hanna,“ sagte er traurig. „Hier, nimm das Hausbuch wieder und führe es im Sinne der frommen Vorvorderen weiter, denn niemals soll meine, des gewesenen Abtrünnigen Hand ein einzig Wort hierin schreiben.“

Umsonst versuchte ich ihn umzustimmen. Er blieb fest bei seiner Meinung, und so mußte ich ihm endlich zu Willen sein.

Nachher erzählte er mir unaufgefordert sein ganzes Leben, vom Tage der Entführung an bis heute. Großer Gott! was kam da alles zur Sprache! Von welchen Ränken, Listcn, schrecklichen Greueln und andern bösen Dingen mußte ich hören!

Unmöglich kann und darf ich in diesem Familienbuche alles ausführlich wiedergeben! Nur so viel, als zum Verständnis nötig, sei hier von meines armen Renatus Leben und Leiden erzählt.

Als er damals an jenem verhängnisvollen Tage von der katholischen Obrigkeit widerrechtlich zurückbehalten wurde, war dies keineswegs mit seinem Willen geschehen. Nur angedrohte, harte Strafe und auf der andern Seite lockende Versprechungen ließen endlich seinen Widerstand aufhören. Da man dem armen Jungen alle Tage fälschlicherweise versprach, er solle bald wieder zu Vater und Schwester gebracht werden, wurde er schließlich ruhiger und sein angeborenes, fröhliches Wesen gewann wieder die Oberhand.

Diese Stimmung benutzte Kadau, um den Knaben zu einer förmlichen Erklärung seines Übertritts zur römischen Kirche zu nötigen. (War dies nämlich geschehen, so hatte nach damaliger, himmelschreiender Rechtsverbrechung der evangelische Vater nicht den geringsten Anspruch mehr auf sein katholisch gewordenen Kind.) Doch diesmal hatte sich der Pfarrer verrechnet! Keine Gewalt vermochte Renatus zur Unterschrift zu bewegen, und Kadau sah ein, daß er sich in dem Leichtsinne getäuscht hatte. Es mußten andere Wege zur Gewinnung dieses Kindes gethan werden!

Wenige Tage darauf erhielt Renatus zu seinem Abendbrot, wie schon öfter geschehen, ein Glas Wein. Nach Knabenmanier stürzte er es in einem Zuge hinunter und merkte zu spät den sonderbaren Nachgeschmack des Getränkes. Doch ehe er lange darüber nachsinnen konnte, überfiel ihn eine unbefschreibliche Müdigkeit und er schlief ein.

Als er erwachte, sah er sich verwundert um, und ein entsetztes: „Wo bin ich?“ entfuhr seinen Lippen. Mit noch zwanzig gleichaltrigen Knaben lag er in einem großen Schlafsaal, dessen vergitterte Fenster auf einen von hohen Mauern umgebenen Hof gingen.

Lachend und schwachend umringten die andern Jungen den erschrocken um sich starrenden neuen Kameraden. Aber dieser verstand weder ihre, noch sie seine Sprache. Erst als er in lautes Weinen ausbrach, lief einer hinaus und kam bald darauf mit einem finster aussehenden Mann zurück. Der trat auf Renatus zu und bedrohte ihn heftig, ruhig zu sein. Auf die verzweifeltsten Fragen und Bitten des armen Knaben gab er keinerlei Antwort, und erst als er fortging, sagte er auf deutsch: „Sowie du vernünftig bist und versprichst, zur alleinseligmachenden Kirche überzutreten, sollst du wie ein Prinz gehalten werden. Andernfalls haben wir für Widerspenstige genug Schreckenskammern.“

Mehrere Tage blieb Renatus trotz aller Drohungen fest. Als man aber Ernst machte und ihn die Folterkammer sehen ließ, da brach der Widerstand des kaum Zwölfjährigen. Geduldig ließ er alles über sich ergehen und wurde nun feierlich in die katholische Kirche aufgenommen.

Von da an hörten alle Quälereien auf und er hatte äußerlich ein herrliches Leben, dessen Genüsse nur von Zeit zu Zeit durch die Stimme des Gewissens beeinträchtigt wurden. Die Bilder von Vater und Mutter erschienen vor seinem geistigen Auge und ließen ihn, ob seines Abfalls, nicht zur Ruhe kommen. Befriedigung für Geist und Seele fand der Heranwachsende in den toten Zeremonien der römischen Kirche immer weniger, und in den einsamen Stunden der Nacht suchte er sich oftmals die Lehren seines väterlichen Bekenntnisses ins Gedächtnis zurückzurufen. Allein dies gelang ihm nur ungenügend, und der dadurch entstehende Zwiespalt trieb den

Armen immer wieder von neuem in die ihm reichlich zu Gebote stehenden Zerstreuungen und Genüsse.

Menatus war nämlich in dem böhmischen Kloster, in welches man ihn damals brachte, nur wenige Jahre geblieben. Als man seine glänzende Begabung erkannte und seiner Gesinnung vollkommen sicher zu sein wähnte, brachte man ihn in eine große, berühmte katholische Erziehungsanstalt, wo er neben bedeutendem äußerem Wissen auch das Gift des im geheimen hier herrschenden Unglaubens einsog. Aber das machte weiter nichts aus, wenn man nur äußerlich der katholischen Kirche anhing und diente! Ungläubig durfte man sein, aber beileibe nicht lutherisch-gläubig!

Auf Bestimmung seiner Oberen studierte Menatus die Rechtswissenschaften, weil man sich in diesem Fache bei seiner Begabung und Redegewandtheit den meisten Nutzen von ihm für die Kirche versprach.

Die Schilderung der Studienjahre mit der sich daran schließenden Zeit voll Sinnengenuß, Leichtsinn und Gottlosigkeit war für mich bitter schmerzlich zu hören! Alles, alles war den jungen Leuten erlaubt, wenn sie nur dabei stets der katholischen Kirche und Geislichkeit die Ehre gaben!

Ich mußte lebhaft daran denken, daß mein teurer Vater einst gesagt hatte: Menatus würde erst durch viel Not, Aufsehung und Fall hindurchgehen müssen, ehe er sich das von seinen Vätern durch Blut und Thränen erworbene Kleinod der reinen Lehre im Geist und in der Wahrheit zu eigen machen würde! O, wie wörtlich ist doch dieser Ausspruch in Erfüllung gegangen!

Tief, tief ist mein armer Bruder gefallen! Er hat seinen Glauben verleugnet, er ist ein Spötter geworden, er hat die, deren Bekenntnis er früher angehörte, verfolgt! Aber trotz alledem hat der Herr unsere Gebete erhört und hat ihn nicht verloren gehen lassen! Gereinigt von allen seinen Sünden,

durch das Blut des Lammes uns wiedergeboren im Geist, steht jetzt Menatus als gläubiger Lutheraner vor mir! Pastor Gebel, der mit den Seinen meine Freude theilte und eine lange Unterredung mit dem Heimgekehrten hatte, sagte mir, er habe nicht leicht eine so tiefe, demüthige und lebendige Erkenntnis des Heils wie bei Menatus gefunden! Ach, wie glücklich machte mich dieser Ausspruch! Wie aber ist er endlich zur Wahrheit gekommen?

Er hatte einst über einen Keger, einen Lutheraner, zu Gericht zu sitzen und versuchte, ehe der Mann der Folter übergeben wurde, denselben durch alle Künste seiner glänzenden Beredsamkeit für die katholische Kirche zu gewinnen. Mit glühenden Farben schilderte er die Herrlichkeit des Papsttums und seiner Anhänger und als der Gefangene zu lächeln begann, meinte er denselben schon gewonnen zu haben.

Und was war die Antwort des armen Folter und qualvollen Tod vor Augen habenden Kegers: „Gehet Euch keine Mühe, Herr Doktor“, sagte er bescheiden, aber fest. „Ich weiß, an wen ich glaube, und ich weiß auch, daß Ihr an nichts glaubt! Und da sollte ich meinen köstlichen, beseligenden und seligmachenden lutherischen Glauben für ein von Euch selber nicht aus Überzeugung, sondern nur um der Ehre willen vertheidigtes Bekenntnis hingeben? Nun und nimmermehr! Lieber eines zehnfachen Todes sterben! Obgleich ich glaube, daß wirklich fromme und überzeugungstreue Katholiken ebenso wie ich selig werden können, so weiß ich doch auch ganz gewiß, daß ich selber nur im Luthertum und aus Gnaden selig werden kann! Wehe dem, der aus Todesfurcht oder gar um irdischer Vorteile willen seinem Bekenntnisse untreu wird!“

Des gefesselten Mannes Augen leuchteten, als er solches sprach, der Richter aber mußte seinen Blick verwirrt zu Boden schlagen.

„Wehe dem, der um irdischer Vorteile willen seinem Be-

kenntnisse untren wird!' Wie ein Schwert ging dieses Wort durch des Abtrünnigen Herz und ließ es nicht mehr zur Ruhe kommen! Selbst im betäubendsten Rausche der Weltlust hörte er des Märtyrers Rede und sah seine glaubensvoll leuchtenden Augen.

Da hielt er es endlich nicht länger aus! Bei Nacht und Nebel schlich er in die Zelle des Gefangenen und ließ sich von demselben das Licht des Evangeliums anzünden! Ach, wie wohl und wehe wurde da seiner armen Seele! Mit Freuden warf er den erborgten Unglauben von sich und erkannte nun demüthig seine große Schuld. Gern und willig ließ er, der Gelehrte, sich von dem armen Handwerker unterrichten und zum rechten Glauben zurückführen.

Und nun regte sich in ihm auch wieder die Sehnsucht nach Heimat und Vaterhaus. Als ihm die rechte Stunde gekommen schien, entwich er heimlich mit seinem Lehrmeister und wandte sich über die Grenze nach Schlesien. Da sie etwaiger Nachstellungen wegen sehr vorsichtig sein mußten, wanderten sie nur während der Nacht und kamen auf diese Weise natürlich nur sehr langsam vorwärts. Zwischen Furcht und Hoffnung schwebend erreichte er endlich die Heimat, um hier zu seinem Schmerze zu erfahren, daß der Vater inzwischen längst gestorben war. Nur noch die alternde Schwester fand er am Leben und seiner in Treue wartend.

Februar 1649.

Wie ist doch Renatus so ernst und still geworden! Von dem früheren leichtlebigen und leichtfertigen Wesen besitzt er keine Spur mehr. Nun, mir ist er grade so besonders lieb, weiß ich doch, daß ihm sein evangelischer Glaube zur Herzenssache geworden ist, und daß er denselben in Noth und Tod nicht wieder verleugnen wird.

In der Freundschaft herrschte erst großes Staunen über des längst Totgeglaubten Heimkehr, und manch einer sah ihn

mißtrauisch an. Jetzt aber ist der kluge und stets gefällige Ratgeber bei allen beliebt, und jedermann glaubt, daß er ein aufrichtiger Protestant ist.

13. April 1649.

Heute nachmittag haben wir unsern verehrten Seelsorger, Herrn Primarius Johannes Baptista Gebel, zur letzten Ruhe getragen.

Nach kurzer Krankheit ist der fromme Mann am Ostermittwoch sanft im Herrn entschlafen. Groß ist der Seinen und unser aller Schmerz, aber: „Was Gott thut, das ist wohlgethan!“ Wer weiß, warum Er seinen treuen Diener in den besten Jahren aus einer überaus gesegneten Thätigkeit genommen hat? Will Er ihn vielleicht zur Ruhe bringen, ehe der Sturm der Religionsverfolgungen von neuem beginnt? Wir stehen jetzt wieder unter österreichischer Oberhoheit und Kaiser Ferdinand III. ist noch immer ein abgesagter Feind aller Evangelischen.

Pfingsten 1651.

Meine bangen Ahnungen haben mich nicht betrogen! Es ist abermals vorbei mit unserer Glaubensfreiheit. Anfang dieses Jahres kam mit einemmal strenger Befehl, Kirche und Schule den Katholiken zu überliefern und die lutherischen Pastoren und Lehrer zu vertreiben. Bereits am 3. Mai des Jahres war alles wieder in katholischen Händen, und der Stadtschreiber, Martin Röhrich, ein aus Böhmen eingewandter Katholik, that sich dabei besonders hervor. Zum Dank dafür ist er jetzt Ratsältester geworden! Die evangelische Gemeinde hat in der nun wieder papistischen Kirche ein überaus trauriges Pfingstfest verlebt!

Ich war froh, daß ich in dieser schweren Zeit Menatus an meiner Seite hatte, und von ganzem Herzen dankte ich Gott, als ich in den erneuten Verfolgungen und Bedrückungen seine Standhaftigkeit und Bekenntnistreue gewahrte. Was der

Knabe einst in jugendlichem Leichtsinne fehlte, macht der Mann nun wieder gut! An der vertriebenen Diakonus Stelle hält er heimlich in Kellern und verborgenen Gemächern evangelischen Gottesdienst und achtet weder Geld- noch Gefängnisstrafen.

Eine unendliche Freude war es mir, daß Menatus meinen dringenden Bitten nachgegeben und eine junge Frau in das einsame Haus seiner Väter geführt hat. Die Erwählte aber heißt Katharina Baptista Gebel, die Tochter meiner lieben Fremdbin Dora und unseres heimgegangenen Seelsorgers! Hätte ich wohl vor wenig Jahren gedacht, daß meine alten Augen noch soviel Glück im Elternhause schauen würden! Ja, meine Klage um den verlorenen Bruder hat der Herr verwandelt in einen Reigen!

Wenn wir jetzt Glaubensfreiheit hätten, dann bliebe meinem Herzen nichts mehr zu wünschen übrig! Zu meiner großen Genugthuung traute der Herr Diakonus noch zwei Tage vor seiner Ausweisung das junge Paar.

Weihnachten 1652.

Der neue katholische Pfarrer, Herr Franziskus Willerus, hat keine große Freude an der Gemeinde Schwiebussen! Selbst mit Gewalt bringt er keinen Protestanten in seine Kirche. Die wenigen zugezogenen Katholiken ausgenommen, ist das große Gotteshaus sonntäglich leer. Auf den Dörfern dagegen, wo zur Zeit noch lutherisch gepredigt wird, sind die Kirchen überfüllt, denn wer von den Städten irgendwie gesund ist und laufen kann, geht mit den Seinen aufs Land zum evangelischen Gottesdienst. Möchte dieser tröstliche Zustand nur recht lange anhalten!

August 1653.

Leider Gottes sind nun auch die lutherischen Dorfgeistlichen vertrieben, und ihre Kirchen am 18. Juli d. J. mit katholischen Priestern besetzt worden! Auch die ringsum wohnenden evan-

gelischen adligen Herrschaften, die die ausgewiesenen Pastoren heimlicherweise beherbergten, haben bei hoher Strafe den Befehl erhalten, solches in Zukunft zu unterlassen. Damit aber nun ihre Unterthanen die evangelischen Wahrheiten nicht gänzlich vergessen möchten, halten jetzt viele der Standesherrn selber den Gottesdienst und lesen ihren Leuten aus lutherischen Büchern allsonntäglich vor.

Die 47 Dörfer des Schwiebusser Kreises, die mit der Stadt in einer Zeit Luthers Reformation angenommen hatten, haben sich auch in Not und Verfolgung, die sie ebenso wie wir erleiden mußten, treu bewährt. In allen Dörfern zusammen giebt es zur Zeit, trotz aller Bedrückungen, noch nicht dreißig Katholiken.

Weihnachten 1654.

Meinem lieben Bruder Menatus ist eine Tochter geboren worden, und da er dieselbe um keinen Preis katholisch taufen lassen wollte, hat er das kaum acht Tage alte Kind am 10. November d. J. drei Meilen über Land, ins Kurbrandenburgische, zur Taufe getragen! Trotz der herrschenden Kälte brachte er die Kleine wohlbehalten zurück und freute sich nicht wenig über seinen gelungenen Anschlag.

Als Herr Willerus kam und das Mägdlein zur katholischen Kirche bringen lassen wollte, mußte er zu seinem Ärger erfahren, daß es zu spät war. Freilich wurde Menatus nun eine hohe Geldstrafe auferlegt und bei Wiederholung mit Gefängnis gedroht. Aber der Bruder und wir alle machten uns wenig daraus, und meine liebste Schwägerin Käthe, die echte Tochter ihres Vaters, sagte mit leuchtenden Augen: „Und wenn mir Gott noch zehn Kinder schenkt, so soll doch keines katholisch getauft werden! Ist Menatus verhindert die Kleinen zur evangelischen Taufe zu bringen, so will ich selber sie auf meinen Armen hintragen, und wenn ich dabei durch Winterkälte und Schnee gehen müßte!“

Da küßte Menatus sein holdes, mutiges Weib und sagte ernst: „So soll es sein, Rätthe! Du und ich, wir wollen mit Gottes Hilfe dafür sorgen, daß von den Eckerlen keiner mehr katholisch wird!“

Weihnachten 1656.

Fünf Jahre schon ist nun wieder alles in katholischen Händen, und nirgends ist Aussicht vorhanden, daß dieser traurige Zustand sich jemals ändern könnte. Dabei aber herrscht unter der evangelischen Gemeinde, Gottlob! die größte Bekenntnistreue! Kein einziger ist bis jetzt, trotz aller Bedrückungen und Plagen, katholisch geworden! In Bezug auf die Kindertaufe sind alle meines Bruders Beispiel gefolgt und haben ihre Kleinen, mit großen Opfern, bei Nacht und Nebel, ins Brandenburgische zur Taufe getragen. Herr Willerus hat sich schon verschiedenemale deswegen nach oben hin beschwert, aber trotz der darauf erfolgten, verschärften Strafen hat sich nichts darin geändert.

Sehr schmerzlich ist es uns freilich, daß wir unsere lieben Heimgegangenen, wenn wir nicht den katholischen Priester nehmen wollen, ohne Sang und Klang beerdigen müssen. Außerdem erhalten wir eine Grabstätte auf dem großen Gottesacker, den doch ein evangelischer Bürger der Stadt geschenkt hat, nur für eine unverhältnismäßig hohe Summe. Für Arme ist es somit sehr schwer, ihre Toten unter die Erde zu bringen, aber die Liebe der wohlhabenderen Glaubensbrüder ist in diesen schweren Zeiten doppelt groß. Keiner läßt den andern im Stich, und der Reiche tritt für den Armen ein. Als neulich zwei mittellose Handwerker ihre Kinder zur Taufe ins Brandenburgische getragen hatten und dafür, nebst der Gefängnisstrafe, auch noch je zwanzig Reichsthaler zahlen sollten, haben Menatus und ein anderer Bürger die große Summe gedeckt.

Mai 1657.

Am 2. April 1657 ist Kaiser Ferdinand III. gestorben. Sein Sohn und Nachfolger Leopold I. ist leider gegen die Protestanten nicht um ein Haar besser gesinnt, sondern gleichfalls in den Händen der Jesuiten. Es ist somit keinerlei Aussicht vorhanden, daß wir in absehbarer Zeit Glaubensfreiheit erlangen werden!

Meinem Bruder Menatus ist am 25. Mai 1657, zur Freude der ganzen Familie, der erste Sohn geboren worden. Ehe noch dem Probst die befohlene Meldung davon geschah, hat der Vater das kaum zwei Tage alte Kind drei Meilen weit ins Brandenburgische zur Taufe gebracht, in welcher es den althergebrachten Namen „Michael“ erhielt. Kaum waren beide wieder glücklich heimgekehrt, da erschien in großem Zorn Herr Willerus und verlangte Rechenschaft über des Bruders „ungesekmäßiges Handeln“! Menatus aber, in der Freude über seine gelungene That, war gegen den Geistlichen höflicher denn je, und sagte ruhig:

„Mein Gewissen sagt mir, daß ich recht gethan habe, und weder Geld- noch Gefängnisstrafen werden mich von dieser Erkenntnis abbringen. Es ist wider jedes Menschenrecht, daß man einen evangelischen Vater zwingen will, sein Kind katholisch taufen zu lassen. Ihr seid doch sonst ein gelehrter und gebildeter Mann, Herr Willerus, ist Euch selber denn noch nie der Gedanke gekommen, daß man uns ein himmelschreiendes Unrecht zufügt?“

„Fällt mir gar nicht ein,“ entgegnete der Pfarrer barsch. „Auf jedes Kind, das in christlichen Landen geboren wird, hat einzig und allein die katholische Kirche, insonderheit der heilige Vater, der über alle Christen gesetzt ist, ein Anrecht, und darum soll und muß es katholisch getauft werden. Ihr sollt darum Eurer Strafe nicht entgehen, Herr Sckerle, und da es im Wiederholungsfall ist, wird diese Pön um das Doppelte erhöht werden.“

Renatus lächelte leise über den Eifer des zornigen Mannes. „Treibt es, wie Ihr wollt, Herr Probst. Unser Luthertum treibt Ihr uns dadurch noch lange nicht aus.“

Sehr ärgerlich ging Herr Willerus von dannen, und wenige Tage später saß mein Bruder im Stock. Erst nach Wochen kam er leiblich sehr elend, aber geistig höchst zufrieden, wieder heraus. „Ich bin froh, daß ich sühnen darf, was ich einst fehlte,“ sagte er heiter auf seiner Frau Bedauern über sein krankhaftes Aussehen.

Weihnachten 1659.

Wir haben in den letzten beiden Jahren, außer unter Glaubensverfolgung und Bedrückung, wieder sehr viel durch Kaiserliche Einquartierung leiden müssen. Trotzdem der große Krieg schon lange beendet ist, sind wir eigentlich noch nicht sehr zur Ruhe gekommen. Renatus meint, weil Schwiebusen in Frontispicio hostis liegt, sei es der Stadt in Kriegszeiten von alters her schlecht gegangen und würde wohl auch in Zukunft so bleiben.*)

Vom 27. Januar 1659 bis 12. Juli haben wir ununterbrochen Einquartierung gehabt, die nicht zum besten hauste. Das wenigste war immer noch, daß nach einem jeden solchen Besuche alle Lebensmittel aufgezehrt waren. Am 3. August, 5. September und 13. November erfolgten große Durchmärsche der Kaiserlichen Truppen, die nach Stettin hinauf gingen und für die wir Nahrungsmittel und Fourage liefern mußten.

Das liebe Weihnachtsfest haben wir infolge dieser Unruhen recht trübselig verlebt. Ich mußte dabei lebhaft an die Zeit von 1637–50 denken, wo wir auch fortwährend militärischen Besuch hatten. Aber damals erfreuten wir uns andererseits vollkommener Glaubensfreiheit, und konnten darum die irdische Not viel leichter tragen!

*) Ist thatsächlich geschehen! Sowohl in dem siebenjährigen Kriege, als auch 1806–13 hat Schwiebus namenlos gelitten.

In meines Bruders Haus und Familie steht es sonst, gottlob, aufs beste! Die Kinder gedeihen zu aller Freude, und meine liebe Schwägerin Käthe thut mit mir, der alternden Jungfrau, wer weiß wie schön. Menatus ist zu meiner unendlichen Genugthuung ein ganzer Mann geworden: Ernst, fest, fromm und treu gleicht er jetzt mitunter in Gesinnung, Wort und Gebärden so sehr unserem seligen Vater, daß ich manchmal freudig erschrocken zusammenfahre.

Er ist es auch, der die verwaisete Gemeinde unermüdlisch zur Beständigkeit ermahnt. Allsonntäglich abends hält er heimlich evangelischen Gottesdienst, an dem die Nachbarn und Bekannten abwechselnd teilnehmen. Noch nicht ein einziger aus der Gemeinde ist bis jetzt abgefallen! Die Handvoll Katholiken, die sich zu Herrn Willerus halten, sind sämtlich aus Böhmen und andern Ländern zugezogen.

Weihnachten 1664.

Ein Jahr vergeht nach dem andern, aber im religiösen Leben der armen Stadt ist immer noch keine Besserung eingetreten. Nach wie vor werden wir Protestanten bedrückt und gequält. Ob ich wohl noch die Zeit erleben werde, wo ein jeder wieder frank und frei seinem Gott im Geist und in der Wahrheit wird dienen können? Ach, mein ganzes Hab und Gut wollte ich mit Freuden für solches Glück hingeben!

Ich war heute früh mit einem Teller kräftiger Suppe im Stock, allwo wieder zwei Männer um ihres Glaubens willen gefangen sitzen. Beide, arme Arbeiter aus unsern Dörfern Scampe und Niegersdorf, haben ihre Kinder zur Taufe in die brandenburgische Grenzkirche getragen. Dafür liegen sie nun hier schwer gefangen und sollen außerdem noch vierzig Reichsthaler Strafe zahlen! Das viele Geld werden wir Glaubensgenossen aufbringen, aber vom Stock konnten wir sie leider nicht befreien. Nun ist der eine im Gefängnis schwer

krank geworden, und auf vieles Bitten hat man uns erlaubt, ihn mit besserer Nahrung zu versehen. Heute traf mich die Reihe, dem Patienten seine Suppe zu bringen, und bei dieser Gelegenheit bin ich von dem armen Gefangenen recht erbaut und getröstet worden. Statt zu jammern und zu klagen sang der Arme mit seinem Leidensgenossen geistliche liebliche Lieder und sagte dann voll heiterer Zuvorsicht zu mir:

„Ei, mir geht es ganz vortrefflich! Da ich um meines Glaubens willen solches leiden muß, rechne ich es mir zur Ehre und nicht zur Schmach!“

Noch viele andere gute Worte redete der einfache, fromme Mann, so daß ich viel fröhlicher ging, als ich gekommen war!

Ach, daß doch alle Glaubensgenossen stets der Gesinnung dieses Bruders bleiben möchten! Aber es will mich bedünken, als ob in letzter Zeit hie und da einige etwas lauer geworden wären! Der jahrelange Mangel eines Geistlichen macht sich immer fühlbarer. Es fehlt die Anregung und Behaltung im Luthertum, welches geschieht durch Anhörung von Wort und Predigt und fleißige Benutzung der heiligen Sacramente! Wollen wir jetzt zum Tische des Herrn gehen, so müssen wir meilenweit über Land ins Brandenburgische wandern, und haben dabei sehr heimlich zu verfahren, damit uns die katholische Obrigkeit nicht abfaßt. Darüber ist denn manch einer der endlosen Plackereien müde geworden und geht gar nicht mehr oder höchst selten zum h. Abendmahl, was natürlich auf seine Gesinnung und Standhaftigkeit den übelsten Einfluß hat.

Ach, möchte sich der Herr doch endlich wieder unser erbarmen und uns die Pforten der Glaubensfreiheit aufthun!

Weihnachten 1666.

Was ich im stillen fürchtete, ist geschehen! Drei hochangesehene Bürger unserer Stadt sind um äußerer Ehren und Vorteile willen katholisch geworden! Bitter schmerzlich ist es

mir, solche Nachricht in dies Buch zu schreiben! Da möchte ich viel lieber von Kriegs- und anderm Unglück berichten!

Wie aber ist die traurige Geschichte geschehen? Am 3. Februar 1666 kamen der Ober-Amtsrat Franz Friedrich Pauschner, Freiherr von Schlegenberg, und der Ober-Fiskal Herr von Gid als Kaiserl. Kommissarien nach Schwiebussen oder „Schwiebus“, wie es jetzt heißt, um die gewöhnliche Ratskür zu halten. Bei dieser Gelegenheit erklärten sie feierlich im Namen des Kaisers, daß hinfort nur katholische Männer in den Rat gewählt werden sollten. Den alten, gebliebenen Ratmännern wurde daraufhin eine Frist gestellt, bis wannen sie katholisch zu werden hätten oder andernfalls fortgejagt würden. Die neu zugewählten Ratmänner dagegen, nebst dem neuen Stadtrichter, der an Stelle des abgesetzten evangelischen Georg Hirscht kam, mußten alle schon Katholiken sein.

Nun hatte Theodor Sommerfeld, der Sohn des gewesenen Bürgermeisters Daniel Sommerfeld, schon lange mit Reiz und Verdruß gesehen, wie seine katholischen Mitbürger begünstigt und zu allen Ehrenstellen herangezogen wurden, obgleich sie manchmal höchst ungebildet und untüchtig dazu waren, während er selber ganz andre Einsicht und Klugheit besaß. Schon wiederholt hatte er zu Renatus seinem Unwillen darüber Luft gemacht und zuletzt gar gesagt: „Es lohnt sich eigentlich römisch zu werden, denn wir Evangelische führen doch in Wahrheit ein rechtes Hundeleben.“

Aufs höchste erschrocken hat mein Bruder dem Schwankenden diese Rede widerlegt, aber leider hat seine Mahnung und Bitte nicht gefruchtet! Bei Gelegenheit der vorerwähnten Ratskür trat Sommerfeld zur katholischen Religion über und wurde daraufhin Stadtrichter. Seinem Beispiel folgten alsbald der Kürschnermeister Jakob Prüfer und Abraham Hirschkorn. (Doch ist dieser Hirschkorn kein Nachkomme jenes treuen, evangelischen Bekenners von anno 1628!)

Als die traurige Nachricht vom Übertritt dieser drei Männer bekannt wurde, herrschte überall große Niedergeschlagenheit und Trauer.

„Herr, verleihe uns allen Treue und Beständigkeit bis an unser Ende!“ betete Renatus am Abend dieses Tages unter Thränen.

Als später Sommerfeld in geschäftlichen Angelegenheiten zu uns kommen mußte, stellte er ihn ob des gethanen Schrittes mit ernstern Worten zur Rede. Da sagte Sommerfeld höhniſch: „Nun Sckerle, Ihr am wenigsten seid berechtigt, mir Vorwürfe zu machen! Wer ist denn eher katholisch geworden, Ihr oder ich?“

„Aber Gott sei Dank! ich bin's nicht mehr!“ rief Renatus inbrünstig.

Ich jedoch konnte mich nicht enthalten und sagte unwillig: „Oho, da ist doch noch ein großer Unterschied! Erstens: Renatus war ein unmündiges Kind, als solches geschah, und Ihr seid ein reifer Mann! Zweitens wurde mein armer Bruder durch grausame Gewaltmittel zum Übertritt gezwungen, Ihr aber habt freiwillig den Glauben Eurer Väter verleugnet, um zu Ehren und Reichthum zu kommen! Merkt Ihr nun, daß zwischen Renatus und Euch keinerlei Ähnlichkeit ist?“

Sommerfeld wurde dunkelrot, als ich solches rief, und entgegnete giftig: „Hütet Eure Zunge, Jungfer Sckerle, es könnte Euch übel bekommen mich zu reizen!“

„Ich fürchte Euch nicht,“ antwortete ich ruhig. „Thut immerhin, was Ihr nicht lassen könnt. Es ist ja eine alte, traurige Erfahrung, daß die zum Katholizismus übergetretenen Protestanten die größten Feinde ihrer früheren Glaubensgenossen werden.“

Zornig ging der Renegat davon, Renatus aber sagte traurig: „Wie schmerzlich ist es, daß ich mir solchen Vorwurf machen lassen muß!“

Weihnachten 1669.

Am 2. November des Jahres hat der neue Landeshauptmann George Abraham, Freiherr von Dyhern, die letzten evangelischen Männer, die sich standhaft weigerten katholisch zu werden, endgültig aus Rats- und Schöppenstuhl gestoßen! Die Namen dieser treuen Bekenner sind: Bartholomäus Gellert, Gottfried Langhans und Johann Schulz.

Dafür ist Theodor Sommerfeld, in Anerkennung seines großen Eifers für die katholische Religion, zum Bürgermeister ernannt und in den Adelsstand erhoben worden! Sein Ehrgeiz hat also durch den Abfall wirklich das vorgesteckte Ziel errungen! Ob er sich aber auch in seinem Gewissen so glücklich und ruhig fühlen mag? Ich bezweifle es!

Erquickung und Trost über den schmerzlichen Abfall Sommerfelds und der andern zwei gewähren einem immer wieder die unzähligen Proben von Treue und Standhaftigkeit, die man in der Gemeinde erlebt. So sitzen zum Beispiel zur Zeit drei Bürger im Stod, weil sie gemeinsam ihre drei Kinder zur evangelischen Taufe nach Nidern trugen. Der eine von ihnen ist der reiche und vornehme Tuchkaufmann, Herr Tobias Schulke, der andere Herr Siegmund Specht, wohlangesehener und wohlhabender Kaufmann, und der dritte, Hans Ullmück, ein armer Schuhmacher! An einem nasskalten Oktobertage hatten sie zusammen ihre neugeborenen Söhnlein unter mancherlei Gefahr heimlich bei Nacht nach dem brandenburgischen Grenzdorfe getragen und den Pastor herausgeklopft. Der war zum Glück an derartige nächtliche Störungen längst gewöhnt, stand eilends auf und ließ die Bittenden eintreten. Während seine Gattin die hungernden Kindlein mit warmer Milch erquickte, weckte er den Küster und bereitete mit demselben alles in der Kirche zur Taufe vor, denn Herr Schulke hatte gebeten, daß er die Kleinen am geweihten Orte in den Bund der Christen aufnehmen möchte.

Das war eine gar ergreifende Feier, die gleich darauf begann! Und als die Taufformel durch das nächtlich-stille Gotteshaus ertönte, und der Geistliche die Köpfe der Täuflinge mit dem heiligen Wasser nezte, da glaubten die Anwesenden alle die Nähe des Herrn zu spüren.

Jeder der Väter hielt sein Kind auf den Armen. Das erste Söhnlein des reichen, vornehmen Tuchmachers war in feines, weißes Linnen und kostbare Spitzen gehüllt, und mit zärtlichem Vaterstolz sah Herr Schulke auf den Erben. Der arme Schuhmacher aber wiegte mit nicht geringerer Liebe sein sechstes Kind im groben, rotkarrierten Kissen!

Stand und Reichthum trennte äußerlich diese drei Männer, aber in dieser ernstten, heiligen Stunde fühlten sie sich als Brüder und eng verbunden im evangelischen Glauben.

Als die heilige Handlung vorüber war, legten Schulke und Specht harte Thalerstücke in das Opferbecken. Almüß aber zog verschämt ein dünnes Silberringlein hervor und sagte leise: „Der katholische Pfarrer nahm mein letztes Geld. Darf ich Euch diesen geringen Schmuck für Eure Liebe bieten, Herr Pastor?“

Erschüttert wies der Geistliche den Ring zurück. „Behaltet Euer letztes Kleinod, mein lieber Freund! Geht mit Gott alle drei! Der Herr schenke Euch bald Frieden und Religionsfreiheit!“

Mit herzlichem Dank und Händedruck schieden die Väter von dem Pastor und zogen dann eilends ihre Straße heimwärts, galt es doch, noch vor Tagesanbruch die Stadt zu erreichen, damit sie ungesehen in ihre Häuser kommen konnten! Glückselig gelang ihnen dies! Aber der Probst hatte dennoch von dem Geschehenen auf unerklärliche Weise Kenntniß erhalten, und die Strafe ließ nicht lange auf sich warten! Seit mehreren Wochen sitzen die Ärmsten im Stock, und sollen außerdem noch viel Geld zahlen! Menatus hat die drei

Märtyrer gestern heimlich besucht und konnte nicht genug von ihrer Treue und Standhaftigkeit erzählen!

Kein einziger von ihnen wollte, wie sie gesagt hatten, für alle Reiche der Welt mit Theodor Sommerfeld tauschen!

Julii 1671.

Am 6. Juni d. J. hat sich allhier eine recht traurige Begebenheit zugetragen. Gebatter Martin Knobels einziges Kind, Michael, ein schöner, zehnjähriger Knabe, ist beim Pflingstschießen elendiglich erschossen worden, weil er seinen Eltern ungehorsam war! Ach, daß sich doch alle Kinder an diesem Falle eine Lehre nehmen möchten!

Es war am 6. Juni vormittags, da zogen, wie alljährlich, die Bürgerschützen zum Preisschießen aus der Stadt. Natürlich lief die liebe Jugend in hellen Haufen neben dem stattlichen Zuge her, und allen voran that es Michael Knobel, trotzdem der Vater ihm beim Weggange befohlen hatte, im Hausgarten zu bleiben. Doch bei einer Biegung um die Straßenecke erblickte der Meister seinen unfolgsamen Jungen und winkte ihn unwillig zu sich. „Michael,“ sagte er streng, „ich habe dir doch verboten mitzukommen, da die liebe Mutter Angst hat, es könnte dir auf dem Schießplatz ein Unfall zustoßen, weil ich diesmal als Hauptmann nicht auf dich Obacht geben kann. Du gehst also auf der Stelle nach Hause und spielst im Garten.“

Widerspruch wagte der Knabe nicht, aber er ging mit so trozigem Gesicht davon und machte daheim so wenig Hehl aus seinem Unmut, daß die Mutter vorwurfsvoll sagte: „Schäme dich, Michael, du bist doch alt genug, um einzusehen, warum wir dir heut dies Vergnügen nicht erlauben können. Wenn ich gesund wäre, so würde ich dir ja von Herzen gern alle Herrlichkeiten da draußen zeigen; aber leider geht es doch nicht. Komm, sei mein folgsamer Sohn und stecke ein ander Gesicht auf. Du kennst doch das 4. Gebot?“ Aber die guten Reden

machten wenig Eindruck auf den störrischen Knaben. Mit finsternen Blicken schaute er auf die Gasse hinaus, wo noch immer Jung und Alt zum Festplatz zog, und brummte ungezogene Worte vor sich hin. Die Mutter seufzte leise und blickte traurig auf ihren Einzigen, der ihr schon oft durch Trotz und Ungehorsam Thränen entlockt hatte.

Nach einer Weile wandte sich der Knabe und wollte schweigend das Zimmer verlassen.

„Wohin, Michael?“ rief Frau Anna besorgt.

„In den Garten,“ kam es mürrisch zurück.

„Dann versprich mir aber in die Hand, mein Sohn, daß du wirklich nicht weiter gehst.“

Zögernd kehrte der Junge um und reichte der Mutter mit abgewandtem Gesicht die Hand.

Im Garten vergnügte er sich zuerst mit Spazenschießen, einem Zeitvertreib, den ihm der Vater aufs strengste untersagt hatte. Als er endlich des grausamen Spieles überdrüssig wurde, fiel ihm ein, wie herrlich sich seine Kameraden jetzt wohl auf dem Schießplatz amüsieren würden! Adam Langhans und Martin Diebel hatten ihm Wunderdinge von allem Sehenswerten erzählt! Da gab es ein echtes Kasperl-Theater, einen Feuerfresser, Gaukler, Seilspringer und Würfelbuden! Alles freute sich und war lustig! Er allein saß hier im stillen Garten und sah und hörte nichts! Die Eltern waren auch gar zu streng! Wenn er nur wenigstens ein einziges Mal hätte über den Festplatz gehen dürfen! Wer würde es denn, wem konnte es schaden! Und ohne zu überlegen und an das Verbot zu denken, kletterte der leichtsinnige Knabe über den Zaun und eilte in flüchtigen Sätzen nach dem Festplatz.

Da er wußte, daß der Vater den Vormittag über in der Schießhalle beschäftigt war, gesellte er sich ohne Scheu zu den Kameraden, die ihn mit Jubel begrüßten. Nun ging es von einer Herrlichkeit zur andern, und in vollen Zügen genoß

Michael die verbotene Freude. Als nichts mehr zu besichtigen war, beschlossen die Jungen, gemeinsam hinter den Kugelfang zu gehen, um dort Kugeln zu suchen.

Mittlerweile stand Martin Knobel ahnungslos in der Schießhalle und wartete auf den Ruf zum Königsschuß. Als er endlich an der Reihe war, überkam ihn plötzlich ein seltsam Gefühl, und er sagte zu seinem Nebenmanne: „Schieß du jetzt, Bruder. Mir flimmert es so merkwürdig vor den Augen.“

Bereitwillig trat der andere näher und gab seinen Schuß ab. Im selben Augenblick ertönte hinter dem Kugelfang ein gräßlicher Schrei, und die Anwesenden starrten sich entsetzt an. Knobel aber, der leichenblaß geworden war, stürzte nach dem Kugelfang hinaus. Dort angekommen, brach der starke Mann mit einem Behehlaut in die Kniee, denn vor ihm lag zum Tode getroffen: sein Stolz, seine Hoffnung, Michael, sein einzig Kind! Unaufhaltsam quoll aus der Brustwunde das warme Blut, und umsonst versuchte der unglückliche Vater den verrinnenden Lebenssaft zu hemmen.

Erschüttert und teilnahmsvoll standen Freunde und Nachbarn daneben, und manch Auge wurde feucht, als der Meister starren Blickes seinen schönen, todwunden Jungen in die Arme nahm und langsam mit ihm nach Hause schritt.

In thränenlosem Jammer kniete Frau Anna an dem Lager des sterbenden Knaben.

„Mein Kind! mein einzig Kind!“

Da schlug Michael zum letzten Mal die schönen blauen Augen in klarer Besinnung zu den trostlosen Eltern auf. „Mutter, liebe Mutter,“ sagte er mit brechender Stimme, „sei nicht mehr böse. Ich will auch von jetzt ab immer das vierte Gebot halten!“

Gleich darauf verschied er sanft.

„Ehre Vater und Mutter, auf daß dir's wohl gehe und du lange lebest auf Erden!“

September 1671.

Wir haben eine große, große Freude gehabt! Nach langen, langen Jahren ist es uns vergönnt gewesen, wieder eine evangelische Predigt zu hören!

Anfang August d. J. kam nämlich des wegen seiner Glaubensstreue abgesetzten Ratmannes Bartholomäus Gellert ältester Sohn Martin, der in Jena Theologie studierte, nach Hause. In dieser Zeit starb eine alte, evangelische Frau, und auf vieles Bitten wurde dem jungen Magister erlaubt, der Glaubensgenossin auf dem Salkauer Kirchhofe eine Parentation zu halten.

Wie sich denken läßt, war natürlich an dem besagten Tage, am 5. August, die ganze evangelische Gemeinde auf dem Gottesacker versammelt, und die einfache Abtanking gestaltete sich zu einem feierlichen, höchst ergreifenden Gottesdienst. In begeisterten Worten ermahnte der junge Geistliche zur Beständigkeit und schloß mit der Versicherung, daß der Herr solche Treue früher oder später gewiß mit Religionsfreiheit begnaden würde. Zum Schluß sangen wir wieder unser altes Schutz- und Trutzwied: „Ein' feste Burg ist unser Gott!“

Selbst einige der aus Meugler mithinausgezogenen Katholiken sah man vor Rührung weinen. Bürgermeister Theodor von Sommerfeld jedoch, der von Amtswegen anwesend sein mußte, verzog keine Miene, sondern machte nachher dem jungen Redner strenge Vorwürfe über seine aufrührerische Predigt. Außerdem untersagte er ihm fernerhin jedes öffentliche und private Auftreten. Des waren wir alle recht betrübt, denn wir hatten gehofft, Herrn Gellerts Sohn würde uns während der Zeit seiner Anwesenheit in Schwiebus noch oftmals durch Predigten und Andachtsstunden erquicken.

Ach, möchte doch die Prophezeiung des Magisters von wegen der Glaubensfreiheit bald, bald eintreffen! Je älter man wird, desto größeres Verlangen trägt man nach der regel-

mäßigen Predigt des lauterer Wortes! O, wie glücklich war die fromme Hanna, die nimmer vom Tempel kam mit Fasten und Beten! Hilf, lieber Herr, daß auch ich noch vor meinem Ende Dir frei und öffentlich im evangelischen Gotteshause mein Lob- und Dankgebet darbringen darf!

Weihnachten 1673.

Ich schreibe jetzt weniger, denn sonst: das herannahende Alter macht sich immer bemerkbarer. Die Hand kann die Feder nicht mehr so schnell und sicher führen wie einst. Doch bin ich soweit noch rüstig und gesund. Die Sckerle sind seit alters ein kräftiges und meist langlebiges Geschlecht gewesen. Renatus meint, ich könne bei meinem Aussehen und guten Zustande leicht die hundert Jahr erreichen.

Nun wie Gott will! Gefällt es ihm, mich noch die endliche Glaubensfreiheit sehen zu lassen, so werde ich diese Gnade mit Dank hinnehmen, ruft er mich eher heim: „Immerzu, mein Herr, ich bin bereit!“

Weihnachten 1674.

Am 10. Dezember d. J. habe ich meinen siebenzigsten Geburtstag im Kreise der treuen Meinen festlich begangen. Gott sei Dank für alle Gnade, die er mir während meines langen Lebens in so reichem Maße gewährt hat! Renatus und den Seinen geht es äußerlich gut. Wir vermissen nichts als die Glaubensfreiheit!

Die Bedrückungen sind leider in den letzten Jahren unter Sommerfeld wieder heftiger geworden. Wo er kann, verfolgt dieser ehemalige Protestant seine gewesenen Brüder. Trotz alledem jedoch ist es ihm bisher nicht gelungen, irgend einen unserer Gemeinde zum Abfall zu bewegen. Nach wie vor tragen die evangelischen Väter ihre Kinder zur Taufe ins Brandenburgische, und die Brautpaare gehen heimlich meilenweit in die Grenzdörfer, um sich evangelisch trauen zu lassen. Und von

Wien aus wird gewarnt, die Evangelischen nicht zu sehr zu bedrücken, denn die zunehmenden Auswanderungen schwächen die Steuerkraft des Landes höchst bedenklich.

10. Dezember 1684.

Heut habe ich mein achtzigstes Lebensjahr vollendet, und mit zitternder Hand schreibe ich dem Höchsten meinen Lob- und Dankpsalm nieder: „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat!“

November 1685.

Heut, als am Martinitage 1685, hat sich meines herzlieben Bruders ältester Sohn Michael mit der jüngsten Tochter des gewesenen Ratmannes Bartholomäus Gellert ehelich verbunden. Die Braut, Jungfrau Beata, ist ein gar liebes Mädchen, klug, fromm, fleißig und sittsam, und ich glaube gewiß, daß mein Neffe eine gute Wahl getroffen hat. Möge des Höchsten reicher Segen fort und fort auf dem jungen Paare ruhen!

Ich schließe mit dem heutigen Tage meine Aufzeichnungen und übergebe meinem lieben Michael, dem Stammhalter unserer Familie, dieses Hausbuch. Möge er es allezeit zu Gottes Ehre und der Seinen Nutzen führen! Amen.

VI.

Im Namen Jesu!

Schwiebus, Januar 1686.

Mit einer sonderlichen Rührung und Scheu habe ich, Michael Sckerle, die Führung dieses hoch- und wertgehaltenen Hausbuches übernommen, denn es will mich bedünken, als sei ich dazu noch nicht würdig genug. Allein da mein lieber Vater aus gewissen Gründen sich standhaft weigert, Tante Hannas

Nachfolger zu werden, bleibt mir nichts anders übrig, als Gehorsam zu leisten.

Februar 1686.

Ein gar herrlich Gerücht durchläuft die Stadt! Kaiser Leopold I. will den Schwiebusischen Kreis an Kurbrandenburg abtreten!

Wollte Gott, daß es wahr würde! Wem möchten wir wohl lieber in die Hände fallen, als dem Schützer aller verfolgten Protestanten, dem gottbegnadeten Hohenzollernfürsten Friedrich Wilhelm dem Großen!

Es mag vielleicht unrecht sein, daß wir uns so leicht von unserm derzeitigen Herrscher trennen, aber wer, wie wir, seit länger denn hundert Jahren von den österreichischen Kaisern nichts weiter als grausame Härte, Verfolgung und Bedrückung erfahren hat, dem ist es wohl zu verzeihen, wenn er hoffnungsfreudig einem Regierungswechsel entgegen sieht, der ihm Glaubensfreiheit verspricht. Wollte Gott, daß es darum wahr würde, daß Kaiser Leopold dem Kurfürsten von Brandenburg für seine gerechten Ansprüche auf die Fürstentümer Jägersdorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau den gesamten Schwiebuser Kreis abtreten will!

Juli 1686.

Großer Gott! Dir sei ewig Lob und Dank! Wir sind brandenburgische Unterthanen, und Glaubensfreiheit hat ihren Einzug in die so lange bedrückte Stadt gehalten!

Als meine greise Tante, Hanna Sckerle, die endgültige Freudenbotschaft vernahm, sank sie jubelnd auf ihre Kniee und dankte dem Herrn unter Thränen. Mein lieber Vater war nicht minder beglückt. „Daß ich diesen Freudentag erleben darf, rechne ich mir als eine besondere Gnade des Höchsten an!“ rief er strahlenden Auges, und kniete samt der Mutter neben Tante Hanna nieder.

In der ganzen Stadt herrscht, wie sich denken läßt, unbeschreiblicher Jubel, und nur die wenigen Katholiken zeigen finstere Gesichter.

August 1686.

Am 14. August d. J. hat die feierliche Übergabe des Schwiebusschen Kreises an den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg stattgefunden.

Kaiserlicherseits waren bei dieser Traditionskommission anwesend: Graf Wenzel von Rostig, glogauischer Landeshauptmann, Franz Friedrich Pauschner, Freiherr von Schlegenberg, Breslauer Oberamts-Kanzler, der Baron von Meidhardt, Kaiserl. Kammerherr, der Baron von Frankenberg, Kaiserl. Oberamts-Rat, und der glogauische Amts-Sekretär Felbiger.

Von Kurfürstl. Seite waren dazu verordnet: Christof von Brandt, wirkl. Geheimer-Rat und Kanzler in Küstrin, Joh. Friedrich von Rhee, wirkl. Geheimer-Rat, Louis von Brandt, wirkl. Geheimer-Rat und Berwesser in Crossen, der Hof-Legations- und Kammerrat Scultetus, und der Kurfürstliche Archivarius Majirus. Diesen Kurfürstl. Abgeordneten wurde von den Kaiserl. Kommissariis der gesamte Schwiebuser Kreis in der besten Form übergeben.

Als dann die Kaiserlichen abgereist waren, wurde der Adel und die Stadt wegen der Justizsachen an das Berwesser-Amt und die neue Regierung verwiesen. Die Proposition wegen Introduszierung des neuen Administratoris oder Berwessers that der Geheimer-Rat von Rhee, welcher dem Räte das 18. Kapitel des zweiten Buches Moses von Jethro, daß sie redliche Leute sein und was ihnen zu schwer, an ihren neuen Vorgesetzten bringen sollten, vorhielt, wegen guter Administration der Justiz aber der Kurfürstl. Regierung das Exempel Samuels im 12. Kapitel seines ersten Buches, daß sie niemand Unrecht thun, noch Geschenke nehmen, oder die Person ansehen sollten, vorstellte.

Zur bleibenden Erinnerung für Kinder und Kindesfinder lasse ich hier die Abschrift des für uns so überaus folgenreichen und wichtigen Satisfaction-Traktats über die Abtretung des Schwiebuser Kreises an Kurbrandenburg folgen:

„Extract des zwischen der Röm. Kaiserl. auch zu Ungarn und Böhmeib Königl. Majestät und Sr. Kurfürstl. Durchlaucht zu Brandenburg getroffenen Satisfactions-Traktats:

1.

Satisfaction-Tractat:

„Es cedieren Ihre Kaiserl. und Königl. Majestät an S. Kurfürstl. Durchlaucht zu Brandenburg, Dero Erben und Nachkommen, männlich Geschlechts, Marggrafen zu Brandenburg, den sogenannten „Schwiebusischen Kreis“ in der Schlesiern, mit allen appertinentien an Landen, Leuten, Städten, Flecken, Dörfern, Einkommen, Holzungen, Wässern, Fischereien, Recht und Gerechtigkeiten, wie sie Namen haben, nichts davon ausgenommen, wie Ihre Kaiserl. und Königl. Majestät selbigen bisher im Besiß und Genuß gehabt, und zwar in qualitate feudi masculini Bohemici, jedoch anders nicht, denn wie S. Kurfürstliche Durchlaucht die Mark Brandenburg und andere Lande von Ihre Kaiserl. Majestät zu Lehn empfangen, dergestalt, daß S. Kurfürstl. Durchlaucht und Dero Kurfürstl. Haus in diesen Schwiebusischen Kreise, wie in andern Dero Landen, Superioritas Territorialis, und folglich alle Jura, so davon dependiren, in Specie die Contribution, Einquartierung, Appellation und was sonst ad Superioritatem territorialem gehöret, alleine verbleibet, sie sollen auch nicht gehalten sehn, eine absonderliche Belehnung darüber zu nehmen, besonders wenn ein Casus der Belehnung entsteht, soll auf die in Rechten

bestimmte Zeit thnende Requisition, ein Lehubrief nach dem Formular, dessen man sich hiebei verglichen, aus der Königl. Böhmischen Hof-Canzellen ertheilet werden. Ob auch zwar kurz vorhero versehen, daß S. Churfürstl. Durchlaucht oder Dero Nachkommen darinnen keine Bestung anzurichten oder einige Örter zu bevestigen befuget seyn, auch daß die Catholische Religion und Augspurgische=Confessions=Verwandte, in den Ständen und Exercitio Religionis, wie solches igo im Creise ist, und in specie die darinn wohnende Geistlichen, welch Standes und Würdens die seyn, bey ihren Rechten und Besiz zu lassen, und ihnen gleich Dero andern eignen Glaubensgenossen Schutz und Sicherheit geschaffet werden soll. Gestaltten denn oft gedachte Höchstseine Churfürstl. Durchl. für sich und Dero Nachkommen hiemit ausdrücklich geloben und versprechen, daß sie keine Bestung in dem bemelten Creise anrichten noch bauen, auch Catholische Religions= und Augspurgische=Confessions=Verwandte darinnen bey ihren Exercitio Religionis, wie solches allda igo von ihnen geübet wird, ungeändert erhalten und manuteniren, ingleichen beyderseits Geistliche, wie nicht weniger die Stände des besagten Creises bey ihren habenden Rechten und Privilegien, Besiz und Genuß lassen und schützen wollen. Und weil in besagtem Creise der Freyherr von Knigge eine Hypothec von 14000 Rthl. hat, wollen Seine Churfürstl. Durchl. selbige mit dem Creise über sich nehmen, und gedachten Freyherrn und dessen Erben so lange darbey schützen, bis die Schuld wird abgeführt und hiedurch die Hypothec erloschen sein.

2.

Ferner zedieren und übergeben Ihro Röm. Kaiserl. Majestät Sr. Churfürstl. Durchlaucht Dero Nachkommen

und Erben in Solutum die sogenannte Lichtensteinische Schuldforderung in Ostfriesland cum pleno omnique jure, mit allen dazu gehörigen Originaldocumenten und Briefschaften, nichts davon ausgeschlossen, und werden Ihro Kaiserl. Majestät Sr. Churfürstl. Durchlaucht, Dero Nachkommen und Erben zum vollkommenen und wirklichen Genuß dieses also cedirten Lichtensteinischen Juris und Forderungen verhelfen und dabey kräftigst manutiren.

3.

Dagen wollen ermelte Sr. Churfürstl. Durchl. ob specificirten bishero wegen oberwähnter vier Herzogthümer und der Herrschaft Beuthen, wegen angewandeter Kosten und was deme anhängig formirten präensionen, oder so des einen und andern Ortes halber hätten formiret werden können, vollkommenlich und völlig vorizo und auf zukünftigen Zeiten renunciiren und sich derselben gänzlich verzeihen, thun das auch in Kraft dieser feyerlichen Renunciation, renunciiren, begeben und verzeihen sich, Dero Erben und Nachkommen allen ist obangefürten, wie auch sonst allen andern praensionen in genere et in specie, so ex quacunque causa de praeterito hätten formiret werden können, kräftigst und vollkommenlich, cassiren zugleich und extradiren alle hiezu gehörige und von Ihnen zu Bestätigung Dero vornher bedeuteten praensionen angeführte Instrumenta, und erklären dieselben kraftlos und ohne Wirkung zu seyn, also und dergestalt, daß an die Röm. Kaiserl. auch zu Hungarn und Böhmeib Königl. Majestät, Dero Erben und Nachkommen, Könige zu Böhmeib und Oberste Herzoge in Schlesien, wie auch wider die vorizo und zukünftige Possessores des obgedachten Fürstenthums Jägerndorf, denn wegen bemelter drey Fürstenthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau, und der

Herrschaft Deuten, nicht weniger wegen praetendirender Refusion derer auf die Aufrichtung des neuen Grabens und Schiffbarmachung des Oberstrohms an Churfürstl. Seiten aufgewendeten Unkosten, und was deme mehr anhängig ist, oder *ex quacunque alia causa de praeterito* formiret werden könnte, Höchstgedachte Seine Churfürstl. Durchl., Dero Erben Successoren und Nachkommen weiter keine Anforderung und Zusprüche *sub quocunque praetextu*, und wie der immer genannt werden möchte, formiren sollen, wollen und können.

4.

So bald nun viertens dieser Vergleichs-Recess, von beyden Theilen vollzogen, soll die Tradition des Schwiebusischen Greises, nebst denen dazugehörigen Briefschaften und Urkunden, so viel deren vorhanden, wie auch die Auslieferung deren zur Lichtensteinischen Forderung gehörenden Dokumenten gegen Auslieferung der Solennen Churfürstl. Renunciation aller Praetensionen und denen dazugehörigen sämtlichen Dokumenten erfolgen. Die Ratificationes über diesen Vergleich sollen auch bey solcher Tradition ausgewechselt und dadurch die ganze Sache völlig abgethan und gehoben werden. Seine Churfürstl. Durchl. erbiethen sich auch, daß Sie auf erheischenden Fall von Dero Herrn Vettern, den Marggrafen zu Brandenburg in Franken, die Renunciation auf diese Praetensionen, soweit Sie dabey interessiren, in *debita forma*, beschaffen wollen.

Zu Urkund dessen sind hievon zwei gleichlautende Exemplaria verfertigt und von beyderseits dazu Deputirten und Bevollmächtigten, respective Abgesandten und Ministris eygenhändig unterschrieben, auch mit Dero Insigel bekräftiget.

So geschehen und gegeben zu Gölln an der Spree
den 7. May 1686.

Franz Heinrich von Frehtag, Freyherr von Gödens!
(L. S.)

Joachim Ernst von Grumbkow. (L. S.)

Franz von Meinders. (L. S.)

Paul von Fuchs. (L. S.)

Johann Friedrich von Rhee. (L. S.)

Nachdem dieser Traktat zwischen dem Kaiser und dem
Kurfürsten von Brandenburg geschlossen war, ließ der Kaiser
folgendes Reskript an das Königl. Oberamt in Schlesien ergehen:

„Kaiserl. Rescript an das Oberamt in Schlesien
wegen Abtretung des Schwiebusischen Kreises:
Leopold.

Liebe Getreue!

Wir mögen Ew. Edl. und Euch gnädigst nicht ver-
halten, massen wir, dem allgemeinen Wesen zum besten,
aus sehr wichtigen und bewegenden Ursachen, allergnädigst
entschlossen mit des Churfürsten von Brandenburg Liebden
und Dero Churhause in eine nähere Verbündniß ein-
zutreten, und durch wirkliche Abtretung und Hinumb-
lassung des in Unserm Herzogthum Schlesien, Glogauischen
Fürstenthums, gelegenen sogenannten Schwiebusischen
Kreises, samt dessen Zugehörungen, alle an Uns von
Ihrer Liebden bishero formirte, wiewohl von Uns be-
ständig widersprochene Praetensionen, als die fürnehmste
Ursache der bisherigen Mißverständnissen, gänzlich und
auf einmal aus dem Wege zu räumen.

Sintemahlen Wir nun untereinstens gnädigst resolviret,
durch Ew. Liebden und Euch unsere treuehorsaamsten
Fürsten und Ständen die Unumgänglichkeit, Nutz- und

Ersprößlichkeit solcher Abiret- und Hindumblaffung des obgedachten Schwiebusischen Greises mit allen Appertinentien mehr ausführlicher und zwar, weil vermöge des zwischen Uns und Ihrer Liebden geschlossenen Recesses die wirkliche Tradition von dem 30. des neuen und 20. des alten Calenders Monats Junii anzurechnen, inner den nächsten 6 Wochen unfehlbar geschehen soll, mit dem allernächsten vorstellen zu lassen: Als ist solchem nach Unser gnädigster Befehl an Ew. Liebden und Euch hiemit, daß Sie und Ihr, der ins Mittel getretenen Schnitt-ferien ungeachtet, ob *urgentiam hujus importantis negotii*, auf den 27., oder da es Ew. Liebden besser befinden thäten, auf den 29. gegenwärtigen Monats Tag Julii eine enge Zusammenkunft ausschreiben und so denn sich dasjenigen verhalten, was Unser diesfalls an dieselben und Euch absonderliche gehende Instruction, des mehreren mit sich bringen wird. Hieran beschlehet Unser gnädigster Wille und Meinung, und wir verbleiben u. s. w. u. s. w.

Geben in Unser Stadt Wien, den 10. Julii Anno 1686.

Leopold.

Franciscus Uldaricus C. Khinsky,

Uns

R. B. S. Cancellarius,

Königl. Oberamt

Ad Mandatum

in Schlesien.

I. V. Tam.

Praes. d. 22. Julii 1686.

September 1686.

Am 18. August d. J. hat Herr Kilian von Sommerfeld auf Wilkau (kein Verwandter unseres Bürgermeisters, sondern ein Abkömmling des altadeligen Geschlechts derer von Sommerfeld) auf seinem Hofe von einem durchreisenden Theologen die erste evangelische Predigt halten lassen. Da er Tag und

Stunde des Gottesdienstes vorher in der Stadt bekannt machen ließ, so wanderten fast sämtliche Gemeindeglieder nach besagtem Dorfe hinaus. Auch unsere Familie fehlte selbstverständlich nicht, und die Freude der ehrwürdigen Tante Hanna war geradezu rührend anzusehen. „Herr, nun lasse mich in Frieden heimfahren!“ rief sie mit leuchtenden Augen.

Da wir zur Zeit natürlich noch keinen Pastor und ebenso wenig ein Gotteshaus haben, so versammelte mein Vater neuerlich die Glaubensgenossen in unserem Hause zu einem ergreifenden Dankgottesdienst. Als wir zum Schluß Dr. Luthers herrliches Triumphlied: „Ein' feste Burg ist unser Gott!“ anstimmten, habe ich zum erstenmal starke Männer vor Freuden weinen sehen!

Großer Gott! ja unser Glück ist fast zu köstlich und noch kaum zu glauben! Schon manchen Morgen bin ich mit dem ängstlichen Gefühl aufgewacht, es könnte am Ende alles nur ein schöner Traum gewesen sein! Welche unendliche Freude dann, wenn man sich klar wird, daß es kein Nachtgebilde, sondern — Gott sei ewig Lob und Dank dafür! — volle Wahrheit ist, daß wir völlige Glaubensfreiheit haben und unserm Herrn frank und frei im Geist und in der Wahrheit dienen können!

Diesenigen, die immer das Glück gehabt haben, unter dem Schutze protestantischer Fürsten ungestört ihrem Glauben leben zu dürfen, können nicht ermessen, wie uns zu Mute war, als wir die Gewißheit bekamen, daß wir hinfort ungestört evangelisch heißen und sein dürfen! Kein jahrelang Gefangener kann sich seiner endlichen Lösung mehr freuen, als wir unsrer wiedergewonnenen Religionsfreiheit! Gott gebe in Gnaden, daß wir derselben nie wieder verlustig gehen mögen!

Weihnachten 1686.

Im Monat Dezember d. J. mußten die Ritterschaft und die Stadt dem neuen Herren huldigen, und zu dem Ende gingen eine adlige und eine städtische Deputation nach Berlin. Die Deputierten der Stadt waren Bürgermeister von Sommerfeld, sein Schwiegersohn, der evangelische derzeitige Stadtschreiber Gottfried Dreher, und der Hofgerichtsschöppe Adam Langhans. Als die Deputation das Homagium ablegten, bezeugte S. Kurfürstliche Durchlaucht der Stadt Schwiebus Dero besondere Gnade und verehrten ihr Dero Bildnis, zwei weißseidene Fahnen mit goldenem Laubwerk und dem kurfürstlichen Adler, zwei schöne Spiele und die zum Andenken an die Übergabe geschlagene Münze mit der Inschrift: Dux Crosn. et Schwiebus.

Pfingsten 1687.

Gott sei Dank, wir haben wieder einen evangelischen Pastor und regelmäßige Gottesdienste!

Nachdem am 1. Januar d. J. Herr Magister Kaspar König aus Züllichau die erste Predigt auf dem hiesigen Rathause gehalten hatte, empfahl er der Gemeinde seinen Stieffsohn Petrus Ernst Livius zum Geistlichen und mit Freuden gingen wir darauf ein. Daraufhin hielt Herr Livius am Sonntag Jubilate in Schwiebus seine Probepredigt und wurde dann am 14. Mai zum ersten evangelischen Pfarrer berufen.

Der Gottesdienst findet vorläufig auf dem Rathause statt, denn unsere liebe Kirche haben wir trotz der Glaubensfreiheit bis jetzt leider nicht zurückerhalten. Auch ist es sehr zweifelhaft, ob dies überhaupt geschehen wird. S. Kurfürstliche Durchlaucht wird wohl, um des lieben Friedens und Vertrages willen, den Katholiken die von ihnen seit 37 Jahren benutzte Pfarrkirche lassen, besonders da in dem Satisfaktions-Traktat ausdrücklich bedungen ist, „daß die Katholiken in allen ihren derzeitigen Rechten zu belassen sind“.

Für uns ist der Verlust des schönen Gotteshauses freilich sehr schmerzlich; doch wollen wir gern zufrieden sein, wenn man uns nur gestattet, dafür ein anderes zu errichten.

August 1687.

„Anno 1687, den 24. Jullii ist Martin Knispels, Bürgers und Bekkers alhier, Kind Maria von Herrn Petro Ernesto Livio, als Unserem Neuen Seelsorger, zum Ersten getauft worden, und sind die Paten gewesen: die Frau Livii, die Frau Kuchlingin, Michael Wirsing.“*)

Außer diesen Paten war bei dieser ersten öffentlichen evangelischen Taufe fast die halbe Gemeinde in dem großen Rathhauseaal versammelt, also daß das Kind vor einer ungewöhnlich großen Anzahl von Zeugen in die Gemeinschaft der Christen aufgenommen wurde.

Wir leben mit unserm neuen Pastor in gutem Einvernehmen, und meine Beata hat bereits Freundschaft mit des Herrn Livii Geliebten, die eine gar anmutige junge Frau ist, geschlossen. Auch der derzeitige Stadtschreiber Gottfried Dreher, der Schwiegersohn des Bürgermeisters Sommerfeld, ein treuer evangelischer Mann, verkehrt viel in unserm Hause. Die ehrwürdige Tante Hanna, die immer noch körperlich und geistig rüstig genug ist, hat ihre Freude an diesem feinen, frommen Kreise, und verfehlt nie, die werthen Gäste, unter denen sich auch der andere evangelische Schwiegersohn Sommerfelds, Herr Jakob Rudolphi, befindet, zu begrüßen. Oftmals erzählt sie dann gar anregend aus ihrem langen, ereignisreichen Leben, also daß uns Jüngeren ihre Gegenwart stets zur Ehre, Freude und zum Nutzen gereicht. Überhaupt lieben und verehren wir alle die fromme Greisin von Herzen und werden einst ihr Fehlen unter uns schmerzlich empfinden.

*) Abschrift aus dem wohlerhaltenen ältesten Schwiebuser Kirchenbuche.

Oktober 1687.

Am 24. Oktober d. J. ist unserm verehrten Seelsorger ein Töchterlein geboren worden. Die ganze Gemeinde nahm theil an diesem freudigen Ereignis, ist doch die kleine Barbara Katharina seit sechzig Jahren wieder das erste evangelische Pastorenkind, welches in Schwiebus das Licht der Welt erblickt hat! Herr Milian von Sommerfeld auf Willkau ließ sich gleich zum Paten ansagen, und Gottfried Dreher, Michael Mehm, Frau Theodor von Sommerfeld und Frau Tobias Schulze waren seine Nebengebattern.

Februar 1688.

Am 19. Februar 1688 ist mir der erste Sohn geboren worden, der in der zwei Tage später stattfindenden Taufe die Namen „Johann Christoph“ erhielt. Die Paten waren: Frau Pastor Livius, Frau Siegmund Specht und Herr George Kuchling. Die Freude der ganzen Familie über den Erben ist groß, und die greise Tante Hanna hat mit vor Freude zitternder Stimme das Kind gesegnet.

Mai 1688.

Der große Kurfürst Friedrich Wilhelm, unser allergnädigster Landesherr und Schützer, ist zu unser aller unbeschreiblicher Trauer am 29. April 1688 zu seinen Vätern versammelt worden! Möge Gott dem frommen Herrn eine fröhliche Urständ schenken und ihm tausendmal vergelten, was er an uns Gutes gethan hat!

Juli 1688.

Schlimme Gerüchte schwirren durch die Stadt! Es heißt, der Sohn und Nachfolger unseres hochseligen Herrn, Kurfürst Friedrich III., sei gesonnen, den Schwiebuser Kreis aus gewissen Gründen wieder an Kaiser Leopold abzutreten! Gott wolle uns in Gnaden bewahren, daß solche Vermutung Wahrheit werden möge! O, Allmächtiger, der Du uns die Glaubensfreiheit erst seit kurzem geschenkt hast, erhalte uns dieselbe nun auch um Deiner Barmherzigkeit willen!

Julii 1690.

Gott sei Dank, hat sich bis jetzt in unserem Verhältniß zu Brandenburg nichts geändert! Ja, S. Kurfürstl. Durchlaucht, Friedrich III., hat sogar die Gnade gehabt, uns die Erlaubnis zum Bau einer neuen evangelischen Kirche zu erteilen! Zu dem Zwecke waren am 15. Juli 1690 kurfürstliche Kommissarien hier, die den Platz zum Kirchbau ausgesucht und angewiesen haben. Desgleichen erhielten wir von S. Durchlaucht „recommendationes“ an auswärtige „Potentaten“, wegen „Kolligierung“ der zum Bau noch mangelnden Gelder. Auch der Schul- und Pfarrhausbau wurde uns gleicherweise gnädigst bewilligt.

Julii 1691.

Gott sei ewig Lob und Dank dafür: Der Bau unserer Kirche hat begonnen! Am 30. Juni 1691 legte der Kurfürstl. Verweser zu Crossen, Herr Ludwig von Brand, den Grundstein, und am Sonntag darauf hielt Herr Pastor Livius auf der neuen Kirchenstelle den ersten feierlichen Gottesdienst. Troßdem bei den ausgeschriebenen Kollekten wegen der schweren, kriegेरischen Zeiten nur sehr wenig eingekommen ist, haben wir uns dadurch vom Beginn des Baues nicht abhalten lassen. Wir werden unsere Kirche mit Gottes Hilfe auch ohne fremde Unterstützung zu stande bringen.

Julii 1692.

Der Bau unseres lieben Kirchleins schreitet rüstig vorwärts, und in einigen Jahren hoffen wir das Werk beendet zu sehen. Bis jetzt ist auch von wegen der Gelder noch keine Not entstanden. Ein jeder giebt freudig so viel er kann, und der ganz Arme mit dem Reichen zusammen thun willig Handlangerdienste. Die Zimmerleute und Maurer wohnen bei den Bürgern und werden auch von denselben beköstigt. In meinem Hause hat der Zimmermeister Tobias Hermann aus Lagow mit seinem Altgesellen Quartier aufgeschlagen, und meine

Beata macht es sich zur Freude, den Leuten die besten Speisen vorzusetzen.

Tante Hanna hat all ihre Wertsachen verkauft und den Erlös dafür zum Neubau gegeben. Die Freude der achtundachtzigjährigen Greisin über das sichtbare Fortschreiten des Werkes ist nicht zu beschreiben! Dabei ist die liebe Alte munterer und rüstiger denn je. Das Glück über die Erhörung ihrer Gebete scheint ihr neue Kräfte verliehen zu haben! Ich glaube jetzt ganz gewiß, daß sie die Einweihung der Kirche noch erlebt.

In der Verwaltung der Stadt sind einige Veränderungen eingetreten. Die katholischen, meist unbrauchbaren und hochbetagten Ratmänner sind durch tüchtige evangelische Kräfte ersetzt worden, und bei der Bürgermeister-Neuwahl ist 1688 Herr Jakob Rudolfs und 1692 Herr Gottfried Dreher Bürgermeister geworden.

Mai 1694.

Es hat Gott gefallen, mein liebes Söhnlein Johann Christoph nach vollendetem sechsten Jahre plötzlich zu sich zu nehmen. Tiefbetrückt schreibe ich solches hier nieder, aber: „Was Gott thut, das ist wohlgethan!“ Zu unserem Troste blieb uns ein Töchterlein, die am 18. Februar 1691 geborene Barbara.

15. Juni 1694.

Der Bau unserer theuren Kirche ist vollendet! Hent Nachmittag wurde der Knopf auf den Turm gesetzt! Am 3. Sonntag post Trinitatis soll, so Gott will, die feierliche Einweihung sein! Überall in der Stadt herrscht Freude und herzinniger Dank gegen den gnädigen Gott, und jedermann bringt dem neuen Gotteshause noch eine letzte Opfergabe an barem Gelde oder an Kirchengerschaften. Ich meinestheils nahm an Geld so viel, als im Hause vorhanden war, und gab es zur Tilgung der drückendsten Schulden.

18. Juli 1694.

Gloria in excelsis Deo!

Heut, als am dritten Sonntage post Trinitatis haben wir unter Gottes gnädigem Beistande unsere neuerbaute Kirche feierlich eingeweiht!

Schon in aller Morgenfrühe blies der Stadtpfeifer vom Rathhausturm herab einen Lob- und Dankchoral. Um 9 Uhr versammelten sich Behörden und Gemeinde auf dem Markte, und von dort aus ging es im festlichen Zuge, unter Absingung des Liedes „Ein' feste Burg ist unser Gott“ durch die geschmückten Straßen der Stadt nach der gleichfalls im herrlichsten Grün prangenden Kirche. Hier übergab Herr Bürgermeister Dreher den Schlüssel an Herrn Pastor Vivius, und dieser öffnete im Namen Gottes die Thür des Tempels. Nach den gebräuchlichen Einweihungs-Beremonien hielt der Geistliche eine herrliche Predigt über des Allmächtigen Barmherzigkeit und Treue, und darauf sangen wir alle nachfolgendes, von unserem derzeitigen Kammeramts-Direktor, Herrn Hans von Alffig, zur heutigen Feier gebichtete Lied.

„Dreiein'ger, heil'ger, großer Gott!
Sieh' von des Himmels Höhen,
Wie hier vor Dir, Herr Gebaoth!
Die Deinen dankend stehen!
Merk' auf das Seufzen und Gebet,
Was jetzt zu Deinem Throne geht
Von dieser heil'gen Stätte!

Wir haben dieses Gotteshaus
Gebauet Deinem Namen!
Mit Dir ist es gezieret aus,
Daß wir samt unserm Samen
Die heil'ge Satzung und Dein Wort
An diesem, Dir geweihten Ort
Zum Seelenheil anhören!

Der Grund ist selber Jesus Christ!
Apostel und Propheten,
Ihr Wort der Pfeiler Grundfest' ist,
Darauf in allen Nöten,
Wie hoch die List der Feinde geht,
Die Gottesstadt doch lustig steht
Mit ihrem Zionsbrunnen!

Nun Herr! laß über dieses Haus
Dein' Augen offen stehen,
Laß, was hier Mund und Herz schütt' aus,
Dir tief zu Ohren gehen!
Hab' Achtung auf Dein Jen'r und Herd.
Das Opfer, das hier wird gewährt,
Das laß Dir stets gefallen!

Hier woll'n wir unsre Kindelein
Dir in der Taufe schenken;
Die Katechismuslehre rein
In ihre Herzen senken,
Sie in des wahren Glaubens Frucht,
In deiner Furcht, in Christenzucht,
Als Himmelspflanzen ziehen!

Hier wollen wir in wahrer Neu'
Auf tiefgebeugten Knien
Die Sünden beichten ohne Scheu,
Und hier zum Kreuze fliehen!
Abbitten unsre Sündenschuld,
Vergebung suchen, Gnad' und Huld
In Christi Blut und Wunden!

Beim heil'gen Altar werden sich
Die müden Seelen laben,
Da unser Heiland, Jesus Christ,
Uns Sünder will begaben
Mit seinem wahren Leib und Blut,
In Tod gegeben uns zu gut
Und uns zum Heil vergossen!

Hier segnet man den Eh'stand ein,
Man bittet für die Kranken;
Dies Haus wird stets erfüllet sein
Mit Loben und mit Danken!
Hier wird man den Regentenstand,
Kirch', Schulen, Häuser, Stadt und Land
Dir täglich anbefehlen!

Herr, hebe nun zu segnen an
Dies Haus nach Dir genennet!
Daß es kein Feind zerstören kann,
Wie hoch sein Eifer brennet.
Stoß aus, was uns hier stören will!
Laß uns in diesem Tempel still
Dich ohne Ende loben!

Lob, Ehr' und Dank und Herrlichkeit!
Sei Dir, o Herr! gesungen,
Daß bei der jezt betrübten Zeit
Es uns so weit gelungen!
Gieb, daß, was wir jezt fangen an,
Nicht eher Ende nehmen kann,
Bis Erd' und Himmel brechen! *)

(Hans von Nüssig, Burg- und Kammeramtsdirektor zu Schwiebus.
1694. Gestorben am 6. August desselben Jahres.)

Zu Ehren unseres allergnädigsten Landesherrn haben wir unsere neue Kirche die „Friedrichskirche“ genannt. Gott gebe, daß wir darin, unter dem Schutze der frommen Hohenzollernfürsten, bis an das Ende der Tage frei und öffentlich unsern theuren evangelischen Glauben bekennen dürfen! Amen.

Zum Gedächtnis an die Wiederaufrichtung der freien evangelischen Religionsübung in der Stadt Schwiebus hat Herr Pastor Livius in dem amtlichen Kirchenbuche der evan-

*) Dies Lied ist später in das Büllichauer Gesangbuch (Nr. 976) aufgenommen worden.

gelisch=lutherischen Stadt- und Landgemeinde Schwiebus folgende Aufzeichnungen gemacht:

(hebräisch:) Der 135. Psalm v. 1—3.

Nachdem Anno 1686 den 14. Augusti Römische Kaiserliche Majestät die Stadt Schwiebus sambt dem herumliegenden Creyse an S. Churfürstl. Durchlaucht zu Brandenburg durch gewisse Deputirte abgetreten undt übergeben und hochvermeste Churfürstl. Durchlaucht besagter Stadt das freye exercitium der Evangel. Religion gnädigst vergönnt, alß bin ich Petrus Ernestus Livius von Landsberg an der Warthe; Woselbstn ich biß ins 4te Jahr der Schulen alß Rector vorgestanden, den 14. May anno 1687 zum ersten Lutherischen Prediger hieher vociret, den 1ten Julij darauf ordiniret und dem VIII. Trin. von meinem Herrn Stiefvater, Herrn M. Caspar Königen, Pastor und Inspector zu Züllich introduciret.

Bei meinem Anzuge habe ich noch den gangen Rath mit Römisch Catholischen besetzt gefunden, ohne tit. Herrn Gottfried Dreher Wohlverordneten Stadt Secretario undt Ratz Ältesten, alß welcher der erste Evangel. Rathsherr nach übergabe der Stadt gewesen ist.

In dem folgenden 1688ten Jahre hatt Herr Theodor von Sommerfeld, bißher gewesener Bürgermeister Röm. Cath. Religion, die Regierung abgetreten undt ist sein Schwiegersohn, Herr Jacob Rudolphi succediret undt der erste Evangel. Bürgermeister worden.

In denen Gerichten waren Evangelische: Herr Sigismund Specht, alß Vice Richter, Herr Christoph Lausche, Herr Michael Clemennt, Herr Tobias Schulke, Herr George Ruchling. Zu unserm Gottesdienste ist uns das Rathhaus eingeräumt worden, und sind zu Kirch-Vätern gesetzt worden: Herr Michael Clemennt und Herr Tobias Schulke, Bürger und Gerichts-Äffessoren. Undt Wehl auch so Wol Zur erbauung dessen, was zur Verrichtung des Gottes-Dienstes erfordert wird, alß auch zur An-

schaffung allerley Gerätheß nothwendige Handreichung geschehen müssen, als werden allhier Billig die Nahmen derer Angezeichnet, so hierinnen eine Heil. Frehgebigkeit, Christ-rühmlichst von sich sehen lassen:

Die Canzel hatt gefertigen lassen das Löbliche Gewerck der Tuchmacher. Das Stundenglaß darauf ist verehret worden von Guckgaitß Bürger un Kaufmann zu Züllich. Den Altar hat die Kirche von den colligierten Seckelgeldern machen lassen. Die großen Zinnernen Leuchter hat verehret Hr. Tobias Schulke, Kirchen-Vorsteher. Das Leinwand-Tuch tit. Hr. Gottfried Dreherß Ehelieste. Das große Bogener-Tuch Hr. Adam Langhausens, Vornehmen Bürgers und des Löbl. Gewerckß der Tuchmacher Ältester, Ehegenossin. Den großen Vergüldeten Kelch nebst paten tit. Hrn. Theodori von Sommerfeld Ehelieste. Den kleinen Vergüldeten Kelch nebst paten (so am Gewichte den großen übertroffen) tit. Hr. George Christian Hönisch, Vorsteher, Bürger und Kauffmann zu Züllich, welcher, da er 1688 einem Zuge in Ungarn Wiber die Türken beggewohnet, denselben bey eroberung der Stadt Belgradt oder Griechisch-Weissenburg unter anderer Beute mitbekommen und zum ewigen Andenken in unsere Kirche geschenkt hatt. Die silberne Schachtel, worinnen die Oblaten aufbewahret werden, meine Ehefrau Ursula Benigna, geb. Engelskin. Den großen Zinnernen Kelch nebst paten Hr. Michael Wirsing, Bürger und Schuhmacher. Den kleinen Zinnernen Kelch nebst dem paten vor die Kranken Hr. Sigismund Specht. Die Bibel, welche in fol. zu Nürnberg Anno 1685 Hr. Joh. Michael Dillherr herausgegeben, M. Christof Schöne, Bürger und Fleischhauer und Martin Schmidt, Bürger und Schuhmacher hieselbst. Das grüne Tuch auf den altar Hr. Jacob Rößner Vornehmer Bürger undt Kauffmann in Pohlen zu Fraustadt. Die grünen Tücher von Taffet bei der Communion zu halten Hr. Abraham Hirsckorn. Die Rothtafftinen nebst einem über den Kelch M. Hauß Lange, Bürger und

Tuchmacher hierselbst. Das grüne Breite so auff dem Altar vor dem Prediger lieget, nebst einem schmalen über den Kelch M. Gregor Schulke Bürger und Tuchmacher. Das mit Gold Durchnähte Tuch Hrn. Gottfried Dreher's Geliebste. Das mit Rother Seide durchnähte Tuch Hrn. Michael Clement's Ehegenossin. Das mit Gold und schwarzer Seide durchnähte die Fr. George Knispelin. Ein anderes mit schwarzer Seide Gold undt Spitzen Hrn. Adam Langhansens Ehegenossin. Ein Weißes mit Spitzen M. Andreas Kubes Bürgers und Tuchmachers Ehewirthin. Das große Gewirckte mit Leinwand unter einander versetzet M. Hans Hartmanns Bürgers undt Töpfers Ehefrau. Der Altar ist mit blauem Tuche unten Bekleidet von Herrn Michael Balken Bürger und Tuchmacher hierselbst. Den Chor-Rock hat geschenkt M. George Gutsches Bürgers undt Tuchmachers allhie Ehewirthin. Von den Kleineren, die den Knaben angeleget werden, hat Zweie verehret M. Heinrich Hoffmann Bürger und Tuchmacher, die andern zwey die Frau Liebschinn undt Mstr. Hans Poffardt's Ehefrau. Eine Zinnerne Kanne zum Wein. Ein Messingner Leuchter mit Dreh Tillen. Zwey Leuchter aus Bockhörnen mit zwey zinnernen Tillen.

19. Juli 1694.

Die einzige Schwester meines Vaters, unsere verehrte Tante, Jungfrau Hanna Sderle, die fromme Glaubensheldin und Bekennerin, ist soeben sanft entschlafen. Am Einweihungstage der neuen Kirche war die Greisin noch so munter und rüstig, wie man nur wünschen konnte. In ungetrübter Geistesklarheit nahm sie an allen Feierlichkeiten theil, und bezeugte ihre Freude an dem vollendeten Werke in so ergreifender Weise, daß viele der Anwesenden dadurch zu Thränen gerührt wurden.

Am Abend des herrlichen Tages sprach sie bei der Andacht im Familientreise mit lauter Stimme den 103. Psalm und sagte dann allen Gliedern mit heiterer Stimme gute Nacht. Am nächsten Morgen erschien sie nicht wie sonst zum Gebet,

und ahnungsvoll blickte mein Vater mir zu. Leise gingen wir nun in ihr Zimmer hinüber und fanden die liebe Alte mit gefalteten Händen entseelt auf dem Bette liegen. Der Ausdruck ihres Gesichtes war so überaus schön und friedvoll, daß wir unwillkürlich unsere Kniee beugten und dem Herrn für den sanften Tod dieser frommen Seele dankten.

Fast neunzig Jahre hatte sie auf dieser Erde zum Segen für viele wandeln dürfen; und als nun der höchste Wunsch ihres Lebens, der Inhalt ihrer heißesten Gebete, in Erfüllung gegangen war, als sie ihren Herrn wieder frei und öffentlich in einer eigenen evangelischen Kirche anbeten durfte, da nahm Gott diese seine treueste Dienerin plötzlich zu sich! So wie ihr Leben, so war auch ihr Ende: sanft, fromm und still! Hilf, lieber Herr, daß auch wir einst nach einem gottseligen Leben in gleichem Frieden heimsfahren mögen!

„Amen, mein lieber, frommer Gott,
Bescher' uns all'n solch sel'gen Tod!
Hilf, daß wir mögen allzugleich
Bald in Dein Reich
Kommen und bleiben ewiglich!“

(Dr. Johann Pappus, Professor und Pfarrer
in Straßburg, † 1610.)

August 1694.

Ihrer Bestimmung gemäß haben wir die liebe Verstorbene in aller Stille begraben müssen. „Gerade so, wie bei meinen seligen Eltern, soll es mit meiner Bestattung gehalten werden,“ hatte sie oft bei Lebzeiten geäußert. „Wenn ihr mich liebt, erfüllt ihr meinen Wunsch. Ich will nichts Besseres haben, wie all die frommen Bekenner und Märtyrer vor mir, die ohne Sang und Klang hinausgetragen wurden.“ Infolgedessen hielt Pastor Livins am Sarge nur ein kurzes Gebet und segnete dann die Leiche ein.

Auch in das Kirchenbuch wollte Tante Hanna nicht eingeschrieben werden. „Nein, nein, Vater und Mutter stehen auch nicht darin. Ich gehöre noch zum alten Geschlecht, da ist solches nicht nötig. Bei euch Jungen mag es um der Ordnung willen nötig sein, aber mich laßt aus. Mein Name ist, will es Gott, schon im Buche des Lebens eingeschrieben, das ist genug.“ Sie ließ nicht eher Ruhe, bis ich ihr in die Hand versprochen hatte, alles nach ihrem Wunsche zu thun.

Vielleicht werden später manche lächeln über den letzten Willen der lieben Alten. Ich aber verstand sie gar wohl! Wer so, wie sie, mit Pastor Joachim Pauli sprechen konnte:

„In allen meinen Jahren
Von zarter Jugend an
Hab' ich es wohl erfahren,
Wie schwer die Himmelsbahn!
Ich bin auf keinen Rosen
Gegangen jederzeit,
Wie etwa die Gottlosen
In stolzer Sicherheit,“ —

der trägt kein Verlangen darnach, nach dem Tode in Wort oder Schrift verherrlicht oder aufbewahrt zu werden!

Raum drei Wochen nachdem Tante Hanna zur Ruhe gegangen war, am 6. August 1694, starb im kräftigsten Mannesalter nach kurzer Krankheit unser allverehrter Kammeramts-Direktor, Herr Hans von Mfigg, der Dichter des Liedes: „Dreiein'ger, heil'ger, großer Gott!“ Ihn betrauern seine jugendliche Frau und mehrere unmündige Kinder, von denen das jüngste erst am 5. November 1693 geboren ist. Die Leiche des Entschlafenen wurde nach seiner Heimat Zettitz gebracht.

Abermals ist das schlimme Gerücht von der Abtretung des Schwiebusischen Kreises an Kaiser Leopold aufgetaucht und diesmal mit größter Bestimmtheit. In der Stadt herrscht infolge dessen große Angst und Bestürzung, und die bange Frage:

„Was wird aus uns werden?“ wird allenthalben laut. Ach, Gott und Herr, erbarme Dich unser! Laß uns nicht abermals in die Gewalt der Römischen geraten!

Die gesamte ev. Bürgerschaft, mit dem Magistrat, hat an Kurfürst Friedrich III. ein herzbewegliches Schreiben gerichtet, worin Seine Durchlaucht gebeten wird, daß er, wenn ja die Abtretung des Kreises erfolgen sollte, doch vorher bei Kaiser Leopold uns Evangelischen die weitere Glaubensfreiheit sichern wolle. Daraufhin erhielten Stadt und Land vom Kurfürsten eine schriftliche, in den gnädigsten Ausdrücken abgefaßte Antwort, worin er ihnen fest zusagte, alles zu thun, um ihnen fernerhin die freie Religionsübung zu bewahren.

Weihnachten 1694.

Wir haben das liebe Weihnachtsfest recht still und besorgt verlebt, denn es ist leider zur Gewißheit geworden, daß Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg, aus politischen Gründen, Schwiebus wieder an Österreich abgetreten hat! Die Weihnachtspredigt des Herrn Pastors Livius enthielt darum neben dem festlichen Loben und Danken eine demütige, inbrünstige Bitte um Schutz und Bewahrung in den kommenden Tagen.

Januar 1695.

Es ist geschehen! Wir sind wieder österreichisch! Am 10. Januar 1695 ist die Retradition des gesamten Schwiebuser Kreises an Kaiser Leopold erfolgt! Was diese Thatsache für uns und unsere Zukunft bedeuten mag, weiß Gott allein! Kurfürst Friedrich hat zwar aus allen Kräften für die Sicherstellung unserer Glaubensfreiheit gewirkt. Doch verspreche ich mir nicht allzuviel davon! Die österreichischen Herrscher haben bis jetzt uns Protestanten fast niemals Wort und Treue gehalten! Ich erinnere nur an den Majestätsbrief und dessen himmelschreiende Nichtachtung! Ich glaube darum ganz gewiß,

daß wir früher oder später wieder die alten traurigen Zustände wie von 1628—1686 zu erwarten haben.

Die Katholiken in der Stadt triumphieren natürlichermaßen, und der gewesene Bürgermeister von Sommerfeld sagte mir neulich ganz ungeschönt: „Mit der evangelischen Herrlichkeit hat es nun bald ein Ende, mein lieber Sckerle. Wer zuletzt lacht, lacht am besten! Jetzt kommen wir wieder an die Reihe! Laßt uns nur erst die volle Gewalt haben!“

„Nun, ich hoffe zu Gott, Kaiser Leopold wird Kurfürst Friedrichs Fürbitte von wegen unserer Glaubensfreiheit berücksichtigen,“ rief ich erregt. „Hat doch der gewesene evangelische Herrscher euch Katholiken dieselben Rechte und Gnaden, wie uns, seinen Glaubensgenossen gewährt! Wenn der Kaiser gerecht sein will, muß er es nun mit uns, seinen evangelischen Unterthanen, ebenso halten.“

„Gebt Euch nur keinen unnützen Hoffnungen hin,“ lachte Sommerfeld höhnisch. „Ich weiß es besser. Ich habe schon ein Böglein singen hören. Ueberdies, Kaiser Leopold ist, wie jedermann bekannt ist, ein guter katholischer Christ, und als solcher hat er von vornherein die Pflicht, alle verirrtten Schäflein, sei es durch Güte oder Gewalt, in den rechten Schafstall zurückzutreiben. Ich gebe Euch daher den freundschaftlichen Rat: werdet gutwillig katholisch. Dann könnt Ihr es so haben wie ich, und werdet ein vornehmer, angesehener Mann, dem es weder an Geld noch Anerkennung mangelt.“

„Niemals, niemals!“ rief ich empört. „Was denkt Ihr von mir? Nicht alle Menschen sind, um äußerlicher Vorteile willen, käuflich! Lieber evangelisch in Not, als katholisch Brot!“

Der also Abgewiesene sah mich mit einem bösen Blick an. „Nun, nun, Sckerle, hütet Eure Zunge! Ich könnte bei Gelegenheit an Eure anzügliche Rede denken! Eure Familie ist so wie so beim bischöflichen Stuhl übel angeschrieben.“

„Solches gereicht uns nur zur Ehre,“ entgegnete ich ruhig, „und dann, Herr von Sommerfeld, gedenkt Ihr nicht daran, daß Ihr mit Euren Maßnahmen gegen die evangelische Kirche auch Mitglieder Eurer eigenen Familie trifft? Eure eigne, fromme Frau ist, trotz aller Quälereien, mit ihren Töchtern gut lutherisch geblieben, und Eure beiden Schwiegersöhne, Herr Dreher und Herr Rudolphi, sind gleichfalls evangelisch.“

„Leider Gottes!“ rief Sommerfeld zornig, „aber ich werde schon noch Mittel finden, alle herumzubringen! Die Weiber sind immer halbstarrer, bei meinen Söhnen ist es mir besser geglückt! Beide sind hochgestellte, katholische Geistliche und zur Zeit in Rom, wo sie mir, hoffe ich, recht nützlich werden sollen.“

Ich konnte mir ungefähr denken, was er damit meinte, und sagte ernst: „Belastet Euer Gewissen nicht allzusehr, Herr. Euer Sterbestündlein möchte Euch sonst zu schwer werden!“ „Das ist meine Sache,“ rief Sommerfeld verstimmt und ging ärgerlich davon.

Ostern 1695.

Noch ist alles, Gottlob! beim Alten, und wir erfreuen uns trotz Sommerfelds Neben noch derselben Glaubensfreiheit, wie unter Kurfürst Friedrich von Brandenburg. Die kräftige Fürsprache dieses leutseligen, evangelischen Fürsten scheint doch gute Früchte zu tragen. Hoffnungsfroh und freudig haben wir das liebe Osterfest begangen und dabei auch von Herzen für unsern Landesherrn, Kaiser Leopold, gebetet, wollen wir ihm doch gerne fromme und getreue Unterthanen sein.

November 1695.

Gott, der Herr, ist meinem Hause sehr gnädig gewesen, denn am 23. November dieses Jahres erfreute er mich und meine Beata samt den Großeltern durch die Geburt eines kräftigen Knaben, der in der heiligen Taufe den alt-

hergebrachten Stammmamen „Michael“ erhielt. Paten waren: Frau Pastor Livius, Frau Georg Kuchling, Herr Sigismund Specht, Herr Andreas Kube und Herr Hans Köhler. Es ist dies derselbe Herr Specht, dessen gemeinsamen Taufgang mit Tobias Schulke und Hans Ullmück nach Nidern Lante Hanna ausführlich beschrieben hat (S. 224 f.).

Bei dem Tauffchmause erzählte er Herrn Pastor Livius ein mehreres von der gefährlichen und beschwerlichen Wanderung durch die naßkalte Oktobernacht, und besonders, daß sein Söhnlein so erbärmlich unterwegs geschrien habe, daß er es nur mit Mühe und Not habe beschwichtigen können. „Aber die Taufe nachher in der nächtlich-stillen Dorfkirche war desto schöner,“ schloß er. „Ewig unvergeßlich wird mir diese ergreifende Feier bleiben!“

Mein Vater nickte zustimmend: „Ich habe es auch erfahren und weiß, wie es thut! Bei Nacht und Winterkälte bin ich mit meinen neugeborenen Kindern meilenweit allein ins Brandenburgische gegangen! Welche Freude, wenn ich endlich, endlich das Grenzdorf erreicht hatte, und der Pastor nekte die Stirne der Kleinen mit dem Taufwasser! Es ist merkwürdig, daß solch schwer errungenes Gut meist doppelt Wert für uns hat! und noch merkwürdiger ist es, daß keinem einzigen der Neugeborenen der Weg durch Kälte, Schnee und Regen geschadet hat!“

Pastor Livius hatte aufmerksam zugehört. „Ihr seid zu beneiden, meine Freunde, daß Ihr um des Glaubens willen solches leiden durftet! Ich meine fast, Gott hat die Menschen ganz besonders lieb, die er durch derartiges Martyrium gehen läßt. Herr Renatus Sckerle hat mir neulich ausführlich die Nöte und Verfolgungen seines Schwiegervaters, des ehemaligen hiesigen Pastors, Herrn Johannes Baptista Gebel erzählt, und da habe ich den frommen, treuen Mann und sein tapferes Weib von Herzen bewundert! Was hat doch jene trübe Zeit unter den

Lichtensteinern für heldenhafte, todesmutige Bekenner geschaffen! Denkt nur an Drabsches, Pfeffers, Hirschkorns und die andern alle, die um ihres Glaubens willen mit Freuden Hab und Gut, Leib und Leben dahin gaben! Ich habe mich schon manchemal gefragt, ob ich selber in der Stunde der Versuchung wohl so glänzend bewähret würde!"

"Wer weiß, vielleicht müssen Ihr und wir schon in aller nächster Zeit derartige Proben ablegen," sagte Bürgermeister Dreher, der auch zugegen war, trübe lächelnd.

Wir sahen ihn erschrocken an: „Um Gott, Herr Dreher, was wollt Ihr damit sagen?"

"Nichts anderes, als daß etwas gegen uns und unsere Glaubensfreiheit im Werk ist," entgegnete der Gefragte ernst. „Noch weiß ich nichts Gewisses, aber aus einigen Äußerungen meines Schwiegervaters schließe ich, daß derselbe wegen gänzlicher Schließung unserer Kirche schon seit längerer Zeit mit seinen geistlichen Herren Söhnen im eifrigen Briefwechsel steht. Wollte Gott, meine Vermutungen wären falsch! Aber ich glaube sicher, ich täusche mich nicht. Die außerordentlich gute Laune Sommerfelds läßt auf Arges schließen!"

"O weh, unsere liebe, neue Kirche sollte schon wieder geschlossen werden?" rief meine Beata betrübt. „Ach, nein, das kann doch der Herr nicht zugeben!"

"Gottes Rat ist oftmals wunderbar und unserem eignen Willen ganz entgegen," sagte mein Vater leise. „Wen der Herr lieb hat, den straft und züchtigt er, um ihn auf diese Weise desto sicherer zu sich zu ziehen! Ich meinstet's bin ganz der Ansicht Herrn Drehers und halte dafür, daß wir früher oder später wieder in Glaubensnot geraten werden! Möge dann der Allmächtige uns allen gnädig sein, daß keiner von uns aus Furcht vor Strafe, oder gar um äußerer Vorteile willen seinen Glauben verleugnet!"

„Amen!“ rief Herr Livius inbrünstig, während wir andern, insonderheit die Frauen, uns einer gewissen Beklommenheit nicht erwehren konnten.

Sommer 1697.

Die Veränderung unserer Regierung von einer evangelischen in eine katholische macht sich immer fühlbarer. Die Kaiserlichen legen uns, wo sie nur irgend können, Steine in den Weg, und allgemach werden die Protestanten aus den öffentlichen Ehrenämtern ausgestoßen. Mein Vater meint, daß das nur der Anfang vom Ende sei!

Ach, lieber Herr, verhüte es in Gnaden! Wir wollen ja gerne Verachtung und Hintansetzung ertragen, wenn uns nur die freie Übung unseres Bekenntnisses gelassen wird!

August 1698.

Am 5. August 1698 hat uns der treue Gott abermals ein Söhnlein geschenkt, welches in der heiligen Taufe den Namen „Jakob“ erhielt. Wir haben diesmal kein frohes Tauffest gehalten, denn die Hand des Herrn liegt schwer auf unserer evangelischen Gemeinde, und es hat ganz den Anschein, als wenn es bald mit aller Glaubensfreiheit ein Ende haben sollte. Gestern kündigte Sommerfeld uns an, daß die Schließung unserer Kirche schon so gut wie angeordnet wäre; er warte nur noch auf die Kaiserlichen Kommissarien, um den Akt vorzunehmen.

Ich glaube, mir traten vor Schmerz über solche Nachricht unbewußt die Thränen in die Augen, denn der andre sagte höhnisch: „Ihr seid sehr weichmütig, Herr Sckerle. Wie wird es Euch da gehen, wenn erst aus allem Ernst wird?“

„Dann wird mir Gott selber Kraft zum Tragen und zur Beständigkeit verleihen,“ rief ich unwillig über den Spott des argen Mannes. „Denkt lieber daran, Herr von Sommerfeld, ob Ihr auch alles, was Ihr jetzt thut, dereinst vor des Höchsten Richterstuhl werdet verantworten können!“

Ohne eine Antwort abzuwarten, drehte ich mich um und ging davon. Es ist mir aus dem Gehörten nicht mehr zweifelhaft, was nun kommen wird!

Die schlimme Nachricht hatte sich gar schnell in der Stadt herumgesprochen, und überall herrscht nun Bestürzung und Trauer.

Weihnachten 1700.

Länger denn zwei Jahre habe ich nicht mehr in das Buch geschrieben, denn es gab weder etwas Neues, noch etwas Gutes zu vermelden.

Im Ganzen und Großen ist unser Zustand noch derselbe, wie anno 1698: Wir schweben immer zwischen Furcht und Hoffnung der Dinge, die da kommen sollen! Noch dürfen wir unsere Kirche zu den regelmäßigen Gottesdiensten benutzen und freuen uns dieser Gnade mit Bittern, aber Sommerfeld meint, daß im neuen Jahre ganz gewiß eine gründliche Änderung der Dinge eintreten würde. Der eifrige Katholik ist sehr ungehalten, daß sich die Sache so verzögert hat. Wir aber, wir danken Gott für diese Frist und bitten, daß dieselbe noch recht, recht lange währen möge!

25. April 1701.

Das Schreckliche ist geschehen! Nach Gottes unerforschlichem Ratschluß sind wir abermals unserer Kirche und aller sonstigen Glaubensfreiheiten beraubt worden!

Gestern abend trafen zu unserem Entsetzen der Oberamtsrat, Graf von Schlegenberg, und der Assistenz-Rat, Graf von Myerowskj, in Schwiebus als Kaiserliche Kommissarien ein, und alsbald verbreitete sich in der Stadt wie ein Lauffeuer die Nachricht, daß es sich um nichts Geringeres, als um die Schließung unserer Kirche handle! Eine Vermutung, die sich nur zu schnell bestätigte!

Am Morgen des 25. April 1701, diesem unglücklichen Tage, begaben sich die beiden Kaiserlichen Kommissarien, be-

gleitet von ihren Dienern und folgenden katholischen Rathmännern und Helfern: Theodor von Sommerfeld, Georg Wehlisch, Jakob Buttke und Christian Schulz, nach der evangelischen Kirche. Der lutherische Bürgermeister, Gottfried Dreher, mußte auf ausdrücklichen höheren Befehl gleichfalls mitgehen. Eine große weinende Volksmenge schloß sich dem traurigen Zuge an.

Als man bei der Hauptthüre der neuen Kirche angekommen war, befahl Sommerfeld grausamer Weise seinem protestantischen Schwiegersohne Dreher, das Gotteshaus zu versiegeln; und als dieser fromme, evangelische Christ sich standhaft weigerte, solches zu thun, da es gegen sein Gewissen gehe, rief der andere drohend und zornig: „Herr Sohn, vollziehe er seinen Befehl!“

Doch Dreher kehrte sich nicht an den Grimm des eifrigen Katholiken, sondern beharrte ruhig auf seiner Weigerung. Da rief Sommerfeld wütend: „Nun, so kostet es ihn sein Hab und Gut!“

„Darnach frage ich wenig,“ entgegnete fast heiter der treue Protestant, drehte der Kommission den Rücken und ging davon. Zornig blickte Sommerfeld ihm nach und nahm dann mit Hilfe der Kaiserlichen selber die Versiegelung vor.

Als er das Kaiserliche Insiegel an die Thür der Kirche legte, ging lautes Weinen durch die umstehende Menge und selbst ergrante Männer schämten sich dieser Schmerzensstränen nicht. Sommerfeld aber blickte triumphierend auf die Betrübten und die Freude über seinen endlichen Sieg war deutlich auf seinem Gesicht zu lesen. Traurig gingen mein Vater und ich, die wir auch bei der Schließung zugegen gewesen waren, nach Hause, und unsere Frauen weinten bitterlich, als wir ihnen die schmerzliche Begebenheit erzählten.

Dreher's mutige Weigerung hat in der evangelischen Gemeinde überall Freude und Genugthuung hervorgerufen, und

der Wunsch, ihm in Bekenntnis nachzueifern, erfüllt jedes Herz. Die vorige Verzagtheit ist fast gänzlich gewichen, und eine gewisse Märtyrerfreudigkeit ist über uns gekommen. Es ist merkwürdig und eine große Gnade Gottes, daß mit der zunehmenden Noth auch Mut und Widerstandskraft wachsen!

Gottfried Dreher hat übrigens allbereits die Folgen für sein treues Bekennen auf sich nehmen müssen! Er ist seines Amtes als Bürgermeister entsezt worden, und hat noch außerdem harte Strafe leiden müssen!

Einen Tag später.

Die Hiobsposten mehren sich. Soeben hat Herr Pastor Livius den Ausweisungsbefehl erhalten. Binnen acht Tagen muß der teure Mann mit Frau und fünf kleinen Kindern die Stadt verlassen haben. Schneller, als er gedacht, ist die Zeit gekommen, da er von seiner Standhaftigkeit Probe ablegen darf! Ich bin gewiß, er wird herrlich bestehen! Wer so wie er im Glauben und in der Demuth wandelte, der verleugnet seinen Herrn nicht um irdischer Vorteile willen. Auch der evangelische Lehrer, Herr Kantor Dumpfius, muß mit den Seinen zum Wanderstabe greifen.

3. Mai 1701.

Heut früh hat unser treuer Pastor Livius mit den Seinen die Flucht angetreten und seinen Weg über Rutschlau nach Züllichau genommen. Unter viel Weinen und Klagen begleitete die Gemeinde den verehrten Seelsorger aus der Stadt.

Ich mußte immer daran denken, wie er damals, am Taufstage meines Sohnes, das Märtyrertum Gebels bewundert und beneidet hatte! Ach nun war er selber auch so weit! Als wir mit den Flüchtlingen die Stadt hinter uns hatten, ließ Pastor Livius den Zug anhalten, wandte sich zu der trostlosen Menge und hielt über Amos 8, 11: „Siehe, es kommt die Zeit, spricht der Herr, Herr, daß ich einen Hunger

in das Land schicken werde, nicht einen Hunger nach Brot oder Durst nach Wasser, sondern nach dem Wort des Herrn zu hören," eine herzbewegliche Predigt. Er beklagte darin das traurige Schicksal der Gemeinde unter Thränen und empfahl sie als verlassene Schafe, die keinen Hirten hätten, der Treue und Aufsicht des obersten Erzhirten; hielt ihnen ihre Sünden, dadurch sie sich des göttlichen Wortes selbst beraubt und die Weissagung des Propheten an sich erfüllt hätten, nachdrücklich vor und versicherte sie zuletzt, daß Gott dem bußfertigen Sünder den Zugang zu seiner Gnade nicht verschließe, und daß er sich ihrer und ihrer Nachkommen wieder erbarmen werde. Dann nahm er unter großer Bewegung Abschied von seinen weinenden und klagenden Zuhörern und setzte seine Reise nach Züllichau fort.*)

Traurig kehrten wir nach Hause zurück, und als wir dabei an der geschlossenen und verwaisenen Kirche vorüber kamen, begannen meine Mutter und Beata heftig zu weinen: „Ach Gott! nun sind wir ganz verlassen!“ „Nein, nein, zaget nicht,“ rief mein Vater mit starker Stimme. „Wißt Ihr nicht, daß der Herr gesagt hat: „Ich will dich nicht verlassen, noch versäumen?“ Und ob er jetzt auch eine Weile mit seiner Hilfe verziehet, so wird er sich unserer doch ganz gewißlich wieder erbarmen!“

*) Pastor Livinus war nicht, wie ehemals Gebel, das Glück beschieden, in seine Schwiebuser Gemeinde als Geistlicher zurück zu kehren, denn diesmal dauerten die Religionsverfolgungen und Bedrückungen ohne Unterbrechung von 1701—1741! Der vertriebene Pastor ging, wie schon gesagt, zuerst nach Züllichau. Von dort wandte er sich an den Hof nach Berlin, durch welchen er später zum Pastor Primarius zu Angermünde in der Uckermark befördert wurde. Sein in Schwiebus geborener Sohn folgte ihm darauf im Amte und schrieb, als die Vaterstadt endlich durch Friedrich den Großen die Glaubensfreiheit zurück erhielt, darüber einen herzinnigen Glück- und Segenswunsch an den derzeitigen Schwiebuser Primarius Gerasch.

Weihnachten 1702.

Es macht mir keine rechte Freude mehr, in dieses Buch zu schreiben, denn viel Gutes ist leider nicht zu berichten! In der Stadt geht es gar wüst zu. Trotzdem doch nur ein verschwindend kleiner Teil der Einwohner katholisch ist, haben sie alles Regiment vollständig an sich gerissen und aus Magistrat u. s. w. jeden beseitigt, der nicht römisch werden wollte. Gott Lob, haben sie nur in drei Fällen bei fast beschränkten Leuten ihr Ziel erreicht! Der eine von ihnen, Christian Schulz, der Kürschner, der vordem „nichts war“, „nichts hatte“ und „nichts konnte,“ ist durch die Annahme der katholischen Religion mit einem Mal ein wohlweiser, angesehener Herr geworden!

Ich möchte trotzdem nicht in seiner Haut stecken! Wie ganz anders steht doch unser gewesener, frommer Bürgermeister da! Der hat für seinen Glauben Ehre, Ansehen und Vermögen dahingegeben und wird nächstens, weil man ihm von römischer Seite immer noch keine Ruhe läßt, aus seiner Vaterstadt auswandern! Ja, Herrn Gottfried Dreher kann sich ein jeder laue Protestant zum Vorbild nehmen!

Ostern 1703.

Am Karfreitag ist mein lieber Vater im hohen Alter von 86 Jahren sanft und selig im Herrn entschlafen, und am Ostermontag haben wir ihn in aller Stille christlich zur Erde bestattet. Keine Glocke läutete zu der ernstesten Feier, und kein Geistlicher sprach an dem offenen Grabe, leben wir doch wieder in der Zeit der Verfolgung und Bedrückung!

Trotzdem waren unsere Herzen voll Trost und Hoffnung. Wer so in Fried' und Freude, wie Menatus Sckerle, seinem Herrn entgegenging, der brauchte keine irdischen Ehren mehr, der hatte das beste Theil, „die Krone des Lebens“ bereits empfangen!

Acht Tage später.

Die liebe Mutter hat den, der mehr denn 50 Jahre ihre irdische Stütze war, nicht lange überlebt! Ihre Sehnsucht nach dem Vorangegangenen war zu groß. Gestern früh ist sie getrost und fröhlich wie ein Kind heimgegangen. Schläft im Frieden, ihr liebsten Eltern! Wir vermissen euch gar sehr, aber wir hoffen, euch durch des Herrn Gnade dereinst da oben wieder zu sehen!

12. Dezember 1703.

Heut früh um 7 Uhr hat sich eine gar merkwürdige Begebenheit zugetragen. Der große, eiserne Niegel an unserer Kirchthür sprang plötzlich ohne sichtbare Ursache mitten entzwei, das Schloß öffnete sich und die Thür that sich von selber auf. Darüber entstand große Bewegung in der Stadt, und wir benutzten mit Freuden die Gelegenheit, in unser uns durch höhere Hand geöffneter Gotteshaus zu ziehen und nach Jahren wieder an geweihter Stätte unsere Andacht zu verrichten.

Leider sollten wir nicht allzulange dieses Glück genießen! Theodor von Sommerfeld sorgte alsbald dafür, daß die Kirche wieder geschlossen wurde. O weh! über den argen Mann, der uns unsere Freude sobald störte!

Weihnachten 1704.

Vor acht Tagen habe ich mein neugeborenes Söhnlein „Gottfried“ heimlich zur Taufe ins Brandenburgische getragen, grade so, wie einst mein seliger Vater mich! Es war bitterkalt und ich dachte kaum, daß ich das Kind lebend heimbringen würde. Aber siehe da, es hat ihm gar nichts geschadet! Nur mich nahm am andern Tage der Probst ordentlich vor und ließ mich tüchtig Strafe zahlen, hat mir auch im Wiederholungsfall mit Stock und Gefängnis gedroht.

Nun, ich mache mir nicht viel aus seinem Schelten. Was meine Väter ertragen haben, kann ich auch ertragen!

Bittern Kummern macht es mir nur, daß mein Ältester, der neunjährige Michael, in die katholische Schule gehen muß. Glücklicherweise weiß der kluge Junge schon, worum es sich handelt, und meine Religionslehre, die ich ihm nach den gezwungenen Schulstunden erteile, macht großen Eindruck auf ihn.

Juni 1705.

Am 5. Mai 1705 ist Kaiser Leopold gestorben, nachdem er über 47 Jahr regiert hat. Sein Sohn, Joseph I., ist ihm nun in der Regierung gefolgt, und manche von uns versprechen sich eine Besserung in den bestehenden religiösen Verhältnissen. Ich meinestheils hege derartige Hoffnungen nicht, denn Josef ist ein ebenso eifriger Katholik als sein Vater. Unsere Hilfe steht allein bei dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat!

Ach, wenn wir diesen Trost nicht hätten, was fingen wir dann an? Herrschen doch in der armen Stadt fast wieder dieselben Zustände, wie in den erst beschriebenen Verfolgungszeiten! Gott allein weiß, was wir leiden, und er allein kann auch helfen!

Unser gewesener gnädiger Landesherr, Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg, jetzt König Friedrich I. von Preußen, der ein herzliches Mitleid mit unserer kläglichen Lage hat, ist bis jetzt bei dem Kaiser für uns vergeblich vorstellig geworden. All seine Fürsprache hat nichts geholfen!

Juli 1706.

Abermals ist die große Hauptthür an der Kirche mit einem starken Knall, ohne daß ein Riegel verlegt wurde, aufgesprungen! Am 6. Juni 1706, nachmittags 3 Uhr, ereignete sich solche wunderbare Begebenheit, und wir sahen dies als eine Aufforderung an, dem Höchsten in der Kirche unsere Anbetung darzubringen. Die gesamte evangelische Gemeinde zog in das Gotteshaus und sang und betete darinnen mehrere Wochen nach Herzenslust!

Und wiederum war es der alte Sommerfeld, der uns dieses bescheidenen Glückes beraubte! In der Morgendämmerung des 3. Juli schlich dieser übereifrige Katholik trotz seines hohen Alters und trotzdem er fast erblindet war, zur Kirchenthür und verschloß sie wieder, so gut er konnte!*)

*) Über diesen den Evangelischen so feindlich gesinnten Bürgermeister schreibt Pastor Knispel in seiner Chronik folgendes:

„Der Bürgermeister Theodor von Sommerfeld hat seinen Lebenslauf schriftlich hinterlassen. Er sagt darinnen, er sei 1632 den 8. September, als wegen der großen Beschwerden viele aus der Stadt Schwiebus geflüchtet, zu Bentschen in Pohlen in diese Sterblichkeit geboren, und darauf den 12. ejusd. zu der heiligen Taufe gebracht worden. Sein Vater sey Daniel Sommerfeld, gewesener Bürgermeister und Syndicus bey der Stadt Schwiebus gewesen, die Mutter aber Frau Maria, des Geschlechts eine Kaldenbachin. Hierauf gedenkt er seiner ersten Ehe mit der Jungfrau Anna Bogtinn, mit welcher er sich am 15. Febr. 1661 in der Pfarrkirche zu Schwiebus copuliren lassen; ohne zu melden, daß er das Tuchmacher Handwerk erlernt und nachgehends auch Oberältester dieses Gewerkes gewesen sey. Seiner Religionsveränderung gedenket er mit diesen eignen Worten: „Anno 1662 den 5. März bin ich ganz freiwillig zu der alleinseligmachenden katholischen Religion übergetreten und habe in dem Kloster Paradies Confession gethan.“ (Er ist also schon über 4 Jahr heimlich katholisch gewesen!) Er hält es weiter für eine große Ehre, daß er, wie er schreibt, „zween geistliche Herrn Söhne“ hat, von denen der eine Weihbischof in Breslau war. Von seinen Ämtern schreibt er: „Anno 1666 den 20. Febr. hat eine hochlöbl. Königl. Amts-Commission mich zum Richter bey der Stadt Schwiebus bestellet. Anno 1666 den 9. März bin ich von dem hochlöbl. Königl. Großloganischen Amte zum Hoferichter Schwiebusischen Weichbildes eingesetzt, und das Juramentum in Glogau von mir in der Königl. Amtsstube darüber abgenommen worden. Anno 1668 am 1. Julii, auf Kaiserl. Befehl hat der Großlog. Herr Landeshauptmann, weil. Herr Georg Abraham, Freyherr von Dyhern, der Bürgerschaft bey der Stadt Schwiebusen mich zum Bürgermeister vorgestellt und gewöhn-

Im übrigen hat dies wiederholte Aufspringen der Thüren auf die evangelische Gemeinde ermutigend und belebend gewirkt. Wenn diese Begebenheit auch immerhin ihre natürlichen Ursachen gehabt haben mag, so hat sie doch sichtlich dazu gedient, Betrachtungen darüber anzustellen, daß der Herr, gleichwie er diese Schlösser durch Zeit und Verfall aufthat, uns ganz gewiß auch wieder den freien Zugang zu dem Gottesdienste in unser verschlossenen Friedrichskirche öffnen kann und wird!

Weihnachten 1707.

Eine schöne Hoffnung ist uns vernichtet worden!

Kaiser Joseph hatte, von König Karl XII. von Schweden wegen der Verfolgung der evangelischen Schlesier hart bedrängt, mit diesem nordischen Fürsten 1706 die sogenannte „Altranstädtsche Convention“ geschlossen. Nach derselben sollte den so lange gequälten Protestanten volle Religionsfreiheit gewährt und ihnen 125 der ungerechter Weise entriffenen Kirchen zurückgegeben werden.

lichen installiret. Anno 1672 am 1 Jan. hat die hochlöbl. Schlesiſche Kammer zum Zolleinnehmer mich dahier bestellen lassen. Gleichwie ich nun alle meine Ämter wider meinen Willen annehmen müssen; also habe ich solche auch, als die Stadt 1686 an Churbrandenburg übergeben worden, aus erheblichen Ursachen nach und nach freiwillig resigniret und abgetreten; absonderlichen, damit ich dem lieben Gott zu dienen desto bessere Gelegenheit erhalten könne. Wie sorgfältig ich aber meinen Ämtern vorgestanden, davon will ich nichts sagen, denn es werden andere mir alles Gutes und rühmliches nachzureden wissen.“

Dieses leste mögen seine neue Glaubensgenossen gethan haben! Denn die Evangelischen geben ihm Schuld, daß er sie durch seine Briefe, die er an seine geistlichen Herrn Söhne nach Rom geschrieben, um ihre Kirche gebracht hat.

Samuel Gotthilf Knispel
(1763) Pastor zu Schwiebus.

Beim Bekanntwerden dieser Bedingungen ging ein Jubelschrei durch das ganze evangelische Schlesien, und auch wir blickten hoffnungsfroh in die Zukunft. Wir hatten uns getäuscht! Weil Schwiebus zum Erbfürstentum Glogau gehörte, war der armen Stadt nicht ausdrücklich und namentlich in der Convention gedacht worden, und aus diesem Grunde haben wir so gut wie gar keinen Nutzen von König Karls gnädiger Vermittlung. Wir erhalten weder unsere Kirche, noch die sonstigen Rechte der freien Religionsübung zurück!

Wir haben übrigens im verflossenen Jahre verschiedene Mal unliebsamen kriegerischen Besuch gehabt. So kam z. B. der berüchtigte Parteigänger Schmiegelsky mit seiner ganzen Bande in die Stadt und hauste sieben Tage in wenig angenehmer Weise. Wer weiß, wie lange sie noch geblieben wären, wenn nicht der umliegende Adel, denen die Räuber alles Vieh genommen hatten, sich bewaffnet hätte und in die Stadt marschieret wäre. Der kommandierende Cavalier stellte seine Leute schußfertig auf dem Markte auf und ließ dann den Chef der Freipartei fragen, ob er das gestohlene Vieh herausgeben und dann gutwillig die Stadt verlassen wolle. Zum Glück willigte Schmiegelsky ein, und so wurde ein großes Blutvergießen gehindert.

Weihnachten 1709.

Ein wenig von den Vorteilen der Altranstädtschen Convention ist doch noch auf uns gekommen! Wir dürfen unsere Kinder jetzt wenigstens ungestraft auswärts evangelisch taufen lassen, wenn wir nur sonst die Gebühren in der Stadt bezahlen!

Ach, warum konnte nicht auch unsere Kirche unter jenen 125 sein! Das schöne, neue Gotteshaus ist durch die Verwahrlosung ganz heruntergekommen! Es ist so recht ein Bild unserer armen, geprüften Gemeinde, die ohne jegliche geistliche Pflege nach außen hin einen traurigen Anblick bietet.

Im Innern freilich ist es, Gott Lob, noch besser bestellt! Trotz aller Nöten und Quälereien ist keiner mehr vom Glauben gefallen, und an Stelle des fehlenden Pastors beleihtigt sich ein jeder Hausvater, den Seinen die Lehren unseres theuren Bekenntnisses einzuprägen und im Gedächtnis zu erhalten.

Der schwere Tod des katholisch gewordenen Abraham Hirschkorn ist übrigens vielen eine ernste Mahnung zur Treue und Standhaftigkeit geworden. Dieser am 2. Januar 1708 verstorbene Mitbürger, der durch seinen Übertritt zur römischen Kirche große äußere Vorteile erwarb, sagte auf dem Totenbette zu seiner Wärterin in größter Angst: „Wie gut hat es sich doch katholisch gelebt, aber wie böse, wie böse stirbt es sich nun katholisch!“ Wahrlich eine ernste Warnung für alle die, die um des guten Lebens willen ihrem Glauben untreu werden wollen!

Weihnachten 1710.

Nach Gott und Herr, erbarme Dich! Verleihe uns in Gnaden Glaubensfreiheit, damit wir dir endlich wieder an geweihter Stätte dienen können! Unser ganzes Herz sehnt sich nach der regelmäßigen Predigt des Evangeliums, der Hunger nach deinem Wort ist über uns gekommen und verzehret uns fast. Herr, Herr hilf, daß wir ihn bald stillen können!

Es ist immer noch keinerlei Besserung in unseren Religionsverhältnissen eingetreten. Nach wie vor werden wir gedrückt, verfolgt, verachtet und an allen Orten geängstigt! Alle unsere Bitten, die wir deswegen neuerdings Kaiserlicher Majestät unterbreiteten, sind umsonst gewesen, und auch König Friedrich I. von Preußen hat sich bis jetzt vergeblich für uns bemüht.

Damit aber die Nachkommen sehen, wie dieser edle Hohenzollernfürst nichts unversucht ließ, um uns zu helfen, theile ich hier die wortgetreue Abschrift seines letzten Briefes an Kaiser Leopold mit. Zuerst schickte er seinem Residenten in Wien,

Herrn von Bartholbi Ordre zu, die Sache der armen, evangelischen Einwohner von Schwiebus aufs kräftigste zu unterstützen.

Diese Ordre selbst lautete also:

„Friedrich, König in Preußen.

„Wir übersenden Euch hierbey sub Volante, was wir „auf allerunterthänigstes Suchen der Evangelischen zu „Schwiebus wegen Restitution ihrer Kirche an Ihro „Kaiserl. Majestät, intercedendo, gelangen lassen. Ihr habt „nach dessen Verlesung das Schreiben zuzumachen, es „gehörigen Orts zu übergeben und mit allen gehorsamen „remonstrationen, zumahlen auch die Sache bereits be- „kannt ist, zu secundieren, uns auch von dem Erfolg „allerunterthänigst zu berichten.“

Cöln, den 1sten Martii 1710.

Königl. Intercession:

Durchlauchtigster u. s. w. u. s. w.

Wir haben bereits Ew. Majestät in Gott ruhenden Herrn Vaters Majestät, gloriwürdigsten Andenkens, bey Dero Lebzeiten, verschiedentliche Vorstellung thun, und bey Deroselben anhalten lassen, daß denen armen, Evangelischen Einwohnern zu Schwiebus ihre, Anno 1701, auf Dero Verordnung versperrete und versiegelte Kirche, wieder geöffnet und ihnen zum Gebrauch restituiret werden möchte, wozu Wir um so mehr veranlasset worden, weilen nicht allein solthane Kirche auf Unsere und der Evangelischen Gemeine Kosten erbauet, und nach Unserem Namen benennet worden, sondern Wir auch bey geschעהener Retradition des Schwiebusischen Creises die Conservation derselben, gleichsam als eine Condition praesupponiret haben. Ob Wir nun zwar in einem, so in Recht und Billigkeit beruhenden Suchen, an einer willfährigen Resolution niemahlen ge-

zweifelt, so hat sich dennoch, wider alles Vermuten, das Werk bis hieher verzögert, und haben ermelte Evangelische auch bey denen mit Schweden vorgewiesenen Religions=Traktaten, von deren beyderseitigen Deputatis ihnen gegebenen guten Vertröstungen ungeachtet, nichts erhalten können.

Nun disconsoliret Uns dieses gegen die Evangelische ohne ihr Verschulden, und aus bloßen Haß der Religion mit Schließung ihrer Kirchen vorgenommene Verfahren, um sovielmehr, als nicht allein, wie vorerwehnet, sothane Kirche guten Theils auf Unsere Unkosten erbauet, nach Unserem Namen benennet, und deren Conservation von Uns bey geschעהer Retradition des Schwiebusischen Greises gleichsam als eine Condition, praesupponieret worden, sondern Wir auch denen Catholischen in Unsern Landen soviel Gnade erwiesen, und nicht weniger Catholische Kirchen in denenselben dulden, die Wir de jure und kraft des instrumenti pacis zu dulden gar nicht gehalten seyn, bey welchem considerablen Umständen Wir zu Ew. Majestät weltgepriesenen Willigkeit liebenden Gemüte das freundschaftliche Vertrauen haben, Sie auch angelegentlich ersuchen die nachdrückliche Vorsehung zu thun, daß mehrbesagten Evangelischen zu Schwiebus ihre verschlossene Kirche wieder eröffnet und ihnen nebst der Schulen restituiret, ihnen auch das Exercitium ihrer Religion verstattet werden solle, damit sie um so viel mehr Gelegenheit haben mögen, den großen Gott für die Wohlfahrt dero höchsten Person, und dero Kaiserl. und Königl. Hauses anzurufen, und den Segen über dero Glorwürdigsten Waffen zu erbitten.

Ew. Majestät erweisen Uns hierin eine gar besondere Freundschaft, und veranlassen uns dadurch, Unsere Gnadenbezeugungen gegen die Catholische in Unsern

Landen zu continuiren; da uns sonst nicht würde verdacht werden können, wenn Wir selbige gleichfalls einschränken thäten, womit Wir Ew. Majestät dem Schutze des Allerhöchsten empfehlen und verbleiben.

Cölln, den 1sten Martii 1710.

Ad Imperatorem Josephum.

Man ersiehet aus diesem Königl. Schreiben deutlich, daß Friedrich I. (Gott wolle ihn dafür segnen!) gar viel für uns Evangelische zu Schwiebus gethan hat; besonders auch gleich nach der widerrechtlichen Schließung der Kirche bei Kaiser Leopold verschiedenemale um die Wiederöffnung vorstellig geworden ist.

Indes war diese hohe Königl. Vermittlung sowohl bei Kaiser Leopold als auch Joseph ganz vergeblich! Die katholische Geistlichkeit verhinderte stets die guten Wirkungen so wichtiger und von so mächtigen Personen gethanen Vorstellungen! Gottes Stunde ist noch nicht gekommen! Geduldig müssen wir uns in seinen unerforschlichen Rathschluß fügen, und um unserer Sünde willen demütig solche Strafe auf uns nehmen!

17. April 1712.

Heut ist die verschlossene Thür unsrer Kirche zum drittenmal, und ohne daß ein Niegel verlegt wurde, von selber aufgesprungen. Mit Freuden sind wir alle da gleich in das geöffnete Gotteshaus gezogen, und haben den Herrn gemeinsam von Herzen gebeten, uns gnädiglich bald die Glaubensfreiheit wiederzugeben.

Juli 1712.

Über zehn Wochen lang durften wir uns unserer Kirche freuen. Dann konnten etliche katholische Männer solches nicht mehr mitansehen! Am 5. Juli vormittags gingen der Bürgermeister Christoph Wenzel Langer und der Ratmann Caspar

Künzel und schlossen die Thüre wieder zu! Ob die Verblendeten wohl im Ernst meinen, Gott einen Dienst damit zu thun?

Bürgermeister Langer sagte mir nämlich auf meine inbrünstige Bitte, die Kirche offen zu lassen: „Wo denkt Ihr hin, Meister Skerle? Solches ist meine Pflicht und geschieht zu Gottes und des Kaisers Ehre und Nutzen!“

„Zu des Kaisers Ehre und Nutzen?“ wiederholte ich betrübt. „Herr Langer, ich bitte Euch, denkt doch einmal ernstlich nach, ob dies wirklich der Fall ist! Seht Euch die durch die fortwährenden Religionsverfolgungen entvölkerte, verarmte und gänzlich heruntergekommene Stadt an, ob sie in ihrem jetzigen Zustande dem Kaiser zum Nutzen gereicht? Vor dem Beginn der päpstlichen Gegenreformation war Schwiebus eine volkreiche, wohlhabende, blühende Stadt, die ihre Abgaben und Steuern reichlich und pünktlich zahlte, und gar oftmals den jeweiligen Herrschern große Geldsummen vorstrecken konnte! Jetzt aber, jetzt haben wir kaum noch das nothdürftige Leben und können mit Mühe unsern staatlichen Verpflichtungen nachkommen! Der größte Theil der vermögenden Bürgerschaft ist längst, um Ruhe zu haben, ins Brandenburgische und Polnische gezogen, so daß die einstige Einwohnerzahl von Schwiebus auf ein Viertel ihrer früheren Stärke zusammen geschmolzen ist! Sagt nicht: „Das habe der Krieg gethan.“ Wie oft ist die Stadt in den früheren Jahrhunderten von Feinden belästigt worden und hat sich dennoch wieder immer ganz schnell und völlig erholt, wie alle Orte, die Glaubensfreiheit genießen!

„Denkt nur daran, wie Schwiebus in den kurzen Jahren unter brandenburgischer Herrschaft in so erfreulicher Weise anfang aufzublühen! Die in die Nachbarländer verzogenen Stadtbürger kamen wieder und alles gewann schon einen heiteren, wohlhabenden Anstrich. Handel und Gewerbe hoben sich in wunderbarer Schnelle und allenthalben wurde froh und fröhlich gearbeitet! Da erfolgte die unglückliche Retradition

des Kreises, und alles war wieder vorbei! Die kaum Zugezogenen machten schleunigst, daß sie wieder davon kamen, und wir, die wir aus zwingenden Gründen bleiben mußten, sind gänzlich verarmt! Ja, seht Euch nur die Stadt an! So wie sie jetzt ist, ist sie ein Werk der römischen Unduldsamkeit! Ich sage Euch, es wird nicht eher besser werden, bis wir Glaubensfreiheit erlangen! Ihr müßt doch selber einsehen, daß Schwiebus in seinem jetzigen, elenden Zustande keinem zum Nutzen und keinem zur Freude gereicht! Wenn ich an Eurer Stelle wäre, so würde ich alles möglich thun, der Stadt bei der Regierung die Glaubensfreiheit zu erwirken. Glaubt mir, auf diese Weise würdet Ihr dem Kaiser ungleich größeren Nutzen schaffen, als mit unserer Verfolgung und der Schließung unser Kirche!"

Langer hatte mir wider Erwarten ruhig zugehört und sagte nun fast zustimmend: „Ihr mögt in vielen Stücken recht haben, Herr Sckerle, aber ich kann nicht anders. Meine Religion gebietet mir, Andersgläubige mit allen Mitteln in den Schoß der allein seligmachenden Kirche zurück zu bringen zu suchen.“

„Aber Ihr müßt doch endlich eingesehen haben, daß Ihr Euren Zweck doch nicht erreicht," rief ich unwillig. „Wenn die Regierung so fortfährt gegen uns zu wüthen, geht die Stadt schließlich ganz und gar zu Grunde! Ich weiß wieder von etlichen Familien, die die ewigen Quälereien satt haben und nächstens ins Brandenburgische ziehen wollen.“

„Das wäre!" entgegnete der Bürgermeister ärgerlich. „Das darf nicht geschehen! Das muß ich zu verhindern suchen.“

„Verhindert lieber die himmelschreienden Ungerechtigkeiten gegen uns Evangelische. Dann habt Ihr andere Maßregeln zum besten der Stadt nicht nötig," sagte ich ernst und ging davon. Früchte hat meine offene Rede bis jetzt leider nicht

getragen. Doch muß ich es Langer zum Ruhm nachsagen, daß er mich deswegen auch nicht in Ungelegenheiten gebracht hat.

Auf den meisten Dörfern des Schwiebuser Kreises sieht es übrigens, Gott sei es geklagt, ebenso traurig wie bei uns aus! Nachdem sie fast ein Jahrhundert mit größter Standhaftigkeit alle Verfolgungen erduldet hatten, sind neulich vier Ortschaften auf eine wenig schöne Weise gänzlich katholisirt worden. Das Dorf Leinmütz machte den Anfang. Zuerst wurde der Ortsschulze von den Klostergeistlichen aus Paradies durch lockende Versprechungen bethört, und dann kam die Gemeinde an die Reihe. Die Patres ließen eine Tonne Bier anfahren, und als diese leer getrunken und die meisten Bauern berauscht waren, folgten sie, durch Drohungen und Versprechungen gezwungen, dem Beispiel ihres Ortsvorstehers.

Auf diese Weise wurde Leinmütz, Rinersdorf, Lugau und Neudörfel 1710 katholisch gemacht. Wer sich ja noch weigerte, mußte Haus und Hof verlassen! Nur einigen alten, evangelischen Wirten erlaubte man bei ihrem Glauben zu bleiben, wenn der Sohn, der das Bauerngut erbte, die römische Religion annahm. Nach diesem ging es über Gräg und Oppelwitz her. Allein die Einwohner dieser Dörfer waren standhafter, und die Macht und List der Gegner scheiterte an der Glaubens-treue dieser einfachen Bauern. Auch die Bewohner der übrigen Dörfer des Kreises blieben treu und gingen lieber arm und mittellos ins Polnische oder Brandenburgische, ehe sie katholisch wurden.

Weihnachten 1720.

Ein Jahr vergeht nach dem andern, aber keines bringt uns Hilfe! Kaiser Karl VI., der am 17. April 1711 seinem Bruder Joseph in der Regierung folgte, hat leider auch kein Herz für uns arme Evangelische! Ja, unsere Lage ist fast noch trauriger als früher! Wenn man nicht den festen Glauben

hätte, daß der Herr endlich, endlich! doch helfen wird, so könnte man verzagen!

Dazu haben wir seit Sommer 1719 große Teurung, und der Scheffel Korn kostet 5 Reichsthaler, eine Summe, die in gegenwärtigen jammervollen Zeiten kaum die besser gestellten Bürger erschwingen können!

Weihnachten 1723.

Unser Verlangen nach der Predigt des unverfälschten göttlichen Wortes wurde im verflossenen Jahre so stark, daß wir, aller Mißerfolge ungeachtet, einmütig beschlossen, abermals bei des Kaisers Majestät allerunterthänigst um unsere Glaubensfreiheit und Wiedereröffnung der Kirche zu bitten. Der katholische Magistrat, der nachgerade auch einzusehen begann, daß mit unserer Unterdrückung die Stadt immer mehr herunter kommt, ließ sich auf unser Ansuchen willig finden, den beiden Deputierten unserer evangelischen Gemeinde ein Unterstützungsschreiben mitzugeben. Ich will nicht unterlassen, dieses Schriftstück hier wörtlich mitzutheilen:

Allerdurchlauchtigster u. s. w. u. s. w.

Ihre Kaiser- und Königl. Majestät geruhen aus bezeugten allernädigst zu ersehen, was die hiesige Evangelische Bürgerschaft, wegen Wiedererlangung ihres hiesigen, Evangelischen, öffentlichen Gottesdienstes, in ihrem 1701 versiegeltem und von Holz und Leimen erbauten Gotteshause an dieselbe allerunterthänigst, wehmütigst geflehet, und diese ihre Preces, zur erlangenden, Kaiserl. allermildesten Resolution, vermittelst unserer pflichtschuldigsten zu begleiten, von uns gebeten.

Nachdem wir nun alle ihre, in obgemeldeten precibus angeführte motiven der Wahrheit ganz conform befunden, dieses noch halb wüßt liegenden, und von Märktischen auch Polnischen confinen ringsum umgebenen Ortes An-

baumung hiernächst anders nicht, als durch allergnädigste Wiederschenkung des hiesigen, öffentlichen, Evangelischen exercitii religionis, wie solches vorhero allhier gewesen, erlanget werden kan, zumahlen da viele aus denen benachbarten, ausländischen Städten alsdann sich mit ihren Familien so gleich wieder hierher begeben, und den armseeligsten Ort in kurzen Jahren völlig populös machen, mithin das Kaiserl. Allerhöchste Interesse, nach allen Orten sehr augmentiren würden: Als haben solches alles zur Kaiserl. allergnädigsten Resolution allerunterthänigst zu begleiten, kraft unserer Amtspflichten, uns nicht entbrechen können, in allerunterthänigster devotion ersterbende,

Allerdurchlauchtigster u. s. w.

Allerunterthänigste treuehofsamste.

Schwiebus,
den 6ten
September
1723.

Burgemeister, Senior und Rathmanne.
Christian Wenzel Vanger, Burgemeister.
Franz Ludwig Dorner, Senior.

Jakob Prüfer,
Christian Schults,
Franz Schubarth,
Jakob Rudolph,
Rathmanne.

Nachdem wir dies Unterstützungsschreiben von unserem Magistrat erlanget hatten, wandten wir uns auch noch an die Kreisstände, und baten dieselben in einem Schreiben unterm 7. September 1723, bei Sr. Kaiserl. Majestät unsere allerunterthänigste Preces mit dero Attestato zu sekundieren. Diese bezeugten demnach willigst, daß die von uns gethanen Vorstellungen, ohne die allergeringste Ausnahme, völlig gegründet und kein anderes und besseres Mittel vorhanden sei, dem Sr. Kaiserl. Majestät oft geklagten Notstande dieses Ortes abzuhelfen, und ihn zu dero höchstem Interesse wieder in Auf-

nahme zu bringen als die Restitution des Evangelischen Gottesdienstes.

Mit diesen beiden Unterstützungsschreiben und einer sorgfältig ausgearbeiteten Bittschrift gingen nun die beiden Deputierten direkt nach Wien an den Kaiserlichen Hof, während die gesamte evang. Gemeinde sie mit ihren heißen Gebeten begleitete. Doch es war nicht des Herrn Wille uns unsern sehnlichsten Wunsch zu erfüllen! Nachdem wir wochenlang in größter Spannung und Hoffnung der Heimkehr unserer Abgesandten entgegen gesehen hatten, kamen dieselben eines Tages höchst niedergeschlagen an und verkündeten uns traurig, daß ihre Mission fehlgeschlagen sei: Se. Kaiserl. Majestät habe befohlen, daß alles beim alten bleiben solle!

Wer beschreibt unsere Enttäuschung! Ich glaube, soviel Thränen, wie nach dieser unglücklichen Botschaft, sind bald nicht in Schwiebus geweint worden!

Ostern 1725.

Anstatt der erhofften Erleichterung sind unsere Religionsbeschwerden fast noch größer geworden! Der Kaiser hatte unterm 27. Juni 1716 wegen der Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen ein Edikt ergehen lassen, wonach, wenn keine schriftliche Ehepакten vorhanden wären, die Söhne nach des Vaters, die Töchter aber nach der Mutter Religion erzogen werden sollten.

Diese an sich billige Verordnung, wird jetzt von der katholischen Geistlichkeit zu unendlicher Bedrückung gemißbraucht. Der Pfarrer geht in den Häusern umher und stellt ordentliche Inquisitionen an, ob unter unsern Vorfahren irgend jemand der katholischen Religion angehört habe, es sei nun Großvater, Großmutter, oder gar noch ein weiterer Vorfahr! Hat er nun Personen gefunden, deren Ahnen katholisch waren, dann verlangt er von den Nachkommen schlechterdings, daß sie römisch

werden sollen, und zwingt die Armen mit Gewalt, zu ihm in den katholischen Religionsunterricht zu kommen.

Neulich traf dieses Schicksal ein siebenzigjähriges Ehepaar, und die beiden Alten jammerten, während sie zum Propst geführt wurden, so erbärmlich, daß es hätte einen Stein erbarmen mögen! Doch kein Bitten und Hinweis auf ihr hohes Alter half ihnen! Als sie sich standhaft weigerten, katholisch zu werden, wurden ihre Namen, nebst denjenigen vieler anderer getreuen Bekenner, nach Breslau an das bischöfl. Vikariat-Amt gemeldet. Daraufhin kam von dorthier der Bescheid, diese Widerspenstigen sämtlich auf den Bischofssitz nach Breslau zu transportieren. Zugleich erhielten alle Obrigkeiten und Herrschaften den strengen Befehl, bei hundert Dukaten Strafe die Festnahme solcher Personen schleunigst zu veranlassen.

Wer ermißt den Jammer dieser Ärmsten! Weinend fielen sie ihren Beinigern zu Füßen, und baten himmelhoch, sie in der Heimat zu lassen. Aber als sie auf die Frage, ob sie dann auch gutwillig katholisch werden wollten, mit einem festen: „Nein!“ geantwortet hatten, schleppte man sie erbarmungslos, Männer, Weiber und Kinder, nach Breslau, um sie dort nachhaltiger zu bearbeiten!

Bis jetzt ist noch keiner von ihnen zurückgekehrt! Auch hat man nicht das Geringste von ihrem Ergehen vernommen! Möge Gott den Bekennern in Gnaden beistehen und uns alle vor solchem Schicksal bewahren! Ich schwebe jetzt manchmal auch in großer Angst, denn meines Weibes Großmutter mütterlicherseits ist noch katholisch gewesen und auch gestorben. Zum Glück weiß von diesen Umständen kein Fremder, denn besagte Greisin hat nicht in Schwiebus gelebt. Gebe der Herr, daß nie jemand hinter dies Geheimnis kommen möge, denn sonst wäre es um meine Beata geschehen.

Weihnachten 1725.

Endlich wissen wir, wie es unseren armen Glaubensgenossen in Breslau ergangen ist. In einer stürmischen Novembernacht lag ich schlaflos auf meinem Bette; da vernahm ich plötzlich leises Klopfen am Fensterladen. Zuerst erschrak ich nicht wenig, denn in dieser bösen Zeit muß man immer auf das schlimmste gefaßt sein. Wie, wenn doch jemand herausbekommen hätte, daß meiner Frau Ahne römisch war? Wenn sie jetzt nun kamen und meine Beata holten? Mit pochendem Herzen lag ich und lauschte, ob ich mich vielleicht geirrt habe. Da klopfte es wieder, und eine gedämpfte Stimme rief: „Better Sckerl, Better Sckerl, erbarmt Euch, laßt mich ein! Ich bin es, Hans Abt, den sie nach Breslau geschleppt haben!“

Auß höchste erstaunt, sprang ich nun in die Höhe und kleidete mich an, indem ich auch zugleich meine Frau weckte, damit sie dem armen Flüchtling etwas Warmes bereite. Dann öffnete ich vorsichtig die Thür und ließ den Harrenden ein. Mit einem leisen: „Gott sei Dank!“ trat der erschöpfte Mann ins Zimmer und sank kraftlos auf einen Stuhl. Erst nachdem wir ihm eine Portion Warmbier eingeßökt hatten, kam er etwas zu sich und erzählte nach und nach, wie traurig es ihm und seinen Gefährten ergangen sei. Schon unterwegs hatten sie die unmenschlichste Behandlung, Schläge, Spottreden und Bedrohungen erdulden müssen, aber das war noch garnichts im Vergleich zu dem, was sie in Breslau erwartete. Auf dem Bischofssitz verfuhr man mit diesen angesehenen, frommen Leuten ärger als mit den gemeinsten Verbrechern! Nachdem man sie mit Versprechungen und Drohungen vergeblich bearbeitet hatte, katholisch zu werden, sperrte man sie in finstere unflätige Gefängnisse, belegte sie mit Eisen und Banden, und ließ sie dann tagelang hungern und dursten.

Viele erlagen bald diesen Quälereien; andere traten notgedrungen zur römischen Kirche über, um, sobald sie dadurch in Frei-

heit gefest wurden, die Flucht ins Brandenburgische zu ergreifen und dort so schnell wie möglich wieder evangelisch zu werden. Freilich verloren sie auf diese Weise ihr sämmtliches, in der Heimat befindliches Hab und Gut. Wieder andere waren ganz fest bei ihrem: „Nein!“ geblieben und schmachteten zur Zeit noch hinter dunklen Gefängnißmauern!

Meiner Frau Better, Hans Abt, war es gelungen, aus solchem Gefängniß zu entkommen. Gänzlich entkräftet und mittellos, hatte er sich wochenlang durchs Land gebettelt, bis er endlich die Heimat erreichte, wo er noch Weib und Kind hatte, die er mit sich ins Brandenburgische nehmen wollte. Dies jedoch mußte in größter Heimlichkeit geschehen, damit er nicht etwa abermals ergriffen und nach Breslau zurückgebracht wurde.

Ich bereitete dem armen Better deshalb in einer abgelegenen Bodenkammer ein Lager, versah ihn mit Speise und Trank, und schloß ihn dann sorgfältig ein, damit nicht etwa Knecht oder Magd hinter seine Anwesenheit kämen! Am nächsten Morgen benachrichtigte ich in aller Stille die Angehörigen des Flüchtlings, und diese, hocherfreut über des längst totgeglaubten Gatten und Vaters Rettung, ließen willig ihr Häuschen im Stich und machten sich zur Flucht fertig. Was sie an Geld und Wertsachen besaßen, verbargen sie unter ihren Kleidern, und gingen dann, unauffällig, wie zu einem Spazierwege, um die Mittagszeit aus der Stadt nach Mickern zu. Dort sollten sie, der Verabredung gemäß, auf den Vater warten, denn diesen konnte ich natürlich nur bei Nacht aus dem Orte bringen. Gott sei Dank, glückte unser Plan vollkommen, und heute befindet sich die ganze Familie in Sicherheit und wohlgeborgen im Brandenburgischen.

Abt schickte mir neulich durch einen Grenzbauern, der mit Frucht in die Stadt kam, Botschaft, wie gut es ihm ginge, und ließ mir zugleich sagen, ich möchte es nur auch so machen

wie er. Jedesmal wenn er mit den Seinen ungestört und in Frieden zur Kirche zöge, freute er sich von neuem, daß er endlich die Glaubensfreiheit erlangt habe! Ich freute mich auch von Herzen über des Veters Glück, aber befolgen werde ich seinen Vorschlag kaum. Wir Sckerle hängen allesamt zu fest an der Heimat und wollen hier lieber Ungemach erdulden, als in der Fremde in Ruhe leben. Freilich wenn es endgültig hieße: „Heimat oder Glauben,“ dann würden auch wir ohne Klage in die Verbannung gehen! Denn höher wie alles irdische Hab und Gut steht uns unser lutherisches Bekenntnis!

Weihnachten 1726.

Was ich im stillen so lange gefürchtet habe ist eingetroffen!

Der Propst hat entdeckt, daß meiner Beata Großmutter katholisch war! Als er neulich zu uns kam, um gewohntermaßen nach etwa neuangeschafften keßerischen Büchern zu spähen, entdeckte er auf einem Sims ein kleines, in braunes Leder gebundenes Büchlein, welches er mit den Worten: „Aha, gewiß von dem Erzkeßer Luther!“ an sich nahm und öffnete. Wie erstaunt aber war er, als er nun sah, daß es ein katholisches Gebetbuch, Beatas Andenken an die verstorbene Großmutter, war. „Was, was? Frau Sckerl, ein rechtgläubiges Gebetbuch in Eurem Hause?“ rief er überrascht, um gleich darauf lauernd hinzu zu setzen: „So seid Ihr am Ende gar aus einer katholischen Familie?“

„Behüte Gott!“ entgegnete meine Frau eifrig, „mein Vater, der Ratmann Bartholomäus Gellert, hat um seines evangelischen Glaubens willen Stellung und Vermögen dahin gegeben!“

„Aber wie kommt dann das katholische Buch in Eure Hände?“ forschte der Pfarrer weiter und sah Beata scharf an.

Diese, der Lüge und Verstellung unbekannte Dinge waren, und die darum den Zweck der Frage nicht ahnte, antwortete, ehe ich noch einen Wink geben konnte, ganz harmlos:

„Dies Buch ist ein Andenken an meine Großmutter.“

„So war Eure Großmutter also katholisch?“ rief der Propst triumphierend. „Oho, das ist mir lieb zu hören!“

Jetzt ging meiner armen Frau ein schreckliches Licht auf! Erblichend trat sie zurück und sah den Trager so ängstlich an, wie die Taube den Habicht. „Ich, ich weiß nicht, wie Ihr dazu kommt,“ stotterte sie in größter Verlegenheit. „Ich weiß schon genug,“ lachte der Pfarrer. „Ihr gehört jetzt uns und werdet in nächster Zeit öffentlich zur alleinseligmachenden Kirche zurückkehren.“

„Niemals, niemals,“ weinte Beata. „Ich bin und bleibe evangelisch.“

„Schwerlich,“ entgegnete der andre kalt. „Ihr werdet Euch inzwischen besinnen, Frau Sckrl. Ihr kennt doch das Gesetz und seine Folgen für die Widerspenstigen! Wenn Ihr binnen acht Tagen nicht gutwillig katholisch seid, bin ich gezwungen, Euch nach Breslau zu schicken, und was Eurer dort wartet, mag ich gar nicht sagen!“ Mein armes Weib war einer Ohnmacht nahe bei diesen herzlosen Bedrohungen. Doch schüttelte es trotzdem den Kopf und sagte fest:

„Ich bleibe lutherisch!“

„Das wird sich finden!“ lächelte der Propst spöttisch.

Da konnte ich mich nicht länger halten. Unwillig und alle Klugheit vergessend, rief ich:

„Pfui, Herr, wie mögt Ihr die arme Frau so peinigen! Geht, geht, ich könnte sonst vergessen —“

„Vergeßt nicht, daß ich die Macht über Euch habe,“ unterbrach mich der Pfarrer scharf. „Ich gehe jetzt und lasse Euch Bedenkzeit. Wenn ich in acht Tagen wiederkomme, ist die Frau entweder katholisch, oder wird nach Breslau transportiert!“

Als der Bedrucker fort war, saßen wir beide lange wie betäubt. Dann brach Beata in lautes Weinen aus. „Ach, Michael, daß ich von dir und den Kindern fort muß nach

Breslau!" Tröstend umschlang ich die Gebeugte. „Sei ganz still, Beata, ich lasse dich nicht allein ziehen! Wo du hingehst, da gehe ich auch mit! Einundvierzig Jahre sind wir zusammen gepilgert und sollten nun eins das andre in der Noth verlassen? Nein, da sei Gott vor!"

Als meine Frau endlich ruhiger wurde, sagte sie leise: „Gott sei Dank, Michael, daß unsere Töchter alle jung gestorben sind! Damals meinte ich ihren Verlust nicht zu ertragen, und heute preise ich den Allmächtigen, daß sie auf diese Weise den Händen der römischen Kirche entrückt sind! Ich könnte es ja nicht ertragen, denken zu müssen, daß ich durch meine Unvorsichtigkeit die Mädchen für immer dem Papsttum überliefert hätte!"

Ich nickte. „Was Gott thut, das ist wohlgethan! Wie oftmals haben wir gerade die Wahrheit dieses Spruches erfahren müssen! Laß ihn uns auch jetzt beherzigen, liebstes Weib! Ohne des Herrn Wille fällt ja kein Haar von unserem Haupte, und auch die heutige schwere Prüfung erfolgte unter seiner Zulassung!"

Unterdessen waren unsere Söhne heimgekommen und erzählten nun mit Entsetzen, was sich inzwischen begeben hatte. Michael lief gleich auf das Rathhaus und rief den Schutz der Behörden an.

Doch ach, wer schützt, wer darf uns Evangelische schützen! Umsonst boten wir all unser Hab und Gut zur Rettung der geliebten Gattin und Mutter! „Entweder freiwillig katholisch, oder nach Breslau," hieß die stete Entgegnung.

Meine tapfere Beata war unterdessen ganz still und getrost geworden. Sie, die zuerst so erschrak und zagte, sagte nun fast heiter: „Ängstigt Euch nicht, meine Liebsten. Gott wird alles gut machen! Ich bin gewiß, er läßt mich nicht nach Breslau ziehen!" Wir andern aber konnten ihre Hoffnung nicht teilen. Noch nicht einer von denen, die wegen ihrer katholischen Vor-

vorderen der römischen Kirche angehören sollen, sind bis jetzt der Gewalt des Propstes entronnen!

In Angst und Sorge sahen wir infolgedessen das liebe Fest herankommen, und noch niemals haben wir solchen be-
trübten h. Abend erlebt! „Nun danket alle Gott,“ das wir
gewohnt sind zum Schluß des Festes zu singen, wollte gar
nicht recht über unsere Lippen. Vier Tage ist es jetzt her, daß
der Pfarrer uns jenen unglücklichen Besuch machte, noch vier
Tage, dann — —

Ich kann es nicht ausschreiben, es ist zu schmerzlich! Ach
Gott und Herr, hilf uns!

Vier Tage später.

Gott hat geholfen, wenn auch auf andere Weise als wir
dachten und erhofften! Einen Tag vor der Abführung nach
Breslau hat Er meine Beata zu sich genommen in die ewigen
Hütten! Als der Propst kam, sein Opfer zu holen, fand er nur die
friedlich-schöne Hülle der selig Entschlafenen und mußte un-
verrichteter Sache abziehen. So schmerzlich unserem schwachen
Herzen auch diese unerwartete Lösung ist, so müssen wir an-
dererseits doch dem Herrn Lob und Preis dafür sagen! Tausend-
mal besser ist es in die Hände des barmherzigen Gottes, als
in die Gewalt der römischen Kirche zu fallen!

Ostern 1727.

Es ist sehr einsam bei uns geworden, seitdem die Seele
des Hauses, die treue Gattin und Mutter, die irdische Wohnung
mit der oberen Heimat vertauscht hat. Ich habe deshalb mei-
nen Sohn Michael schon wiederholt gebeten, sich zu verheiraten,
damit junges, frisches Leben in das stille Haus komme. Doch
der Jüngling, der jetzt schon 32 Jahre zählt, hat keine Lust dazu.

„Laßt mich, liebster Vater; in dieser traurigen Zeit halte
ich es nicht für angebracht, ein Weib heimzuführen. Wer steht
mir denn dafür, daß sie meine Kinder nicht nach meinem Tode

katholisch machen?" erwidert er auf alle meine diesbezüglichen Reden.

Unsere liebe Kirche wird baufällig. Es ist ordentlich merkwürdig, wie schnell ein unbenutzt dastehendes Gebäude dem Verfall entgegen geht! Freilich kommt ja hinzu, daß wir nicht die geringste Reparatur vornehmen dürfen! Was fällt, muß liegen bleiben. Kein zerbrochenes Fenster, kein fehlendes Schloß wird erneuert!

Das Herz thut mir manchmal weh, wenn ich daran denke, daß sie vielleicht schon in zehn, zwanzig Jahren zum Abbruch reif ist, die Kirche, die wir erst anno 1691 mit soviel Liebe, Freude und Eifer zu bauen begannen!

Und nirgends Hilfe, nirgends der Netter in Aussicht! Unausgesetzt werden die Bedrückungen fortgesetzt, und selbst die geringste Vergünstigung versagt man uns. Martin Tiebel, der reiche Kaufmann, hat schon verschiedenemal gebeten, die Kirche auf seine alleinigen Kosten wieder herstellen zu dürfen. Unsonst! Selbst der Einwand, daß das zerfallene Gebäude der Stadt nicht zur Ehre gereiche, half nichts.

Weihnachten 1731.

Den Weihnachtsheiligabend haben wir diesmal, wenn auch in aller Stille und Heimlichkeit, in unserer Kirche gefeiert. Das liebe Gotteshaus ist nämlich gegenwärtig in solchem Zustande, daß keine Thür mehr schließt und wir also ungehindert aus- und eingehen können. Es kommt mir manchmal fast vor, als ob feindliche Hände dem Verfall geschäftig nachhülften, doch will ich solches nicht mit Sicherheit behaupten, denn da wir keinen fehlenden Nagel ersetzen dürfen, geht die Zerstörung natürlich noch einmal so schnell vor sich. Wir sind übrigens dem Herrn sehr dankbar, daß wir wenigstens auf diese Weise hin und wieder an geweihter Stätte unsere Anbetung darbringen können. Ja, in den verflossenen drei Jahren sind

wir manchmal ganz öffentlich in unser Gotteshaus gezogen! Das ging aber so zu:

Wenn die hiesige Gegend mit irgend einer Landplage, als Heuschrecken, Krankheiten u. a. heimgesucht wurde, dann mußten wir Evangelischen mit Gewalt in die katholische Kirche, um die wenigen Katholiken bei dem Bittgebet um Gottes Erbarmen und Hilfe zu unterstützen. Ich habe manchmal über diesen merkwürdigen Widerspruch des Probstes heimlich lachen müssen. Sonst hielt er uns Lutheraner für „Keger“, „Heiden“, „Ungläubige“, überhaupt für keine Christen; sowie aber irgend welche Not über die Stadt kam, wurden wir Evangelische gerufen und mußten den Katholiken beten und singen helfen!

Nun, das haben wir denn auch redlich gethan und unsere herrlichen, evangelischen Buß- und Weichtlieder klangen doppelt erschütternd in der schönen, massiven Kirche, die einst unsere lutherischen Väter unter großen Opfern gebaut hatten.

Es berührte mich ganz eigen, als Dr. Luthers: „Aus tiefer Not schrei ich zu Dir!“ in dem nun katholischen Gottes-
hause gesungen wurde. Dann kamen: „Ach Herr, mich armen Sünder, straf nicht in Deinem Zorn,“ von Chriaf. Schneegäß († 1597), „Allein zu Dir, Herr Jesu Christ, mein Hoffnung steht auf Erden!“ von Joh. Schneefing († 1567), „Ich armer Mensch, ich armer Sünder, steh hier vor Gottes Angesicht!“ von M. Christoph Titius (Tiege) († 1703), „Ich will von meiner Missethat zum Herren mich befehren,“ von Luise Henriette, Kurfürstin von Brandenburg († 1667), „Sieh, hier bin ich, Ehrenkönig, lege mich vor Deinen Thron,“ von Joachim Neander († 1680) und andere mehr an die Reihe.

Manchmal zogen wir Evangelischen auch alle im langen Zuge von der katholischen Kirche in unsere evangelische hinüber und setzten dort die Andacht fort. Freilich war der Probst Bögner damit nicht recht zufrieden, denn er hatte Angst, daß wir, wenn wir allein wären, unsere Sache nicht so gut machen,

insonderheit nicht inbrünstig genug für das Wohl der katholischen Obrigkeit bitten möchten. Doch ließ man uns, solange die Not anhielt, ruhig gewähren, ein Zeichen, welchen Einfluß man unbewußt unseren Gebeten bei dem Herrn zuschrieb. War nachher alles wieder in gewünschter Ordnung, dann vergaß man natürlich schnelligst unsere Hilfe und bedrückte uns nach wie vor!

Als anno 1727—1731 die Heuschrecken in unzählbaren Schwärmen die hiesige Gegend verheereten, wurden wir auf die oben geschilderte Weise gar oft zum Beistand geholt. Bei einer solchen Gelegenheit unterstand ich mich einmal und sagte zum Pfarrer: „Herr Probst, wir müssen Euch so oft helfen, so thut doch auch einmal ein übriges und helft nun uns! Verschafft uns unsere Glaubensfreiheit und unsere Kirche, und wir versprechen Euch, bis an unser Lebensende für Euer Wohl zu beten.“

Unwillkürlich sah mich der Geistliche an. „Ihr seid ein vorlauter Mann, Herr Sckerl, trotzdem will ich Euch nach Gebühr antworten. Euch kann nur geholfen werden, wenn Ihr ganz und gar zu uns kommt, also in den Schoß der allein-seligmachenden Kirche zurückkehrt. Ich hoffe, Ihr werdet endlich einsehen, daß Euch schließlich doch nichts anderes übrig bleibt. Kaiser Karl VI. denkt nicht daran, den Evangelischen jemals die geringste Erleichterung zu gewähren. Es sind im Gegenteil in nächster Zeit wieder verschärfte Gesetze in Bezug auf die Kindererziehung in gemischten Ehen und die Rückführung der Apostaten zu erwarten.“

„Nun, so möge geschehen, was des Höchsten unerforschlicher Rathschluß zuläßt,“ entgegnete ich ruhig. „Wir bleiben unter allen Umständen lutherisch, darauf könnt Ihr Euch verlassen! Unsere Väter haben noch größere Noth denn wir erlitten und sind doch nicht um Haarsbreite von ihrem Bekenntnis gewichen. Ihr Beispiel soll uns stets zum Vorbild dienen.“

„Und die Folgen auf Euer Haupt kommen,“ rief der Pfarrer zornig. „Geh, geht, mit Euch ist keine Verständigung möglich. Ihr seid ein zu eingestrichelter Reher.“

„Nun zum Glück denkt die ganze evangelische Gemeinde genau wie ich. Es ist auch nicht einer darunter, der lau oder gar schwankend wäre. Wir alle leben und sterben für unseren lutherischen Glauben!“ entgegnete ich begeistert und ging dann mit höflichem Gruß davon, denn der Probst verstummte und sah mit finsterem Blick zu Boden.

Ostern 1732.

Endlich hat Michael meinen Bitten nachgegeben und ein junges Weib in das einsame Haus geführt. Möge Gottes reichster Segen auf den Neuvermählten ruhen!

Wir haben übrigens vor der Hochzeit genau geforscht, ob nicht etwa irgend eine Vorfahrin der Braut katholisch gewesen sei, denn in heutiger Zeit kann man in dieser Beziehung nicht vorsichtig genug sein. Als wir nach der Trauung in dem brandenburgischen Grenzdorfe eben heimgekehrt waren, erschien alsbald der Pfarrer und erkundigte sich angelegentlich nach allen früheren Verhältnissen und Anverwandten der jungen Frau. Gott sei Dank, war alles in Ordnung, und der Gegner konnte uns nichts anhaben! Aber die Angst hatten wir doch weg, und es wollte nachher gar keine harmlose Fröhlichkeit mehr zustande kommen. Wie herrlich muß es doch sein, wenn man solche Familienfeste ungestört feiern darf! In alles mengt sich hier die katholische Geistlichkeit! Bei Taufen, Trauungen, Begräbnissen, immer muß sie dazu kommen und uns auf irgend eine Weise ängstigen! Volle 31 Jahre sind wir jetzt unter dem schrecklichsten Druck und können uns kaum noch vorstellen, wie es ist, wenn man in Glaubenssachen frei thun und lassen kann, was man will!

Ich bin nun bereits fünfundsiebenzig Jahre; ob ich wohl

noch erleben werde, daß der Herr einen Retter sendet, der unser Gefängniß aufthut?

Ostern 1734.

Meines armen Sohnes Glück hat nicht lange gedauert! Gestern früh hat er Frau und Kind begraben. Wenige Stunden nach der Geburt eines toten Knaben ist meine Schwiegertochter sanft entschlafen.

Michael ist trotz seines Schmerzes über den Verlust des geliebten Weibes wunderbar gefaßt. „Was Gott thut, das ist wohlgethan, lieber Vater,“ sagte er leise, als er vom Kirchhof heimkam. „Ich muß immer daran denken, daß sich dieser Spruch grade in unserer Familie schon so unzählig oft bewahrheitet hat. Als uns der Herr durch den plötzlichen Tod der guten Mutter betrübt, errettete er durch denselben sie und uns vor noch tausendmal bittererem Leide. Wer weiß, welchem Elend meine Anna entgangen ist!“

Ich nickte zustimmend. „Du hast recht, mein Sohn. Glücklich die, die daheim sind und allen Erdenjammer überwunden haben!“

Ostern 1738.

Vier Jahre sind vergangen, seit ich zum letzten Mal in dieses Buch schrieb. Doch hat sich in diesem langen Zeitraum weder innerlich noch äußerlich etwas geändert. Die Bedrückungen und Quälereien gegen uns Evangelische dauern ununterbrochen fort, und unser einziger Trost ist der, daß wir, so oft als möglich, in die immer mehr zerfallende Kirche ziehen und dort den Herrn um Hilfe und Beistand anrufen.

Wer weiß, wie lange wir das Glück noch werden genießen können! Unser liebes Gotteshaus wird leider immer baufälliger, und bereits vor Jahresfrist hat der Turm abgetragen werden müssen. Aus den Mauern fallen schon hie und da einzelne Felder heraus, so daß man buchstäblich durch die Wände in die Kirche steigen kann.

Wiederholt haben wir herzlich gebeten, den in diesem Zustande wenig würdigen Tempel des Herrn etwas ausbessern zu dürfen, aber, Gott sei es geklagt, wir sind mit Spott- und Hohnreden abgewiesen worden! „Was braucht ihr eine aparte Kirche?“ hieß es, „kommt nur zu uns, da ist Platz genug!“

Außerdem kam unterm 2. Dezember 1737 von Wien ein geheimes Reskript an den Landeshauptmann des Fürstentums Slogau, Grafen von Kottulinsky, wegen der sogenannten Apostaten oder derer, die von der katholischen zur evangelischen Religion übergetreten waren. Es wurde darin unter anderem gesagt, daß, wenn diese Apostaten nicht binnen sechs Wochen zur römischen Kirche zurückkehrten, sie nach Verlust ihres gesamten Vermögens das Land verlassen müßten oder gefänglich eingezogen würden. Man solle darum mit allem Fleiß nach solchen Apostaten und andern in der lutherischen Religion widerrechtlich erzogenen Personen (Kinder aus gemischter Ehe oder Abkömmlinge von Katholiken im ersten, zweiten und dritten Gliede) forschen und sie schleunigst festnehmen, damit sie geeigneten Ortes wieder zur Umkehr gebracht würden. Dieses Reskript, welches nach dem kaiserl. Befehl ganz geheim gehalten werden sollte, damit keine der verdächtigen Personen etwa vorher flüchten könne, kam natürlich auch nach Schwiebus und wurde hier sogleich mit größter Strenge zur Durchführung gebracht.

Ohne daß wir eine Ahnung von der Sache hatten, begann mit einem Mal eine allgemeine Inquisition, die noch viel schlimmer war, als diejenige zu Lebzeiten meiner Beata. Wieder wurden unzählige Familien unglücklich gemacht, und es herrschte allenthalben viel Weinen und Klagen. Mit mir und den Meinen hatte es der Herr diesmal gut gemacht, denn der frühzeitige Tod meiner Schwiegertochter bewahrte sie und meinen Sohn vor großem Elend! Die Kommission hatte nämlich herausgebracht, daß die Mutter meiner Schwiegertochter

in Ermangelung eines evangelischen Geistlichen katholisch getauft worden sei, und insofgedessen beanspruchte sie nun die Töchter der bereits Verstorbenen für die alleinseligmachende Kirche. Die einzige überlebende Schwester meiner Schwiegertochter ist aus diesem Grunde bereits festgenommen und sieht nun einem traurigen Schicksal entgegen.

Ostern 1739.

Es wird immer schlimmer! Jetzt werden wir sogar schon gezwungen, sämtliche katholische Festtage mitzufeiern, also daß wir eigentlich keinen Tag mehr ungestört arbeiten können! An jedem, auch dem kleinsten Heiligtage geht der katholische Organist oder Kantor umher und spioniert in den Häusern der Evangelischen, ob sie etwa, sei es auch nur durch die geringste Arbeit, den Tag entweihen. Wehe dem, der bei solch verbotnem Thun überrascht wird! Der Probst kennt genug Mittel und Wege, den Übelthäter nachdrücklich zu strafen!

Auch sonst kann man jetzt mit Worten und Werken nicht vorsichtig genug sein. Auch die kleinste Unbedachtsamkeit hat die übelsten Folgen. Es ist manchmal grade, als ob die Wände Ohren hätten, oder man überall von unsichtbaren Horschern umgeben sei! Als ich neulich dem Pfarrer eindringliche Vorstellungen über solche unchristlichen Hekereien machte, meinte er kalt: „Es würde wahrscheinlich noch besser kommen. Man hätte höheren Ortes unsere Gänge in die brandenburgischen Grenzdörfer zu Taufe, Trauung, Predigt und Kommunion längst mit Mißbilligung bemerkt, und darin die Ursache unserer jahrelangen Widerspenstigkeit zu finden geglaubt. Wenn uns erst die Verbindung mit den auswärtigen Lutheranern abgeschnitten sei, würden wir gewiß bald zu Kreuze kriechen.“

„Nimmermehr!“ rief ich mit starker Stimme, „und wenn Ihr uns in Not und Tod treibt, werdet Ihr uns unserem theuren Glauben nicht abspenstig machen! Und dann, ehe es

dahin kommen wird, wie Ihr sagt, kann uns längst unser Herr und Gott aus Eurer Hand befreit haben! Ja, ich hoffe ganz gewiß, daß die Schale unserer Prüfung bald voll ist, und der Allmächtige sprechen wird: „Bis hierher und nicht weiter!“

Der Probst lachte spöttisch: „Behaltet immerhin Euren Glauben. Ich weiß es besser!“ Sonst hatten mich Drohungen von dieser Seite, wegen ihrer raschen, schlimmen Folgen, stets erschreckt, aber diesmal blieb ich merkwürdig ruhig und getrost. Der Herr kann helfen, er wird helfen, er muß helfen! dachte ich fast heiter in meinem Herzen, und betete dann so freudig und innig um des Allmächtigen Beistand, wie kaum je zuvor.

Es ist merkwürdig, aber ich habe in letzter Zeit immer das Gefühl gehabt, als ob mich der Herr noch die Glaubensfreiheit meiner Gemeinde würde erleben lassen. Ich bin, trotz meiner 82 Jahre, noch rüstiger und kräftiger als mancher Sechziger, und vermag noch sehr wohl zu lesen und zu schreiben. Wenn jetzt Michael auf meine Bitten, sich wieder zu verheiraten, entgegnet: „Nein, liebster Vater, nicht eher, als bis wir Glaubensfreiheit haben,“ so muß ich immer antworten: „Will's Gott, dann brauchst du nicht mehr allzu lange zu warten.“

Weihnachten 1840.

„Großer Gott und Herr! Dir sei Lob und Dank!“ Meine frohe Ahnung scheint schneller, als ich dachte, in Erfüllung zu gehen.

Am 20. Oktober ist Kaiser Karl VI. gestorben, und kraft der pragmatischen Sanction ist ihm seine Tochter Maria Theresia auf dem Throne gefolgt. Als nun König Friedrich II. von Preußen die Nachricht von dem Ableben des letzten männlichen Habsburgers erhielt, stand es bei ihm fest, sich jetzt Schlesiens zu bemächtigen, welches ihm nur widerrechtlich von dem österreichischen Kaiserhause vorenthalten war. Trotzdem

er am Fieber schwer krank darniederlag, stand er doch sofort vom Bette auf und gab Befehl zur sofortigen Mobilmachung. Bereits am 13. Dezember 1740 reiste er selber zum Heere ab, welches, 30 000 Mann stark, an der schlesischen Grenze stand. Ehe er in Schlesien einrückte, erließ er ein Patent an die Einwohner, worinnen er sie seines Königlichem Schutzes versicherte und sie aufforderte, nichts feindseliges zu fürchten'.

Ach Gott! nein wir fürchten ihn nicht! Das gesamte evangelische Schlesien freut sich des kommenden Retters aus furchtbarer Bedrückung und Glaubensnot! Wer wollte uns solches verdenken! Die letzten sieben österreichischen Kaiser haben nicht wie Landesväter, sondern wie grausame Feinde an uns gehandelt; wohingegen uns die Hohenzollernfürsten während der kurzen Spanne Zeit, die wir unter ihrem Regiment waren, nur eitel Liebe und Güte erwiesen haben.

Wo man hin hört, herrscht darum unter den verfolgten Protestanten namenlose Freude über die Hoffnung, durch Friedrich II. endlich Glaubensfreiheit zu erlangen. Dazu halten die preußischen Soldaten überall die trefflichste Zucht, und wo sie hinkommen, ist zwischen ihnen und ihren Wirten das beste Einvernehmen. Der König selber soll ein gar freundliches, leutseliges Wesen haben und schon dadurch alle Herzen gewinnen. Schon sind überall in der Nähe, kaum 2—3 Meilen von uns entfernt, preußische Truppen eingerückt, und wo sie hingekommen sind, haben sie alsbald den geplagten Evangelischen die heißersehnte Glaubensfreiheit verliehen. Hilf, lieber Herr, daß auch uns bald solches Glück zu teil werden mag!

4. Januar 1741.

Heute sind die ersten preußischen Truppen, eine Eskadron Husaren, unter dem Jubel der evangelischen Bevölkerung durch die Stadt geritten. Da sie keinen Aufenthalt hatten, konnten sie im religiösen Leben keinen Wandel schaffen, aber der Ritt-

meister verhieß uns in der nächsten Zeit sichere Hilfe. Gott gebe, daß diese Verheißung in Erfüllung gehen möge!

Die Stadt ist jetzt natürlichermaßen in zwei Parteien gespalten. Die Protestanten stehen um Sieg und Erfolg für den Preußenkönig, und die Katholiken, insonderheit die Geistlichkeit, bittet für Oesterreich. Den katholischen Einwohnern zwar ist es im Grunde gleichgültig, wer endgültig ihr Herrscher wird, denn sie haben ja die Beruhigung, daß König Friedrich allen seinen Unterthanen, ohne Unterschied des Glaubens, den gleichen Schutz, die gleichen Rechte angedeihen läßt. Für uns aber steht das Höchste auf dem Spiele, und darum beten wir Tag und Nacht für den bleibenden Erfolg der preußischen Fahnen.

16. März 1741.

„Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist seinen heiligen Namen! Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat! Der dir alle deine Sünden vergiebt, und heilet alle deine Gebrechen! Der dein Leben vom Verderben erlöst, der dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit! Der deinen Mund fröhlich machet, und du wieder jung wirst, wie ein Adler. Der Herr schaffet Gerechtigkeit und Gericht allen, die Unrecht leiden. Wie sich ein Vater über Kinder erbarmet, so erbarmet sich der Herr über die, so ihn fürchten. Amen.“

Gott hat unsere heißen Gebete erhört! Heute, als am Donnerstag den 16. März 1741, ist der glückselige Tag, an dem wir, nach 40 langen Verfolgungsjahren, in unserer lieben Vaterstadt wieder die erste evangelische Predigt hörten! Meine Hand zittert vor Freuden, indem ich dies niederschreibe, und mein Glück über die wiedererlangte Glaubensfreiheit ist so groß, wie ich nimmer gedacht hätte, daß ein Mensch es empfinden könne!

Am 13. März rückte das halbe preußische Kürassierregiment

von Gefler in die Stadt, dem am 14. ej. die andere Hälfte folgte. Als die vielen Truppen ordnungsmäßig untergebracht waren und sich vom Marsch ein wenig erholt hatten, sandte die evangelische Gemeinde eine Deputation zu dem General von Gefler, bezeugte demselben ihre Begierde nach dem lautern Worte Gottes und bat herzlich, daß der preußische Feldprediger, Gottfried Raue, ihnen auf dem Rathause eine Predigt halten dürfe. Mit Rührung hörte der leutselige Mann von den jahrelangen Leiden seiner Glaubensbrüder und erteilte mit Freuden die erbetene Erlaubnis. Er selber ordnete das Nötige an, und ließ auch auf den umliegenden Dörfern, die gleich uns in Not und Verfolgung geschmachtet hatten, bekannt machen, daß am 16. März in Schwiebus, auf dem Rathause, eine öffentliche evangelische Predigt stattfinden würde.

Mittlerweile aber hatte der katholische Probst, Anton Franz Conrad, Wind von der ganzen Sache bekommen und in seiner grenzenlosen Anmaßung lief er alsbald zum General und wollte die Predigt verbieten. Herr von Gefler sah den Unverschämten groß an. „Was? Ihr wollt mir verbieten, daß ich hier evangelisch predigen lasse?“

„Nun, so mag es für die preußische Soldateska meiner wegen erlaubt sein,“ sagte Conrad immer noch ziemlich befehlend.

„Nein, nicht für die preußische Soldateska, sondern für die hiesige, evangelische Bürgerschaft, und nicht weil Ihr es erlaubt, sondern weil es mein Befehl ist, soll öffentlich lutherisch gepredigt werden,“ entgegnete der General unwillig und ließ den unberufenen Einmischer stehen. Der jedoch gab sich noch nicht zufrieden und erhob abermals Einwendungen. Da wurde Gefler zornig und drohte ihm, wenn er sich jetzt nicht beruhigen würde, wolle man ihn an einen sicheren Ort bringen, wo er den armen Evangelischen nicht länger schaden könne. Da schlich der Eiferer kleinlaut davon, und wir be-

reiteten uns mit Loben und Danken auf die glücklichste Stunde unseres Lebens vor.

Am 16. März 1741, diesem ewig denkwürdigen Tage, versammelte sich auf dem Rathhause die schier unzählbare Menge der evangelischen Christen aus Stadt und Land, vom adligen Standesherrn an bis zum geringsten Knecht. Als der Trompeter zum drittenmal geblasen hatte, nahm der Gottesdienst seinen Anfang, und Herr M. Naue predigte über 1 Joh. 1, 6 u. 7, von der Kraft des Blutes Jesu Christi, sehr nachdrücklich und erwedlich. Als er las:

„So wir aber im Lichte wandeln, wie er im Lichte ist, so haben wir Gemeinschaft untereinander; und das Blut Jesu Christi, seines Sohnes, macht uns rein von allen Sünden,“ begannen viel Buß- und Freudenthränen zu fließen, und unsere Herzen waren voll Lob und Dank gegen den treuen Gott.

Besonders wir, die Alten, das kleine Häuflein der übriggebliebenen von denen, die einst 1701 Pastor Livius unter Thränen das Geleit gegeben hatten, konnten nicht genugsam die Güte des Herrn preisen, daß er uns diesen Freudentag noch erleben ließ! Neben mir saß mein Jugendgenosse, der 84 jährige Martin Marggraff. Diesem folgten Zacharias Hahnfeld mit seiner Gattin Barbara und seinem Bruder Michael, Frau Maria Bretler, geb. Liebsch, Daniel Zachert, Johann Friedrich Mühlpsfordt, Christoph Hoffmann, Friedrich Kärgel u. a., alle im Alter von 70—90 Jahren; wie z. B. Hoffmann, der 89 Jahre bereits gewesen war, ebenso Frau Hedwig Vulpinus. Friedrich Kumpel zählte 87, Frau Ursula Hahnfeld 84, Frau Maria Heinke 80 Jahre u. s. w.

Im ganzen waren ungefähr noch 40—50 von denen vorhanden, die Herrn Livius damals das Geleit gegeben hatten, ungerechnet die, welche als Kinder oder ganz junge Leute dem Zuge nachgelaufen waren. Als Herr Naue in der Predigt derer gedachte, die einst mit tausend Thränen von ihrem Seel-

sorger und der Glaubensfreiheit Abschied genommen hätten und nun nach 40 Jahren noch diesen frohen Tag erleben dürften, da drückten wir uns gegenseitig die Hände und konnten uns der Freudenthränen nicht enthalten.

Zum Schluß des Gottesdienstes sangen wir dann alle stehend, nach dem Ledeum noch, unser Trost-, Schutz- und Truglied: „Eine feste Burg ist unser Gott!“ Als die herrliche Andacht vorbei war, bedankten wir uns bei dem General von Gefler, und baten ihn, doch auch in Zukunft für unsere Glaubensfreiheit Sorge zu tragen. Da gab er uns gar freundlich die feste Versicherung, daß solches gewißlich geschehen solle, denn König Friedrich würde Schlesiens nie wieder an Oesterreich zurück geben.

Hallelujah! Lob, Preis und Ehr!

Sei unserm Gott je mehr und mehr
Und seinem großen Namen.

Stimmt an mit aller Himmelschar
Und singet nun und immerdar:

Mit Freuden: Amen, Amen!

Klinget, singet: Heilig, Heilig!

Freilich, freilich! Heilig ist unser Gott, der Herr Zebaoth!

VII.

Im Namen Jesu!

Schwiebus, den 3. April 1741.

Heute früh, mit Sonnenaufgang, ist mein herzliebster Vater, Michael Eckert, nach fast vollendetem 84. Lebensjahre, sanft und friedlich im Herrn entschlafen. Es war grade, als ob er nur die heißersehnte Glaubensfreiheit hätte abwarten wollen, ehe er zu seinen Vätern ging, denn von dem Tage an, der

ihm die Erfüllung seines größten Wunsches brachte, nahmen seine bis dahin ungeschwächten Kräfte zusehends ab.

Am Sonntag, den 19. März, konnte er zwar noch der Predigt im Rathause, die der Direktor und Pastor des Waisenhauses zu Züllichau, Herr Steinbart, hielt, beiwohnen, aber als er abends, wie er gewohnt war, solches in das Hausbuch eintragen wollte, vermochte er es nicht mehr. Am Sonntag Palmarum war er bereits so schwach, daß wir den Herrn Pastor Samuel Hoffmann aus Kalzig, der diesmal in Schwiebus die gottesdienstlichen Handlungen verrichtete, zu uns ins Haus bitten lassen mußten, damit er dem geliebten Greise das heilige Abendmahl reiche. Acht Tage darauf, als heute früh am Ostermontag, ist er mit vollem Bewußtsein und im größten Frieden heimgegangen.

Auch Martin Marggraff, sein Jugend- und Altersgenosse, mit dem zusammen er sich noch so herzlich der ersten evangelischen Predigt freute, hat nicht lange diesen glücklichen Tag überlebt; bereits am 26. März, am Sonntag Palmarum, vertauschte er dieses Jammerthal mit dem Himmel. Er war der erste lutherische Christ, der hierorts wieder ordnungsmäßig, durch Herrn Pastor Hoffmann aus Kalzig, mit einer Abtanking und Standrede begraben wurde.

19. April 1741.

Heut, als am 19. April, sind zu unserer großen Freude die Kaiserlichen Adler und Abzeichen von den öffentlichen Gebäuden überall abgenommen und dafür Königliche preussische angebracht worden. Gott sei Dank, nun haben wir die Glaubensfreiheit gesichert! Auch ist bereits die Ordnung wegen der regelmäßigen Gottesdienste getroffen. So lange wir keinen eigenen Geistlichen haben, sollen die Pastoren der benachbarten Städte und Dörfer abwechselnd bei uns predigen. Doch kann es vielleicht noch Jahr und Tag dauern, ehe wir im stande sein werden, Pfarrer und Lehrer zu berufen, denn durch die

Zahrzehnte lange Verfolgung und Bedrückung ist das gesamte Gemeinwesen in größte Unordnung geraten.

29. April 1741.

Wieder ist eine von jenen ehrwürdigen Alten, die am 16. März die Predigt Raues auf dem Rathause hörten, heimgegangen. Heut früh ist Frau Ursula Hahnfeld im Alter von vierundachtzig Jahren gestorben.

Weihnachten 1741.

Gott sei Dank! Nun sind wir ganz und gar preussisch! Am 10. November dieses Jahres ging zu Breslau die allgemeine Huldigung des Landes vor sich, zu welchem feierlichen Akt auch Schwiebus Deputierte abschicken mußte. Schon im Sommer vorher waren auf königlichen Befehl zwei evangelische Bürger zu Supernumerarii, und drei andere: Herr August Daniel Hoffmann, Stadt- und Landphysikus, Herr Kaufmann Kallmann, und Herr Accise-Einnehmer Knispel zu Ratmännern geselet worden. So kann uns denn Herr Conrad nichts mehr anhaben, und will's Gott, genießen wir und unsere Nachkommen, unter der ruhmreichen Regierung der Preussenkönige, bis ans Ende unserer Tage ungestörte Glaubensfreiheit!

Die Gottesdienste während der Festtage wurden auf dem Rathause gehalten, denn unsere Kirche ist leider so baufällig, daß es gefährlich wäre, sie zu diesem Zwecke zu benutzen. Sie wird auch wahrscheinlich gar nicht mehr zu reparieren sein, und wir werden uns wohl eine neue bauen müssen. Sowie wir mit der Wahl der Geistlichen und Lehrer in Ordnung sind, wollen wir Seine Majestät unterthänigst um die nötige Erlaubnis dazu angehen.

Oktober 1742.

Es ist eine wahre Freude, zu sehen, wie sich die Stadt unter dem milden und gerechten preussischen Regiment von

Tag zu Tag erholt! Viele der ehemals geflüchteten Einwohner sind wieder gekommen, und allenthalben blüht Handel und Gewerbe. Mit Umsicht und Gewissenhaftigkeit regiert der neue Bürgermeister, Herr Karl Sigismund Horn, die Bürgerschaft, und ein jeder freut sich in Gott seines Lebens und Wirkens.

Nachdem am 11. Juni dieses Jahres der Friede zwischen König Friedrich und der österreichischen Kaiserin geschlossen war, wurde er am 4. Juli bei uns von der Kanzel publiziert und darauf durch einen Dankgottesdienst gefeiert. Hierauf erfolgte der Rückmarsch der königlichen Truppen nach Brandenburg und den andern preussischen Landen. Am 22. Juli passierte das Koelische Dragoner-Regiment, und am 30. Juli das Gauenbergische Dragoner-Regiment die Stadt. Ihnen folgte am 5. August das Prinz Friedrichsche Kürassier-Regiment und am 13. August das Möllendorfsche Dragoner-Regiment. Die Soldaten wurden von den Bürgern verbientermaßen wie Brüder und Befreier aufgenommen, und allenthalben herrschte Siegesjubiläum, Dank und Freude.

22. November 1742.

Gingedenk des meinem herzlieben seligen Vater gegebenen Versprechens, daß ich mich, sobald uns Gott der Herr völlige Glaubensfreiheit schenken würde, wieder verehelichen wolle, habe ich mich gestern mit Jungfrau Johanna Elisabeth Hoffmann, dritten Tochter des weiland Herrn Kaspar Hoffmann, Kaufmanns hierselbst, verheiratet. Möge Gott zu diesem Bunde in Gnaden seinen Segen geben!

Wir haben immer noch keinen eigenen Geistlichen. Herr Raue, der uns an jenem 16. März 1741 die erste evangelische Predigt hielt, und den wir gar zu gern nach Schwiebus genommen hätten, ist leider inzwischen, während des Feldzuges, verstorben, nachdem er uns kurz vorher mit Freuden seine Zusage erteilt hatte.

Jetzt haben wir Herrn Christoph Gerasch, Prediger der Grenzkirche zu Stockvorwerk gebeten, zu uns zu kommen, und derselbe hat sich auch dazu bereit erklärt. Doch mag es immerhin noch einige Zeit dauern, ehe er hierher zieht, da er seine jetzige Gemeinde nicht so plötzlich verlassen kann. Wir sind unterdessen bei Seiner Majestät wegen Erbauung einer neuen Kirche vorstellig geworden, und erwarten nun mit begreiflichem Interesse die Antwort.

2. April 1743.

Heut früh ist der Königliche Bescheid auf unser Bittgesuch eingetroffen. Wir dürfen uns eine neue Kirche bauen, denn die alte ist derartig zerfallen, daß es unmöglich ist, dieselbe noch einmal zu reparieren. Eine Kommission, die neulich auf Königlichen Befehl hier war, und das Gotteshaus gründlich untersuchte, fand es in einem so schlechten Stand, daß seine in nächster Zeit vorzunehmende Abtragung angeordnet wurde.

November 1743.

Endlich hat die evangelische Schwiebuser Gemeinde wieder eine ordnungsmäßige kirchliche Einrichtung, nebst Pfarrer, Kantor, Lehrer und Küster. Am 19. Juni dieses Jahres erhielt Herr Pastor Gerasch (gebürtig von Tschaußdorf bei Crossen) seine Volation und am 15. Juli die Königliche Konfirmation, worauf er am 6. Oktober durch den Freistädtischen Pastor Primarius, Herrn Becker, feierlich in sein neues Amt eingeführt wurde.

Die Abreißung der alten Kirche hat am 8. Oktober begonnen, und wir hoffen binnen Jahr und Tag den Grundstein zur neuen legen können.

23. August 1746.

Die Grundsteinlegung des neuen Gotteshauses hat sich aus verschiedenen Gründen, insonderheit wegen des inzwischen ausgebrochenen, aber Gott sei Dank glücklich zu Ende ge-

führten zweiten schlesischen Krieges etwas verzögert. Erst heute, am 23. Aug. 1746, haben wir in Gottes Namen den ersten Stein in den Grund gesenkt. Herr Bürgermeister Horn, Herr Kallmann und die beiden Kirchenvorsteher Herr Liebsch jun. und Hübner verrichteten diese Ceremonie, worauf Herr Pastor Gerasch vor der fast vollzählig versammelten Gemeinde eine ernste und erweckliche Rede hielt! Nach ihm ließ sich der Herr Bürgermeister hören, und zuletzt sprach der Maurermeister Gerstmeyer aus Zieslenzig von dem Jerubabel, der den Tempel zu Jerusalem nach der Babylonischen Gefangenschaft wieder erbaute, in gar treffenden Worten. Der alte Grund ist übrigens beibehalten und nur gegen Morgen etwas eingezogen worden.

Weihnachten 1746.

Solches schönes, in Gott vergnügtes Fest wie dies Jahr haben wir lange nicht gefeiert! Der Kirchenbau ist rüstig vorwärts geschritten und soll, sobald das Wetter es gestattet, wieder aufgenommen werden. Ach, wie herrlich wird es doch sein, wenn wir erst wieder in einer eigenen Kirche dem Herrn unsere Anbetung werden darbringen dürfen! Herr Pastor Gerasch läßt es sich inzwischen sehr angelegen sein, die Gemeinde in echt evangelischer Weise zu bedienen, und überall hört man über seine Thätigkeit und Fürsorge Lob und Anerkennung.

Was nun mich und meine Familie anbetrifft, so habe ich täglich Grund, dem Allmächtigen für seinen Segen zu danken. Zwar hat uns das liebe Kreuz keineswegs verschont, wie denn unsere beiden ältesten Kinder, zwei Söhnlein, in frühester Jugend wieder starben. Will's Gott, erhält er uns nun das jüngste Kind, den am 15. Oktober d. J. geborenen Gottfried.

In der Stadt geht es jetzt allenthalben gar fein und ordnungsmäßig zu, und das Schwiebus von heute sieht dem von 1740 gar nicht mehr ähnlich. In fast wunderbarer Weise hat

sich der verwüstete, bedrückte und tote Ort unter der friedlich-gerechten Regierung König Friedrichs II. gehoben. Von den Unruhen und Lasten des zweiten schlesischen Krieges haben wir, einige Truppendurchmärsche und Einquartierungen abgerechnet, fast gar nichts gespürt.

Weihnachten 1747.

Der Rohbau der Kirche ist, Gott sei Lob und Dank dafür, vollendet! Nun, die allgemeine Opferfreudigkeit hat auch nichts zu wünschen übrig gelassen! Ein jeder that, was in seinen Kräften stand. Wer kein Geld geben konnte, verrichtete Handlangerdienste. Ja, der Eifer und die Freudigkeit an dem lieben Werke war so groß, daß Herren vom Magistrat das Bauholz auf ihren Schultern zum Plake trugen. (Die Kirche ist nämlich wiederum, da wir zu einem massiven Gebäude leider nicht die Mittel hatten, aus Holz und Fachwerk gebaut. Jedoch verspricht sie trotzdem schön und würdig zu werden. Sie ist innen sehr hell, hoch und geräumig und soll achtzehnhundert Sitzplätze erhalten.)

Am 13. September 1747 fing man an, das Werk zu heben, eine Arbeit, die sieben Wochen in Anspruch nahm. Der Knopf mit der Spitze wurde dann am 30. Oktober auf den Turm gesetzt. Ehe jedoch dies geschah, hielten wir auf dem Rathause einen feierlichen Gottesdienst, und zogen nach demselben unter Absingung eines Dankliedes nach der Kirche, wo zuletzt mit Posaunen und Trompetenschall das Tedeum erklang. Zum Schluß trank der Zimmermann Christian Louke aus Lagow, ein Mann von 70 Jahren, oben auf dem Rüstbaum, über dem Knopfe stehend, drei Gläser Wein, und nach jedem Trunke warf er ein Glas über seinen Kopf herunter. Zwei dieser Gläser blieben unverfehrt.*)

*) Sie werden noch heut in Schwiebuser Familien aufgehoben. D. B.

In dem Turmknopf waren die Schriften, die in dem alten Knopfe gewesen, nebst einigen neueren Nachrichten, einer Medaille vom Dresdener Frieden, ein Siebenkreuzer, ein Silbergroschen, und ein Zweigröschel hinein gelegt worden.

Am Abend dieses festlichen Tages waren etliche gute Freunde, u. a. auch unser Pastor, Herr Gerasch und der Organist, Herr Heinrich in meinem Hause versammelt. Wie natürlich sprachen wir zuerst mit Dank von den gegenwärtigen, guten Zeiten unter dem großen Preußenkönig, und nachher kam die Rede auch auf die hinter uns liegenden, schweren Bedrückungs- und Verfolgungsjahre unter österreichischer Herrschaft. Herr Gerasch, welcher dergleichen niemals selber erlebt hatte, konnte sich nicht genug wundern, wie doch die Schwiebuser evangelische Gemeinde sich ohne jede geistliche Pflege, Führung und Anleitung die Erkenntnis der Schrift und die Wahrheiten der lutherischen Lehre so rein, fest und klar habe erhalten können.

„Nun, das ist sehr einfach,“ entgegnete ich darauf. „Nächst Gottes Gnade und Bewahrung haben das einzig und allein unsere lieben Bücher gethan. Da war zuerst die Quelle alles Glaubens und aller Erkenntnis: die durch Dr. Martin Luther verdeutschte Bibel. Dann unser Gesangbuch mit den Kernliedern von Luther, Gerhard, Paul Eber, Frank, Flemming, Herberger, Minkart u. s. w., drittens die herrlichen Postillen von Johann Arnd, Valerius Herberger, Johannes Quirsfeld, Arnds Paradiesgärtlein, die „Bücher vom wahren Christentum“ u. a. m.

Dabei holte ich einige der ehrwürdigen Bände hervor und zeigte sie Herrn Gerasch, der sie mit Rührung betrachtete und ernst sagte: „Wahrlich, ein besser Erbe konnten Euch Eure Väter nicht hinterlassen!“ *)

*) Drei jener Bücher: Valerius Herbergers „Evangelische-Herk-Postilla,“ Scrivers Seelenschak und Joh. Quirsfeld „Evangelischer-Herkens-Schak“ sind noch gut erhalten in der Familie vor-

Da die evangelische Gemeinde in den sechs Jahren der preußischen Regierung an Seelenzahl außerordentlich zugenommen hat, so haben wir seit dem 16. Juli 1747 einen zweiten Geistlichen anstellen müssen. Derselbe, Herr Samuel Gotthilf

handen. Das Titelblatt von letzterem lautet: Evangelischer Herzens-Schatz Oder Erklärung Aller Sonn- und Fest-täglichen Evangelien/ in solcher Ordnung abgehandelt; daß darinnen der liebevolle Jesus durch Unterredung eines Lehr-Engels und gläubigen Seelen Ein sündliches Welt-Herz Bey ickigem bösen Welt-Lauffe und letzten Zeiten/ durch bewegliche Vermahnungen und ernstliche Dräuungen/ auch vielerley merkwürdige Exempel und Historien/ Zu rechtschaffener Buße bekehret/ hingegen aber ein frommes und betrübtes Christen-Herz Zu eifriger Fortsetzung seines Christenthums anvermahnet; Welchem beygefüget Vier und vierzig geistreiche Passions-Andachten/ durch welche ein ieder zur heilsamen Betrachtung des bitteren Leidens und Sterbens Jesu Christi angewiesen wird/ von M. Johann Quirnsfeld/ Eccles. Pirn. Archi-Diac. Nebst einer Vorrede S. Tit. Herrn Dr. Augusti Pfeiffers. 3. Aufl. Mit Jhr. Kön. Maj. und Churfürstl. Durchl. zu Sachf. allergnäd. Privilegio. Leipzig 1708. Auf den ersten Seiten dieser Postille sind dem inzwischen (1686) verstorbenen Verfasser Quirnsfeld von zwei Freunden folgenden Verse gewidmet:

„Ein Herzens-Prediger hat lange Zeit geheissen
Herberger fast allein; und nicht unbillig zwar;
Weil lauter Herz und Geist in seinem Pred'gen war/
Wie solches noch zur Stund die schönen Schriften weisen!
Jetzt aber muß man Jhn, Mein Quirnsfeld/ gleichfalls preisen
Als Herzens-Prediger! Man sieht es Sonnen-klar
In diesem Herzens-Schatz; Er bleibt auch immerdar
Als Herzens-Prediger berühmt in unserm Meissen.
Was Meissen? Ost und West wird rühmen diesen Schatz/
Und diesem geben auch in tausend Herzen Platz!
Es ist zwar fast die Welt belastet mit Postillen/
Sie reden aber nicht dem Herz so kräftig zu/
In seinem Schatze findt das Herz Trost und Ruh/
Er wird Herbergers Ruhm rechtschaffen auch erfüllen!“

Knispel*), ist ein Schwiebuser Stadtkind und meines Freundes Gerichts-Assessors Georg Knispel, hinterlassener jüngster Sohn. Er hatte vier Jahre in Halle dem Studium der Theologie obgelegen und kam nun zur Erholung in seine Vaterstadt, um dann späterhin nach Heiligenbeil in Preußen zu gehen, wo er zum Informator der Söhne des Oberst-Wachtmeisters Herrn von Hülßen ernannt war.

Da wir nun aber eben im Begriff waren, einen zweiten Geistlichen anzustellen, forderten wir den jungen Magister auf, uns eine Probepredigt zu halten. Er that es und predigte am Sonntag Judica und am Gründonnerstage über die Evangelien sehr erbaulich, kräftig und gläubig. Wir suchten nun beim Königl. Ober-Konsistorium die Erlaubnis zu seiner Wahl nach, und hatten darauf die Freude, daß er bereits am 20. Sonntage nach Trin. durch den Königl. Ober-Konsistorialrat und Pastor Primarium zu Glogau, Herrn Löbin, in sein Amt eingeführt wurde.

30. August 1750.

Nachdem wir vier Jahre lang an unserer neuen Kirche gebaut haben, ist dieselbe heute feierlich eingeweiht und dem Gebrauch übergeben worden! Wahrlich, einen schöneren Festtag haben wir noch nie gefeiert!

Am 14. Sonntage nach Trinitatis, am 30. August 1750, früh acht Uhr, versammelte sich die evangelische Gemeinde, nachdem man dreimal geläutet hatte, auf dem Rathause. Hier

Dem geistreichen Autori seinem hertzwerthesten Freunde zu Ehren
schriebs L. Joachim Feller / Poës. Prof. Publ.

„Komm an / O werther Schatz / fehr in die Seelen ein
Als in dein Eigentum / und mehre Lieb und Glauben;
Dein Reichthum soll kein Dieb aus unsern Herzen rauben!
Sie soll'n Dein Auffenthalt und Du ihr Kleinod sein!“

D. Bal. Alberti.

*) Der Verfasser der Schwiebuser Chronik.

stimmte man zuerst den Lobgesang an: „O, daß ich tausend Zungen hätte!“ Dann hielt Herr Pastor Knispel, welcher ein gar kluger und feiner Mann ist, eine herzbewegliche Abschiedsrede. Darauf schritt die ganze Gemeinde im ordentlichen Zuge, unter dem Geläut aller Glocken und dem Singen des von P. Knispel zu diesem Zwecke gedichteten Liedes: „So gehn wir nun aus diesem Orte,“ nach der neuen Kirche. Voran gingen drei Knaben: Gottlob Liebsch, Christof Daniel Balcke und Johann Karl Balcke, von denen der erste auf einem weißseidenen Rißen die Kirchenschlüssel trug. Vier andre Knaben in weißen Chorhemden folgten mit den heiligen Geräten. Hierauf kamen die Schule, die Geistlichen, die von Adel, der Magistrat und die Schöppen, denen sich die gesamte Bürgerschaft und Gemeinen anschloß.

Die Kirche eröffnete Herr Pastor Gerasch und verrichtete dann die Einweihungsgebräuche. Nach der Festpredigt wurde das Tedeum laudamus, unter dem Geläut aller Glocken, gesungen. Die nachher gesammelte Kollekte für die Kirche betrug 81 Reichsthaler.

Bei dem ordnungsmäßigen Nachmittagsgottesdienste hielt Hr. Pastor Knispel über die Epistel Gal. 5, 16—24 gleichfalls eine ergreifende Einweihungsrede. Also endete dieser frohe Tag!

Gleich wie sein Vorgänger Livius, hat Hr. Gerasch im Kirchenbuche diejenigen verzeichnet, die außerordentliche Gaben zum Gottesdienst schenkten, und auch ich will nicht unterlassen, diese Eintragung hier wörtlich niederzuschreiben:

1741 ist aufs Neu zu unserm Gottes-Dienste geschenkt: Fr. Kallmannin blautasten altartuch mit Silberspißen und weißlein Wandtüchl. Hr. Kallman zwei große Zinnerne Leuchter. Liebliche Seel. Erben den vergoldeten Kelch nebst paten. Löbl. Tuchknappen den großen silbernen Kelch nebst paten. Fr. Gehlin 100 rthlhr. 45 Loth silber, wovon die Orgel geschafft,

silberne Mann und Schachtel. Die Fr. Baronin von Brecherin das grüne damastne altar Tuch mit golden Spitzen. Fr. Kallmannin Chor-Rock. Fr. Liebschen auch einen. Fr. von Schendendorffin für die Knaben zwey Chorröcke ein Tüchl auß altar. Mstr. Hübner die Sanduhr auf die Cankel. Den grünen Sambt Klingbeutel Hr. Martin Pechler. Außerdem ließ anfertigen den vergoldeten Turmknopf, welcher 37 Rthl. kostete, Hr. Joh. Friedr. Kiepert. Den einen Beichtstuhl schenkte Hr. Friedr. Köhler für seinen Bruder Johannes, und den andern schenkte der Kaufmann Joh. Christof Walde jun.

Bei der Einweihung der Friedrichskirche wurde gesungen:

So geh'n wir nun aus diesem Orte,
Wo wir den Herrn bisher verehrt,
Und wo er uns mit seinem Worte
Den Weg des Lebens selbst gelehrt.
Ach, rühmt, was Gott an uns gethan,
Und stimmt ein frohes Loblied an!

Wir gehen frei von Angst und Trauer,
Rein traur'ger Zufall treibt uns aus,
Rein Gott zeigt uns in diesen Mauern
Ein ander und bequemer Haus!
Wo man von Geist und Andacht voll
Ihm dienen und verehren soll!

Dir, großer Gott! gebührt die Ehre,
Du hast der Armen Wunsch erfüllt,
Und ihre Sehnsucht nach der Lehre
Des reinen Worts so wohl gestillt,
Daß Dir allhier nun jedermann
Ganz ungehindert dienen kann!

Doch schenkst Du uns nicht nur die Freude,
Daß man Dir dient in Fried' und Ruh',
Du baust zu unsrer Seelenweide

Uns auch ein neues Haus dazu.
Wer hätte dies in jener Nacht
Der vierzig Jahre wohl gedacht?

So zieht denn in den neuen Tempel
Mit einem neuen Herzen ein,
Und laßt uns andern ein Exempel
Der Dankbarkeit und Andacht sein!
Daß alte sei nun abgethan,
Heut geht ein neues Leben an!

Der Bund ist schon mit Gott geschlossen,
Wir wollen thun, was ihm gefällt,
In seinem Dienste nie verdroffen
Und unbefleckt von dieser Welt!
Ja, unser Herz soll ihm allein
Zur steten Wohnung offen sein!

Du aber wirst an uns erfüllen,
O, großer Gott ins Himmels Thron!
Was Du nach Deinem heil'gen Willen,
Versprichst in Deinem lieben Sohn!
Daß Du Dein Häuflein nicht vergißt,
Weil es nach Dir genennet ist!

Wir wollen Deinen Ruhm erheben,
So lang ein Odem in uns ist.
Wir wollen Dir die Ehre geben,
Weil Du so groß und herrlich bist!
Bis wir in Deinem Freudenreich
Dich loben, jenen Engeln gleich! —

Herr, Herr, Du siehst uns gnädig an,
Durch Dich ist alles wohlgethan!
Des Landes Ruh erhält uns Deine Kraft!
Dein Arm, der alles schafft!

Du kannst, wenn's nötig ist, auch wohl in tausend Welten
Der Feinde Wut, der Reider Neid, mit größtem Nachdruck schelten!

Laß Feind und Bosheit rasen,
 Laß Sturm und Wetter blasen.
 Herr! wenn Du winkst, muß es sein Rasen lassen!
 Dein Zion sieht auf Dich!
 Durch Dich erholt es sich!
 Durch Dich, o Herr! kann Zion Herzen fassen!

Hier steht das Haus, das Du gebaut,
 Für uns, Dein Volk, das Dir vertraut.
 Zu Deinem Dienst weihst es Dir jedermann.
 Wenn hier Dein Wort erschallt,
 So flamm die Herzen an,
 Sonst sind sie träg und kalt.
 Laß hier Dein Wort in diesen Mauern
 So lange noch Dein Wort den Ball der Erden trägt,
 So lang der Luftkreis sich bewegt,
 Zum Jauchzen Deines Volkes dauern!

Beglückte Stadt!

Du siehst nun in deinen Grenzen
 Die Sonne der Gerechtigkeit
 Und der Zufriedenheit
 In schönster Pracht und Anmut glänzen;
 Du siehst, was er auch dir erwiesen hat,
 Indem er sich bei dir ein Haus erbaut:
 Nachdem du ihm, dem starken Zebaoth,
 Und seiner Macht recht kindlich hast vertraut.
 Beglücktes Volk des Herrn,
 Wie legest du die Freude an den Tag,
 Die jeund Herz und Sinn ergötzet,
 Da dich des Allerhöchsten Wort
 Durch Behr' und Trost fast aus dir selber setzet?
 Erheb ihn fort und fort,
 So sehr dein Mund ihn loben mag!
 Erkenne deines Gottes Güte,
 Und laß aus dankbarem Gemüte
 Für deines Gottes Huld die Seufzer aufwärts gehn! —

„Du König des Himmels, Beherrscher der Erden!
Erhalte die Deinen auf ewig beglückt.
Und auch Friedrichs Wohlergehn
Müsse sich noch mehr erhöhen!
Dieses großen Königs Haus
Breite sich im Segen aus!
Laß den Wunsch erfüllet werden,
Den dein Zion aufwärts schickt!“ *)

Von jenen alten Leuten, die seiner Zeit Herrn Pastor Vivius das letzte Geleit gegeben hatten, und von denen mein Vater bei Gelegenheit der ersten evangelischen Predigt, a. 1741, etliche namhaft gemacht hatte, waren bei der Einweihung noch zugegen: Michael Hahnfeld; Frau Maria Bretler, 80 Jahre; Daniel Zachert, 84 J.; Martin Liebsch, 83 J.; Frau Anna Poser, 80 J.; Frau Ursula Stengricht, 81 J.; Martin Poser, 80 J.; Frau Elisabeth Hirsfeld, 87 J.; Meister Andreas Bär, 94 J.; Frau Barbara Hahnfeld, 84 J.; Frau Anna Maria Redlich, 80 J.; Frau Anna Maria Beer, 83 Jahre. Christof Hoffmann, der sich schon Jahre lang auf die neue Kirche freute, war kurz vor der Einweihung im Alter von 98 Jahren gestorben. Die Anwesenheit dieser treuen, alten Glaubenszeugen trug natürlich nicht wenig dazu bei, die schöne Feier noch schöner zu machen. Ewig unvergeßlich wird allen Teilnehmern dieser frohe Tag bleiben!

Gloria in excelsis Deo!

Ja, Ehre sei Gott in der Höhe für alles, was er uns bis auf den heutigen Tag Gutes gethan hat.

Möge Er auch in Zukunft geben, daß das lautere Evangelium uns und unsern Nachkommen ungestört durch die römische Kirche, gepredigt werden darf!

*) Diese Kirche soll, so Gott will, nächstens mit einer massiven vertauscht werden.

Und hiermit will ich meine Aufzeichnungen in diesem Hausbuche schließen, denn der Band, der die 230 jährigen Erlebnisse unserer Familie und Vaterstadt in sich birgt, ist gefüllt.

Alles, was ein Menschenleben, auf seiner längeren oder kürzeren Laufbahn, an Freud und Leid, Glück und Schmerz, Ehre und Schmach, treffen kann, ist hier drinnen in schlichten Worten wahrheitsgemäß geschildert. Möge das Studium dieser verschiedenartigen Fügungen und Führungen Gottes Kindern und Enkeln zum Segen gereichen! Amen.

Michael Sckrl,
Bürger und Tuchkaufmann zu Schwiebus.
Anno 1750.

A n h a n g.

Schwiebus, O st e r n 1779.

Nachdem mein herzlichster Vater, Michael Sckrl, am 9. Februar 1779, im Alter von vierundachtzig Jahren im Herrn entschlafen ist, wurde er drei Tage darauf durch unsern würdigen Pastor Knispel mit einer Standrede und Abdanfung begraben. Ich will hier nun an seiner Stelle die Familien- und Stadtgeschichte in aller Kürze ergänzen, denn die Erlebnisse während des siebenjährigen Krieges sind bereits in einem anderen Buche ausführlich niedergeschrieben.

Gott sei Dank, leben wir unter der ruhmreichen Regierung der teuren Preußenkönige noch immer in ungestörter Glaubensfreiheit, und haben nur den einen Wunsch, daß uns der Herr in der Glaubensfreiheit und in der Herrschaft der Hohenzollern bis ans Ende aller Tage behalten möge!

Wie man aus den Anfangszeilen sehen wird, ist Herr Samuel Gotthilf Knispel noch immer unser treuer Geistlicher, während Herr Pastor Gerasch bereits am 12. Februar 1768 starb und unter dem Altar unserer evangelischen Kirche beigesetzt wurde. Sein Nachfolger ist Herr Pastor Wilde.

Was nun mich und meine Familie anbelangt, so will ich zuerst melden, daß ich der jüngste und einzig überlebende von vier Brüdern bin. Doch kostete meine Geburt meiner Mutter, Frau Johanna Elisabeth, geb. Hoffmann, das Leben. Sie starb einen Tag darauf, am 5. Februar 1756, im Alter von kaum zweiunddreißig Jahren. Infolge dieses traurigen Umstandes gab mir mein Vater den Namen: „Benjamin“.

Nachdem ich erwachsen war, verheiratete ich mich am 6. Mai 1778 mit Jungfrau Johanna Luisa Schmidt.

Am 23. März 1779 ist mir der erste Sohn geboren worden, den ich noch am selben Tage zur heiligen Taufe beförderte, da ich ihm die Namen: „Christian Benjamin Gotthilf“ beilegen ließ. Möge auf diesem Kinde allezeit der Segen seiner gläubigen Vorborden ruhen!

Benjamin Sderl,
Bürger und Tuchkaufmann
zu Schwiebus 1779.

Zum Schluß theile ich, des Vorbenannten Sohn, Gotthilf Sderl, die Abschrift der Todesnachricht des Herrn Pastors Knispel mit. Da dieser würdige, fromme Geistliche sich über fünfzig Jahre lang um die Schwiebuser Gemeinde außerordentlich verdient gemacht hat, ist solches wohl nicht mehr als recht und billig.

„Am 14. November 1800, nachts um zwei Uhr entschlief unser Würdiger Prediger Herr Secunda Pastor Knispel (im Alter von 79 Jahren, 3 Monaten, 3 Wochen) und wurde Montag den 17. dieses Monats in die Evangelische Kirche

getragen, wobei unsere, wie auch die Catholische Glocken gemeinschaftlich geläutet worden und Herr Pastor Primarius Wilde ihm eine leichen Rede auf der Kanzel hielt, Ephr. 13, 7: „Gedenket an Euhre Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach.“ Nach der Predigt wurde dann das Lied gesungen: „Schlaf, Edler, sanft!“ Nach diesem wurde er mit einer sehr zahlreichen Versammlung und vielen Thränen auf den Kirchhof begleitet, wo nach der Beisetzung sein Herr Sohn, der Herr Rektor aus Frenstätt, ihm die letzte, - Kindliche Pflicht abstattete, und an seinem Grabe eine Rede hielt über die Worte: Gal. 6, 9: „Lasset uns aber Gutes thun und nicht müde werden, denn zu seiner Zeit werden wir auch Erndten ohne Aufhören.“

Gott schenke ihm eine fröhliche Auferstehung zum ewigen Leben, uns aber alle lehre Gott bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir Klug und Selig werden! Amen.“

Nachwort: Alles hierin Mitgeteilte ist historisch wahr.
